Unterhaltungen

im

Bade.

Aus den Papieren

einer

hochgestellten Dame.

Mannheim.
In Commission bei Tobias Löffler.

1853.

Unterhaltungen im Bade.

Zweiter Theil.

Des
Herzens Himmel und des Herzens Hölle.

I.

Wie in der Weltgeschichte große Begebenheiten nie abgesondert dastehen, so erwuchs auch die französische Revolution am Schlusse des vorigen Jahrhunderts nicht plötzlich und aus sich selbst; und eben so wenig hat sie blos in Frankreich oder nur äußere Bewegungen hervorgebracht. Ward sie doch von einer geistigen Revolution in der ganzen cultivirten Welt begleitet, welche theils die Ursache, theils die Folge dieser Bewegungen zu nennen ist. Die bürgerliche, sittliche, religiöse und wissenschaftliche Ordnung haben gleich große Veränderungen erlitten, und wer vermöchte zu berechnen, welche noch aus ihr folgen werden?

Auch Spanien fühlte die Stöße dieses furchtbaren, die ganze moralische Welt erschütternden Erdbebens so gewaltig und nachhaltig, daß auch für die pyrenäische Halbinsel von dem Jahre 1792 an, eine neue Zeitepoche gerechnet werden darf. Eine Thatsache, die um so weniger auffällt, wenn man erfährt, auf welche Weise die spanische Monarchie von der französischen Revolution wahrhaft überrascht wurde, und zwar gerade in jenem verhängnißvollen Augenblicke, in welchem sich der würdige Florida-Blanca durch die Intriguen der Königin und Salvaterra's gestürzt und Don Manuel de Godoy zum ersten Minister Spaniens erhoben sah.

Um sich aber ganz in die damalige Zeit und Lage dieses Staates versetzen zu können, bedarf es eines näheren Eingehens in Beide, und wie konnten wir dies besser als wenn wir unseres Helden eigene Worte anführen, — jene Worte, die er am Abende seines Lebens über diesen Gegenstand in seinen Memoiren niederlegte.

Der unvorsichtige und unpolitische Krieg — sagt er dort — in welchen sich im Jahre 1779 Spanien, im Einverständniße mit Frankreich, gegen England eingelassen, hatte zum Zweck den Aufstand der Colonien Englands im Norden von Amerika zu unterstützen, führte aber zu einer gänzlichen Erschöpfung des schon mit Schulden beladenen Staatsschatzes. Zugleich aber ward auch das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und den Bedürfnissen der Monarchie völlig zerstört und der Credit Spaniens und Frankreichs gleichmäßig erschüttert.

Was war da zu thun? Im Anfange dachte die Regierung an die Einführung von Ersparnissen in allen öffentlichen Zweigen; als aber im Jahre 1783 der Frieden erfolgte, beschränkte man diese Ersparnisse namentlich und fast ganz allein auf das Heer.

So kam es denn, daß sich 1792, beim Herannahen eines unvermeidlichen Krieges mit Frankreich, die Land- und Seemacht Spaniens kaum auf 36,000 Mann belief. Die Reiterei war dabei fast aufgelöst, die Arsenale waren leer, die militärischen Fabriken in Unordnung und der Effectivstand der Armee fand sich — außer in der Marine, wo die Furcht vor England einen besseren Zustand nöthig gemacht hätte — überall ungenügend.

Da aber Familienbündnisse mit Frankreich und Por-

tugal jede Furcht von Seiten des Continentes bannten, so betrachtete man die kleinste Vermehrung der Truppen für einen unnöthigen und verderblichen Luxus. Mehr noch! die lange Ruhe hatte einen erschlaffenden Müßiggang erzeugt und so waren auch alle Uebungen in der Kriegskunst ganz und gar vernachlässigt worden.

Und doch! wie ganz anders hätte Spanien dastehen können, wenn nicht gerade vom Hofe aus — von der einen Seite diese Apathie, von der anderen jene grenzenlose Verschwendung ausgegangen wäre, die auch Frankreich an den Rand des Abgrundes gebracht.

Die materiellen Hülfsquellen Spaniens würden ja an das Unerschöpfliche gereicht haben, wenn nicht die innere Verwaltung, durch alte Vorurtheile beherrscht, vor allen Neuerungen und durchgreifenden Maßregeln, die Ackerbau, Künste, Handel, Gewerbe und Schifffahrt erforderten, stets zurückgebebt wäre. Dabei konnten die Massen des Volkes, da es ihnen an allen Elementen der Arbeit gebrach, ihre Existenz nicht verbessern; der Grundbesitz befand sich beschränkt auf einen kleinen Kreis von Titular-Besitzern, und zwar lag auch noch der größte Theil davon in todter Hand. Kaum erhielt sich noch der matte Schimmer einer unbedeutenden Industrie unter den niedersten Klassen des Volkes, während der Handel, der den allgemeinen Wohlstand allein hätte zurückführen können, von Spaniens überstolzem Adel verachtet und, als unter seiner Würde, gänzlich vernachlässigt wurde.

Thörigter — ja man kann sagen unglücklicherweise nahmen dagegen die Anstellungen in Staat und Kirche die ganze Ambition der damaligen Zeit in Anspruch; ein Be-

weis der verdorbenen und servilen Neigungen, von welchen die mittleren Klassen der Bevölkerung angesteckt waren. Da war in der That fast keine Familie, die nicht — selbst mit den größten Opfern — das Glück zu erkaufen gestrebt hätte, wenigstens eines ihrer Glieder als Staatsangestellten oder Geistlichen zu sehen. Diese unselige, allgemein verbreitete Manie aber gab der Kirche bei weitem mehr Priester, als sie anzustellen im Stande war; die Klöster füllten sich daher mit einer immer wachsenden Menge von Mönchen und Nonnen aller Arten, Farben und Alter an, während der ganze Staat füglich mit einem riesigen Ameisenhaufen von Advokaten, Sachwaltern, Bevollmächtigten, Notaren, Gerichtsschreibern und ähnlichen Bediensteten verglichen werden konnte; wozu noch die Unzahl der untergeordneten Beamten und der Aspiranten kam: sämmtlich Menschen, die nicht das Geringste producirten und doch zumeist auf Unkosten des Staates lebten *).

So stand es in Spanien, als dem jugendlichen Günstlinge der Königin, Don Manuel de Godoy, jetzt Herzog von Alcudia, die Zügel der Regierung in die Hand gelegt wurden; — so stand es in Spanien, als die Revolution in Frankreich wie ein furchtbares Gewitter am politischen Horizonte Europas heraufzog und ihre Donner schon an den Pyrenäen widerhallten.

Die Gefahr, mit welcher Spanien von Seiten Frank-

*) *Memoires du prince de la paix, Don Manuel de Godoy. Traduits en français d'après le manuscrit espagnol par J. G. D'Esménard. Tome premier p. 47.*

reichs bedroht war, stand fest; der Krieg war beinahe schon gewiß, und doch war fast noch nichts zur Vorbereitung auf denselben geschehen, weil die Intriguen der Königin gerade in der letzten Zeit die Hände Florida-Blancas — der jetzt auf der Citadelle von Pampelona den Dank für ein Leben voll Aufopferung erntete — gefesselt hatte. Alles was jener edle Mann und Vaterlandsfreund noch hatte durchsetzen können, war, daß man einige Regimenter nach den Pyrenäen vorschob, einen Cordon zu ziehen versuchte und die Garnisonen der wichtigsten Plätze verstärkte.

Dagegen gingen die Hauptbemühungen der Partei der Königin und Salvaterras dahin: den Spaniern die Zustände Frankreichs zu verbergen.

Die einzige Zeitung Madrids mußte ein strenges Schweigen über Alles beobachten, was sich außerhalb der Grenzen des Reiches zutrug; es versteht sich von selbst, daß von dem Augenblicke des Sturzes des Ministers keine Bücher und fremden Journale mehr zugelassen wurden; ja die Creaturen des Beichtvaters der Königin, die sich bereits seit langer Zeit in allen Aemtern eingeschlichen hatten, gingen so weit, selbst die Correspondenz der Handelswelt einer strengen Inquisition zu unterwerfen. Auf welche Weise, bei einem solchen Stande der Dinge, die Gelehrten und alle freisinnigen Männer, die auf die öffentliche Bildung Einfluß übten, überwacht waren, kann man sich denken.

Florida-Blancas weiseste Reformen standen stille, ehe der junge und noch unerfahrene Godoy nur etwas davon ahnte, und eine allgemeine rückgängige Bewegung

beurkundete, welche Hände für den Augenblick im Geheimen die Zügel der Regierung ergriffen hatten.

Dies waren die Maßregeln, die man in dem Augenblicke ergriff, in dem es sich um die große Frage: „Krieg" oder „Frieden" handelte! Während man aber von Oben herunter ein thörigtes und geheimnißvolles Schweigen beobachtete, drangen dem ohnerachtet mehr oder weniger übertriebene Gerüchte von den großen Bewegungen Frankreichs in der Halbinsel ein und gingen hier von Munde zu Munde; wodurch natürlicherweise die Lage des Staates noch mehr beunruhigt ward, indem sich theils Furcht, theils ein revolutionärer Geist der Gemüther bemächtigte.

Da folgten Schlag auf Schlag die Tage des 20. Juni und des 10. August, die Abschaffung des Königthums und die Erklärung der Republik.

Diese Erklärung war der Schmerzensruf der Mutter Zeit, die unter gräßlichen Wehen das neunzehnte Jahrhundert gebären sollte. Das Mittelalter mit seinen überlebten Einrichtungen mußte den Anforderungen der erwachten, in der Cultur rasch fortschreitenden Menschheit weichen. Europa zitterte, Königthum und Kirche wankten in ihren Fugen, und selbst ein Salvaterra sah mit Bangen der drohenden Zukunft entgegen.

In diesen ersten Tagen stürmisch bewegter Zeiten war es, als an einem Abende, kurz vor Sonnenuntergang, eine hohe Gestalt auf den Wällen der Citadelle von Pamplona mit verschränkten Armen auf- und abging. Es war ein Mann, nahe den Sechzigen. Die strengen ernsten Züge, Haltung und Bewegungen trugen den Stempel der Hoheit, während das geistig-tiefe Auge den schar-

fen Denker verrieth, der auch in der Einsamkei. allein ist, sondern sich gerade hier, mehr denn irge. sonst, in einer heimischen Welt bewegt. Die Kleidu des Mannes war ungemein einfach aber fein, ganz aus schwarzem Sammt und Atlas von derselben Farbe bestehend und nach dem Schnitt des Hofes. Orden und Ehrenketten schmückten ihn nicht; dennoch wichen die Wachen ehrfurchtsvoll zurück, wenn er ihnen, in Gedanken versunken, nahe kam.

Jetzt blieb der Gefangene — denn daß er dies war, bewies der Ort, an dem er wandelte und die Gestalt des Gefangenwärters, die sich in nicht allzu großer Entfernung an der Seite einer Wache sehen ließ — stehen und schaute, überrascht durch das prächtige Schauspiel der sich zum Untergang neigenden Sonne, gen Westen.

Es war in der That ein wundervoller Anblick. Der ganze westliche Himmel glich einem Meere von Gold und Purpur, durch dessen blendende Fluthen die Sonne ruhig, stolz und majestätisch immer tiefer und tiefer hinabzog, gleich wie ein Held, der — müde von des Lebens heißen Kämpfen — sich nach Ruhe sehnt und mit zufriedenem Lächeln noch einmal auf seinen Lebenspfad zurückschaut.

Vielleicht bewegten ähnliche Gedanken das Herz des einsamen Gefangenen; denn sein Auge, das erst in dem Feuer eines hohen Gedankens aufgeblitzt, schien sich jetzt zu feuchten. Rasch drehte er sich um; aber, als rief ihm die Natur tröstend zu: auch sinkend übergießt die Sonne die arme Erde noch mit ihrer Strahlen Fülle! erglühten die Gipfel der Pyrenäen bis weit hin zu dem Thale

Ronceval, in dem einst der tapfere Roland sein Leben für das Vaterland ausgehaucht.

Der Gefangene blieb unbeweglich stehen. Mochte ihn nun der großartige Zauber der abendlichen Landschaft fesseln; — mochten seine Gedanken, aufgestachelt durch das Bild versinkender Größe, sich in der Erinnerung an das eigene Leben verlieren.

Lange sah ihm die Schildwache an der Seite des Gefangenwärters schweigend zu, dann wandte sie sich zu dem Letzteren und sagte leise:

„Das ist ein eigener Kautz, gar nicht wie die Anderen, die hier oben wohnen. Hat was Majestätisches.... Respect einflößendes! .... wenn er Einem ansieht, meint man, man müsse salutiren!"

„Thut's nur" — entgegnete der Gefangenwärter — „es ist ein ganzer Mann, vor dem die Welt den Hut ziehen muß. Ein Mann, der sich selbst gemacht hat. Keiner von jenen Hochadligen, bei welchem es, sobald sie sich nur zeigen, heißt: Hinweg Pöbel! so lieb dir dein Leben ist, mach' Platz! und die, um berühmt zu werden und etwas in der Welt zu gelten, sich auf die Schultern ihrer Vorfahren stellen und aus alten Wappenbüchern erweisen, daß sie berühmt, klug und tapfer seien, weil ...... es ihr Ururgroßvater gewesen!"

„Mein Großvater" — meinte die Schildwache — „war ein Mann von Haus und Hof. Ich wollt' ich könnt damit beweisen, daß ich auch was hätte!"

„Wäret Ihr von altem Adel, Ihr könntet es! Der dort war dem Hofe längst ein Dorn im Auge, weil ihn seine Verdienste erst zum Granden gemacht und nicht die

Windeln, in denen er lag. Denn mit welchem Stolze sieht das adlige Volk über die Leute weg, die drei Ahnen weniger weise sind, als sie. Fordert Ihr aber von einer solchen Hochadligkeit Verdienste, so heißt Ihr sie, ihre Väter aus dem Grabe auferwecken!"

„Ihr habt ein loses Maul!" — versetzte die Schildwache — „wenn Ihr bei uns solche Redensarten führtet, dann . . . ."

„Nun dann?" — unterbrach ihn der Gefangenwärter lachend — „dann würde ich auf die Citadelle von Pamplona geschickt. Aber, Freund, Ihr vergeßt zweierlei: Erstens, daß ich schon da bin, und zweitens, daß wir hier im Königreich Navarra sind, und wenn wir auch nicht mehr, wie früher, eigene Könige und Cortes haben, so haben wir doch noch das Recht, frei von der Leber weg zu reden; denn ein Navarrese ist so adlig als ein Grand von Castilien, und ich kann nun einmal den castilischen Stolz nicht verdauen. Ich meine immer, die Menschen, die wirklich Ehre im Leibe haben, die sollten auf eignen Füßen stehen und selbst vorwärts bringen; die Hochadligkeit aber, die schaut nur zurück; sie lebt wie der Geier vom Aase; und Diejenigen, die nur von ihren glorreichen Ahnen reden, zeigen uns ihre Schuld, anstatt ihrer Quittung!"

„Aber wer ist denn jener Mann?" — fiel hier die Schildwache, die von den Worten des redseligen Gefangenwärters, wohl nur wenig verstand, fragend ein:

„Wer es ist?" — wiederholte dieser — „den kennt ja ganz Spanien; der Graf von Florida-Blanca ist es; seiner Majestät erster Minister . . . . . jetzt, zum

Danke für seine viele Dienste, in Ungnade gefallen und hierher verbannt."

In dem Augenblicke sprang ein prächtiger wilder Knabe herbei. Es war der sechsjährige Sohn des Gouverneurs der Citadelle. Der Kleine hatte bisher in einiger Entfernung auf den Wällen gespielt. Seine Augen, schwarz wie Kohlen, flammten in jugendlicher Lebenslust; seine feinen allerliebsten Gesichtszüge traten frisch nnd kräftig unter dem Schmucke schwarzer Locken hervor.

Jetzt war ihm der Schlagball unweit des Gefangenen, der noch immer in sich versunken da stand, niedergefallen; und ihn zu holen, wollte er eben an dem Gefangenwärter vorüber, als ihn dieser beim Arme festhielt uud frug:

„Wohin Mateo?"

„Meinen Ball holen!" rief der Knabe.

„Laß ihn" — sagte der Andere — „Du mußt den Herrn nicht stören. Du weißt was Vater oft gesagt."

„Will ich ihn denn stören?"—rief das Kind mit der Unbefangenheit der Unschuld — „ich will nur meinen Ball!"

„Den geb' ich Dir morgen!" — sagte der Gefangenwärter. Aber ehe er noch ausgesprochen, war Mateo schon entwischt und ihn auslachend davon gesprungen.

Das Kind hatte den Ball bald gefunden; da es dabei aber dem Gefangenen so nahe gekommen war, daß es ihn im Gesichte sehen konnte, blieb es, die Hände auf den Rücken gelegt, stehen, und schaute halb neugierig, halb erstaunt, den fein geputzten Herrn mit den stillen Zügen an, der bewegungslos in die Ferne schaute. Endlich konnte

es seine Neugierde nicht mehr zurückhalten und frug daher in kindlichem Tone:

„Was machst Du denn da?"

Der Klang der jugendlichen Stimme erweckte Florida Blanca aus seinem stillen Sinnen. Ueberrascht, doch mit unendlicher Ruhe senkte sich sein Auge auf den Knaben; kaum aber hatte er den reizenden Jungen erblickt, als seine Züge milder wurden und er mit väterlicher Freundlichkeit dem kleinen Frager die Hand reichte und sagte:

„Was ich da mache, mein Kind? ich bewundere den schönen Abend!"

„Hast Du denn noch keinen so schönen Abend gesehen?" — fuhr Mateo fort.

„Doch, mein Sohn!" — entgegnete der Staatsmann — „aber noch keinen in dieser Gegend, ... noch keinen von den Wällen einer Citadelle aus!" und ein bittres Lächeln spielte um den Mund des Ministers.

Der Knabe schwieg und schaute nun selbst nach den immer sanfter verglühenden Gipfeln der majestätischen Pyrenäenkette, als sei er erst heute auf die Pracht einer solchen Scene aufmerksam gemacht worden.

Es war eine ergreifende Gruppe. Hier das Bild der kaum aufbrechenden Lebensknospe, von den leisen Ahnungen der sich erst still und allmählig im Innern entwickelnden geistigen Welt übergossen; . . . . noch so ganz Unschuld, ... noch so ganz Hoffnung und Erwartung, ... noch so ganz unberührt von den Stürmen des Lebens. Daneben den ergrauten Staatsmann, in den ernsten und jetzt doch milden Zügen das unverkennbare Zugeständniß: daß Zeit und Erfahrung so tausend Hoffnungen

getäuscht . . . . . daß das thatenreichste Leben in den Augen des edlen Menschen, gegenüber der Weltgeschichte doch immer nur das momentane Dahinschweben einer Eintagsfliege sei. Im Hintergrunde aber die Gestalt des theilnehmenden Gefangenwärters, mit dem traurigen Abzeichen seines Amtes, dem Schlüsselbunde und der Schildwache markirte Figur.

Den Gefangenen selbst mochte der muntere, offene Junge wohl an seine Jugend erinnern; und indem seine Blicke unverwandt auf ihm ruhten, durchliefen seine Gedanken einen Zeitraum von nahe 60 Jahren, von dem eben so heiteren, das Leben froh begrüßenden kleinen Antonio Monino an, bis zu dem ergrauten Exminister, dem nun, am Abende seines Lebens in dem engen Raume einer vaterländischen Festung Muse gegeben war, über des Vaterlandes Dankbarkeit und den Lohn der Großen nachzusinnen.

Aber der Knabe hatte sich bald an der schon bekannten Scenerie der ihn umgebenden Natur satt gesehen; da ihm indessen der alte Herr in dem feinen schwarzen Kleide wohlgefiel und er so ganz anders war und aussah als die übrigen Gefangenen, so trat er näher hinzu, sah ihn fragend aus den schönen dunklen Augen an und sagte:

„Mann! warum bist Du denn hier? Bist Du denn auch gefangen?"

Ein zweischneidiges Schwert, durch die Brust Florida Blancas gestoßen, hätte diesen nicht schmerzlicher durchbohren können, als diese kindliche Frage. Es war, als stünde jetzt erst sein Schicksal recht klar vor seiner Seele.

Er zuckte zusammen, ... aber rasch gefaßt, sagte er mit unverkennbarer Wehmuth:

„Ja, Kind, ich bin auch Gefangener . . . . . und bin es . . . . weil ich den Menschen Gutes that!"

Mateo sah den Sprechenden groß an. — „Weil Du den Menschen Gutes thatest?" — wiederholte er dann langsam, als suche er den Widerspruch, denn diese Worte in seinem Inneren hervorriefen, zu entwirren, — „da hätte man Dir ja Unrecht gethan!"

Da rissen die Ströme des Gefühls in der Brust des sonst so festen Staatsmannes die Schleußen weit auf, und den Knaben stürmisch emporhebend und küssend rief er:

„Ja Kind! da hast Du in Deiner Unschuld ein wahres Wort gesprochen! — Ja! Unrecht hat man mir auch gethan."

„Nun" — fuhr der Knabe fort — „da will ich gleich zum Vater gehn, daß er Dich wieder frei läßt!"

Der Gefangene lächelte trüb. — „Laß das, mein Kind," — sagte er dann — „das kann Dein Vater nicht."

„O doch!" — rief Mateo in Eifer kommend — „freilich kann er es. Er ist ja der Gouverneur der Citadelle, und alles was er befiehlt, muß sogleich geschehen. Er hat mir oft genug gesagt, daß er kein Unrecht dulde!"

„So weit es in seiner Macht steht, mag dies sein!" — versetzte der Gefangene. — „Hier aber, liebes Kind, hat nur der König zu sprechen."

„Nun, so muß man es dem König sagen!" — fuhr der Knabe fort und seine Wangen rötheten sich ordentlich im Eifer — „der König wird gewiß kein Unrecht dulden!"

„Der König!" — entgegnete Florida-Blanca

bitter, und es war Zeit, daß der Gefangenwärter hinzutrat, und — Mateo an der Hand nehmend und wegführend — dessen kindische Zudringlichkeit entschuldigte. Der Knabe aber riß sich abermals los und heimspringend rief er noch aus der Ferne: „Ich sag' es doch dem Vater, daß man Euch Unrecht gethan hat, und er muß Euch frei lassen!"

Florida-Blanca sah dem Knaben mit wehmüthigem Ernste nach.

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit!" — murmelte er alsdann vor sich hin. — „Gutes Kind, du kennst die Welt und die Menschen noch nicht. Weil ein König der Erste seines Volkes ist, glaubst du, er müsse auch der Beste sein; und weil dein kindliches noch unverdorbenes Herz Dankbarkeit gegen deine Wohlthäter schwellt, kannst du nicht begreifen, wie man Gutes mit Undank vergelten kann. Ach!" — setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu — „wie bitter wird auch Dich einst das Leben enttäuschen!"

Florida-Blanca hatte sich unterdessen auf eine Bank niedergelassen, die ihm den Blick nach Osten und Westen gestattete, so daß er auf der einen Seite den völligen Untergang der Sonne, auf der anderen das wechselnde Farbenspiel der Pyrenäenkette — deren Purpurglut jetzt in ein röthliches Violet überging — beobachten konnte. Er war von der Pracht des ungewohnten Schauspieles entzückt; sie war ihm etwas Neues; denn wie hätte der, Tag und Nacht so unermüdlich thätige Minister bis dahin Zeit gehabt, sich mit den stillen Anschauungen der Natur zu befreunden. Jetzt aber war es ihm in seiner Einsamkeit,

als hätte er in ihr eine alte theure Freundin wiedergefunden; ja es war ihm, als spräche sie ihn durch die gigantischen Gebirgsmassen, die sich bis in die Wolken vor ihm aufthürmten, und durch die so still und majestätisch hinabsinkende Sonne freundlich und liebevoll an.

So kam es denn, daß er — wie in einem Zwiegespräche mit der versinkenden Königin des Tages — seinen Gefühlen und Gedanken halblaut Worte gab, und, ihr nachschauend, das Haupt auf den Arm gestützt, leise sagte:

„Wie sie so ruhig, so erhaben, so zufrieden mit ihrem Tagwerke hinabsinkt. Ist es nicht, als riefe sie den Menschen zu: Wirket wie ich, seelenstark, mit der vollen Kraft eures ganzen Wesens, mit der ganzen Glut eueres inneren Seins. Was kümmert es euch dann, wenn ihr das Haupt niederlegt, ob man euch segnet oder flucht, — ob man eurer dankbar gedenkt, oder euch vergißt — ihr nehmet, wie ich, das Bewußtsein mit hinab: eure Pflicht freudig erfüllt, reichen Segen rings um euch ausgestreut zu haben.“

Er schwieg. Dann, nach einer längeren Pause, dem Laufe seiner Gedanken wieder Worte gebend, sagte er: „Freilich habe ich meinen Sturz vorausgesehen; aber konnte ich ihm denn vorbeugen, ohne meine Ueberzeugung, mein besseres „Ich“ zu opfern? Und hatte ich nicht Recht, daß ich an ihr hielt, daß ich mich nicht auf Kosten des Vaterlandes zum Spielzeuge eines Weibes herabwürdigte? O pfui! über den Staatsmann, der bei der Wahl zwischen Untergang und wissentlichem Unrecht auch nur einen Augenblick schwanken könnte!“

„Und doch“ — sagte in diesem Augenblicke eine

Stimme hinter dem Rücken des Gefangenen — und doch gibt es so Viele, die hier nicht nur schwanken, sondern dem Egoismus ihr besseres „Ich" opfern!"

Der Gefangene war aufgefahren. Er sah sich unangenehm überrascht um, da er sich belauscht glaubte und sein durchdringender Blick traf strafend auf das todtenbleiche Antlitz eines Mönches. Aber die Züge dieses Antlitzes waren so edel, sein Ausdruck so ernst und doch so mild, der Blick so ruhig und offen, daß der Unmuth des Gefangenen schon durch den ersten Eindruck, den die Erscheinung auf ihn machte, gemildert wurde. Aber er schwand ganz, als der Mann in der Kutte mit dem Tone aufrichtiger Theilnahme sagte:

„Vergebung, Excellenz, ich nahm mir die Freiheit, Euch zu unterbrechen, nur, weil ich die letzten Worte gehört hatte, und ich Euch darauf aufmerksam machen wollte, daß es an einem solchen Orte nicht ohne Gefahr ist, seinen Gedanken Worte zu leihen. Hinter dieser Bank steigt eine verborgene Treppe auf, und manch' Unglücklicher ist vielleicht hier schon belauscht und dadurch noch unglücklicher geworden."

Es lag so viel Wahrheit und Aufrichtigkeit in dem Tone und in der Weise, wie diese Worte gesagt wurden, daß sie zum Glauben zwangen. Dennoch konnten sie bei einem Manne, der so viel in der Welt gelebt und mit so zahllosen Menschen in Berührung gekommen war, und daher jenes zurückhaltende Wesen angenommen hatte, was den Diplomaten, den großen Geschäftsmann und den reisenden Engländer so scharf charakterisirt, nicht jede Bedenklichkeit abstreifen.

„Wer seid Ihr denn?“ — frug daher der Exminister, zwar ohne Bitterkeit, aber kalt.

„Vor allen Dingen“ — versetzte der bleiche Mönch — „einer Eurer wärmsten Verehrer. Denn wer, wie ich, niedergeschmettert durch Unglück aus dem Schiffbruche des Lebens sein eigenes Selbst mühsam gerettet, der weiß, was es heißt: gegen die Intriguen der Menschen und die Schläge des Schicksals sich waffnen; der kennt die Größe, die darin liegt, sich eine Selbstherrschaft zu erringen, die uns die Kraft gibt, im Nothfall selbst den Block lächelnd zu umfassen, auf dem unser Blut fließen soll.“

„Nur wer den Muth hat“ — entgegnete der Gefangene — „mit dem Schicksal zu ringen, verdient den Namen „Mensch“ im edlen Sinne des Wortes.“

„Darum“ — sagte der Mönch — „sprach Gott zu Jakob nach dem Kampfe mit dem Engel: „Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel, d. h. Gottesstreiter; — darum erhoben aber auch die Griechen ihre Helden zu Halbgöttern und deshalb liebe und verehre ich Euch als einen großen Mann!“

Die Blicke des Gefangenen milderten ihre Strenge. Es ist ja so menschlich, im Unglücke den Trost der Anerkennung anzunehmen, die dargebotene Hand zu fassen, die bereit ist, die unsere warm und theilnehmend zu drücken. Dennoch war Florida-Blanca zu bescheiden und zu viel Philosoph, als daß er für sich die ehrenvolle Bezeichnung, die ihm der Mönch so eben beigelegt, hätte gelten lassen können. Mit trübem Lächeln sagte er daher: „Wer verdient denn auf Erden den Namen eines großen Mannes?! Was sind wir Menschen denn überhaupt? Ist es denn

unser Wille, der uns hervorruft? Werden wir gefragt, aus welchem Geschlechte wir abstammen, von welchen Eltern wir entsprießen, auf welchem Boden wir dürftig oder üppig fortkommen, durch welchen Zufall von Innen oder Außen wir untergehen wollen? Sind wir es denn, die wir uns nach Belieben Fähigkeiten, Kräfte, Talente zumessen? Ach nein! in allem diesem muß der Mensch höheren Gesetzen folgen, über die er nie Aufschluß erhält, ja welchen er beinahe wider Willen mit seinen stärksten Trieben dient. Gleichen wir nicht darin der Pflanze, die mühselig der Scholle entkeimt? So lange der Mensch wächst und die frischen, jugendlichen Lebenssäfte seine Adern schwellen, wie weit und fröhlich dünkt ihm da die Welt! Er streckt seine Arme umher und glaubt zum Himmel zu wachsen. So lockt ihn die Natur in das Leben hinein, bis er sich mit raschen Kräften, mit unermüdeter Thätigkeit alle die Fertigkeiten erwarb, die sie auf dem Felde oder Gartenbeete, auf das sie ihn gesetzt hat, an ihm ausbilden wollte. Nachdem er aber ihre Zwecke erreicht hat, verläßt sie ihn allmählig wieder. In der Blüthezeit des Frühlings und unserer Jugend, mit welchen Reichthümern ist überall die Natur beladen? und einige Monate nachher, wie ist Alles so anders! Die meisten Blüthen sind abgefallen, wenige dürren Früchte gedeihen. Mit Mühe und Arbeit des Baumes reifen sie, und sogleich gehen die Blätter an das Verwelken. Der Baum schüttelt sein müdes Haupt — das dürre Laub — den geliebten Kindern nach, die ihn verlassen haben. Da steht er nun entblättert da; der Sturm raubt ihm seine dürren Aeste, bis er endlich krachend zu Boden sinkt, und sich der Staub dem Staube vermählt!

— Ist's mit dem Menschen anders? Welche Unermeßlichkeit von Hoffnungen, Aussichten, Wirkungstriebe füllt dunkel oder lebhaft seine jugendliche Seele! Alles traut er sich zu; und eben weil er es sich zutraut, gelingt es ihm; denn das Glück ist die Braut der Jugend. Wenige Jahre weiter und es verändert sich Alles um ihn, blos weil er sich selbst verändert. Das Wenigste von dem, nach was er strebte, hat er ausgerichtet, und glücklich wenn er es nicht mehr, und jetzt zur unrechten Zeit, ausrichten will, sondern sich friedlich selbst verlebt."

Der Gefangene schwieg und sein Auge schaute trübe in die Ferne; er gedachte mit tiefem Schmerze, wie viel des Guten er angestrebt und wie wenig er zur Reife gebracht.

Der Mönch aber sagte: „Bescheidenheit ist der Probirstein ächter Größe. Ihr habt sie in jeder Beziehung bewährt. Ja — Ihr war't zu edel — und darüber verloret Ihr Amt und Freiheit — Spanien im Augenblicke der Gefahr seine beste Stütze."

Der Gefangene schüttelte den Kopf.

„Nun denn," — fuhr der Mönch, der den Exminister im Gespräche allmählig von der Treppe entfernt hatte, *leiser* fort — „wenn Ihr es nicht Wort haben wollt, so wißt, daß ich mit Gefahr des Lebens von Madrid hieher geeilt bin, Euch die Augen zu öffnen, Spanien und Don Manuel de Godoy zu retten."

Da durchzuckte es Florida-Blanca wie ein electrischer Funke, und erstaunt entfuhren ihm die Worte:

„Wer seid Ihr? und welche Beglaubigung bringt Ihr, daß ich Euch vertrauen darf?"

„Wer ich bin" — entgegnete der Mönch — „macht nichts zur Sache. Man nennt mich Bruder Anselmo; das genügt. Meine Beglaubigung aber liegt in der Wahrheit der Worte, die ich an Euch zu richten habe. Und diese Worte sind: Euer Feind und der Feind des Vaterlandes . . . . der Mann, der Spanien in kurzer Zeit ohne Eure Befreiung und Hülfe in den Abgrund des Verderbens stürzen wird . . . . der Mann, der über die beiden Herzen, die ich am meisten auf Erden liebe, den grenzenlosesten Jammer gebracht . . . . . ist Salvaterra, der Beichtvater der Königin!"

Florida Blanca war mit gespannter Miene der Rede Bruder Anselmo's gefolgt, als ob er eine große Nachricht erwartete; bei der Nennung des Namens Salvaterra aber, verwischte sich diese Spannung sogleich, und indem er die Achseln zuckte, sagte er fast geringschätzend:

„Die alte Rede! Da hättet Ihr die Reise sparen können, Hochwürdiger Bruder. Ich kenne das und habe es oft genug hören müssen. Es ist Verläumdung, — von Euch wohl Täuschung. Salvaterra ist mein Freund!"

„O unseliges Loos so vieler edler Sterblichen!" — versetzte Bruder Anselmo ohne überrascht zu sein — „Ja! freilich ist es Täuschung, ... aber nicht von meiner, sondern von Eurer Seite! Salvaterra war es, der Euch stürzte!"

Der Gefangene blieb stehen. Seine Züge hatten jenen Ernst, jene Strenge, ja den Ausdruck von Stolz angenommen, der ihnen so eigen war. Seine Haltung kündete Hoheit und ließ gewahren, daß der Schicksalsschlag,

der ihn getroffen, ihn wohl geschmerzt, verletzt, zeitweise trüb und weich gestimmt .... aber nicht im Geringsten gebeugt habe. Wer ihn so gesehen, hätte ihn für Spaniens Herrscher nicht für einen Staatsgefangenen halten müssen.

Anselmo bemerkte mit stiller Freude, die ungebrochene Seelenkraft des Mannes, auf dessen entschiedenes Mitwirken er das Gelingen der Pläne gegründet hatte, deren Geheimniß er tief in seinem Busen trug. Er blieb daher auch ruhig und unverletzt, als der Exminister kalt und schneidend sagte:

„Hochwürdigster Bruder! Ich danke Euch für die Theilnahme, die Ihr mir erwiesen; aber ich glaube Jeder soll in diesem Leben thun, was seines Amtes ist. Politik scheint das Eure nicht zu sein, und sicher ist es nicht: befreundete Herzen auseinander zu reißen. Ich bin verbannt und gefangen und habe nichts mehr, als meine Einsamkeit und meine Erinnerungen, nehmt mir nicht die eine und trübt mir nicht die anderen; es wäre zu grausam von Euch!" und mit diesen Worten wandte sich der Gefangene um, gab dem Wärter einen Wink und schritt, gefolgt von diesem und der Schildwache, stolzen und festen Schrittes den riesigen Steinmauern der Citadelle zu, die seinen Kerker bargen.

Bruder Anselmo schaute ihm mit schwerem Herzen nach. Dann sagte er mit bewegter Stimme: „Herrlicher Mann! welch' unverwelklichen Lorbeer windet selbst dieser edle Irrthum um Deine Stirne!"

II.

Die Sonne war bereits untergegangen. Der Wind strich kalt und scharf über die Wälle und erinnerte an die Höhe des Ortes und die Späte der Jahreszeit; denn der Oktober, der hier in dem Gebirgslande schon ziemlich rauh ist, hatte sein Regiment angetreten. Die Schildwachen hüllten sich allmählig in ihre Mäntel und auch Bruder Anselmo suchte Schutz.

Er fand ihn bald in einer geräumigen, alterthümlichen Halle, die auf sechs schwerfälligen kurzen Säulen ruhte, in deren Mitte auf einem großen Heerde ein munteres Feuer brannte. An dem Feuer aber stand die Frau des Gefangenwärters, die Abendmahlzeit bereitend, die aus gebratenem Fleisch und huevos revueltos con tomatas (Rühreiern mit Aepfeln) bestand. Sie schien ihren Mann mit Ungeduld zu erwarten, denn so oft sich ein Geräusch von der Thür her hören ließ, blickte sie, die Hand über die Augen haltend, auf, die jedesmalige Täuschung mit einem unwilligen, halblauten in den Bart brummen begleitend. Wer sonst eintrat, kümmerte sie nicht, da die Halle eigentlich der allgemeine Sammelplatz für die Bediensteten der Citadelle war.

So kam es, daß auch Bruder Anselmo unbemerkt von ihr blieb, als er sich schweigend in einem Winkel des Gemaches niederließ. Hier, die Arme kreuzend, versank er bald in ein tiefes Sinnen; es galt ja die Art und Weise ausfindig zu machen, auf welche er Florida-Blanca über seinen vermeintlichen Freund Salvaterra die Augen öffnen könne.

Die ganze Sache hatte nämlich folgende Bewandtniß.

Als Linda und Anselmo an jenem unglücklichen Tage zu Aranjuez — in Folge der Einwilligung Manuel de Godoy's in die Pläne der Königin und Salvaterras — wieder frei gegeben und nach Madrid zurückgekehrt waren, befanden sich Beid ein einem eigenen Zustande. Das plötzliche und erschreckende der für sie durchaus räthselhaften Katastrophe hatte selbst Anselmo fast betäubt, während Linda von Ungewißheit, Angst und Schmerz gefoltert von Stunde zu Stunde einer Nachricht von dem Geliebten entgegensah. Aber es traf keine Nachricht ein, noch erschien Manuel selbst. Der neue Minister, Herzog von Alcudia, war ja so gut als in dem Schlosse gefangen und von tausend Argusaugen überwacht.

Da sollte es für Anselmo plötzlich Tag werden. Gines, der Wasserträger im Hause der Donna Illescas war, durch Unvorsichtigkeit bei dem Einreißen einer Mauer in dem Garten, dieser in dem Momente zu nahe gekommen, in welchem sie zu wanken und zu stürzen begann. Ein herabfallender Stein verletzte ihn so schwer, daß er nach einer Stunde seinen Geist aufgab. In der Todesangst hatte er vorher aber noch Anselmo gebeichtet und hier gestanden, daß er von dem Beichtvater der Königin dazu angestellt und bestochen worden sei: Alles, was in Betreff Don Manuel de Godoy's und Donna Illescas vorgehe, augenblicklich zu berichten.

Diese Nachricht war für Bruder Anselmo wichtig genug, um über sie nachzudenken, und ihre Spur zu verfolgen. Er beobachtete genau, stellte mit seinen Muthmaßungen alles das zusammen, was er von Manuel

selbst über seinen unbekannten Beschützer gehört, und da auch mitten im Gerede über den Sturz des alten Ministers und die Erhebung des neuen, der Name Salvaterra's (als dessen, der diese Katastrophe herbeigeführt) nicht unerwähnt blieb; — als er sich endlich noch erinnerte, daß Florida=Blanca eine Haupttriebfeder bei der Austreibung des Jesuitenordens aus Spanien gewesen — — — da ward ihm Alles plötzlich klar, und scharfen Auges durchschaute er das ganze Gewebe, dessen Fäden alle in den Händen des Beichtvaters der Königin zusammenliefen.

Aber eben so schnell war auch sein Entschluß gefaßt. Hier galt es das Vaterland, — hier galt es einen edlen, aber irrgeleiteten Jüngling, — hier galt es einen Mann von Verdienst, — hier galt es Linda zu retten, deren Herz unter namenlosen Qualen brechen mußte, wenn Salvaterra's höllischer Plan zur völligen Reife kam.

Und auf welche Weise sollte diese Rettung nun erzielt werden! Ach! es gab nur Eine, und diese war: der Sturz Salvaterra's.

Aber Salvaterra, der Beichtvater der Königin, — der Günstling der Monarchin, — der Allmächtige . . . . und Bruder Anselmo, der stille, fast von Niemand gekannte Mönch!!

Indessen ein hoher, stolzer, kühner Sinn, der, wenn es gilt, auch nicht vor einer Welt von Feinden und Schwierigkeiten zurückbebt, ist ja der Schmuck des ächten Mannes. Je riesiger das Unternehmen, desto freudiger sein Muth; — je schwieriger die Stellung, desto herrlicher der Sieg!

Mit Don Manuel de Godoy durfte indessen nicht begonnen werden. So edel er war, so schwach hatte er sich doch auch schon erwiesen, und dann . . . . waren diesem ja auch die Hände gebunden. Aber Florida-Blanca mußte erkennen, wer ihn gestürzt; — mußte, durch einen Blick in die Verworfenheit Salvaterra's und seine ruchlosen Pläne zum Kampfe gegen seinen vermeintlichen Freund angespornt; — mußte seinem Posten wieder gewonnen werden. Dann war das Vaterland gerettet, — dann war Don Manuel wieder frei, dann konnte Linda's Zukunft noch eine glückliche werden.

Als Bruder Anselmo so weit mit sich im Reinen war, galt es nur noch die große Frage: „Wie aber nun zu dem gefangenen Exminister kommen?" Zwar wußte man, daß Florida-Blanca's Gefangenschaft auf der Citadelle von Pamplona keine sehr strenge, — daß sie mehr eine Verbannung war; indessen blieb doch vorauszusehen, daß nur mit Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten zu dem Gefangenen zu gelangen sei. Aber gerade in deren Ueberwindung lag ja ein neuer Sporn für Anselmo. Ohne daher irgend Jemanden — außer Linda — ein Wort von seinem Plane zu verrathen, machte er sich sofort auf den Weg nach Pamplona, woselbst einer seiner Verwandten als Abt des Klosters zur h. Dreifaltigkeit lebte. Um aber jeden Verdacht zu vermeiden, schlug Bruder Anselmo den Umweg über Saragossa ein, während ihn das braune Gewand eines Karmeliters mit der tief überhängenden Kapuze fast gänzlich unkenntlich machte. In Pamplona angekommen, fand er zu seiner Freude in dem Abte einen Verehrer Florida-

Blanca's; und da von dem Kloster der h. Dreifaltigkeit für jede Woche abwechselnd ein Priester zur Citadelle geschickt wurde, die geistliche Pflege der Gefangenen zu besorgen, so war der Weg zu dem Gefangenen gebahnt.

In der That hatte denn auch Anselmo heute diesen Dienst angetreten; aber — wie wir wissen, — in dem felsenfesten Glauben des Exministers an die aufrichtige Freundschaft Salvaterra's ein neues Hinderniß gefunden, über dessen Besiegung er jetzt gerade nachsann, als sich die Gesellschaft der Halle um drei Männer vergrößerte. Es war der Gefangenwärter, der dienstthuende Hauptmann und eine dritte Figur, der wir, ihres eigenthümlichen Aeußern wegen, schon einige besondere Aufmerksamkeit schenken müssen.

Es war ein kleiner, untersetzter Mann von heiterem, jovialem Aussehen. Der Kopf, der tief zwischen den Schultern saß — die Nase, die einem aus Holz geschnitzten Dreiecke nicht unähnlich sah — namentlich aber die Augenbrauen, die zwei dicken schwarzen Kohlenstrichen glichen, zum Scherze über die Augen gezogen, und die, fast in gerader Linie laufend, nahe daran waren, zusammenzulaufen, gaben dem Manne ein wahrhaft komisches Aeußeres. Denkt man sich dazu, daß die etwas mehr als üblich gebogenen Beine in rothe Strümpfe, der übrige Körper in einem eng anliegenden Anzug von braunem Tuche gehüllt, der Kopf mit einer hohen viereckten Mütze bedeckt war, die oben schmäler als unten, einem umgekehrten Blumentopfe glich, und nimmt man den über die linke Schulter geworfenen Capa (Mantel) hinzu, so muß man gestehen, daß es des Ernstes eines Philipp II. bedurft hätte, um nicht schon

beim Anblicke dieses Menschen in ein unauslöschbares Lachen auszubrechen.

In der That verzogen sich denn selbst auch die ernsten Züge Anselmos bei dieser Erscheinung, die von den beiden Anderen mit dem Ehrentitel „Doctor" angeredet wurde, zu einem leisen, flüchtigen Lächeln.

Es ist eigenthümlich, daß die Natur so häufig verwachsene oder mißgestaltete Menschen durch heitere Laune und Humor so zu sagen für ihre körperliche Vernachlässigung zu entschädigen sucht. Es liegt etwas wahrhaft Rührendes in dieser mütterlichen Aufmerksamkeit der schaffenden Kraft, und sie hatte es auch hier bewiesen. Der Mann, von dem wir sprechen und der Diego Vera genannt wurde und Pferdearzt war, bedauerte seine Unschönheit gar nicht; im Gegentheil, man kann sagen, er hatte seine Freude daran, oder vielmehr er war stolz darauf. Dabei hatte ihn die Natur mit der inneren Regsamkeit eines frohen Genius begabt, mit einer Art von heiterer Begeisterung, für sein Fach, und daneben für alles Gute und Edle — mit einer Art von Begeist'rung, die oft wie ein schöner Maientag nach Aprilwetter hervorbrach und mit allem spielte, mit der Natur und ihren Neckereien, wie mit Schwierigkeiten und Gefahren. Nur etwas weniger Pedanterie und Diego Vera wäre der vortrefflichste und munterste Gesellschafter gewesen. Auch war der Doktor in der That weit und breit beliebt und gesucht und hatte namentlich in dem Gefangenwärter der Citadelle einen warmen Freund, Verehrer und Anhänger gefunden.

Als er jetzt mit diesem und dem Hauptmanne eintrat, sagte er gerade, zu dem Letzteren gewandt:

„Also Herzklopfen — Zittern — Schwitzen?"

„Ja" — entgegnete der Offizier — „und nach der Brust eine Erhebung."

„Ausschlagen in die Flanken" — fuhr der Doktor fort — „schweren Athem?"

„Alles wie Ihr sagt!"

„Eckel vor Fressen und Saufen?"

„Auch!"

„Zeitweise fieberhaften Anfall?"

„Ich staune" — rief der Hauptmann — „wie genau Ihr alles errathet. Euer Ruf lügt nicht, Doktor, Ihr müßt ein geschickter Mann sein."

Der Kleine zog die Kohlenstriche seiner Augenbrauen zusammen, zwickerte mit den Augen und rief mit drolliger Stimme:

„Handlanger der lieben Mutter Natur! Weiter Nichts. Du mein Gott! was ist denn die große Kunst des Arztes, mag er das liebe Vieh kuriren oder die oft sehr unliebenswürdigen Menschen — seignare, purgare, clysterium donare! und dann das Apropos! Aber — mein lieber Herr — wir Thierärzte sind immer noch besser daran, als die Menschenärzte. Ich wenigstens habe noch nie gehört, daß ein Roß sich erst durch Unmäßigkeit und Leidenschaft die Gesundheit zerstört und dann von einem Arzte verlangt habe, er solle ihm durch ein Wunder die frühere Gesundheit wiedergeben. So gescheid sind nur die Menschen. Bei jeder Krankheit liegen Natur und Krankheit im Streite, der Arzt ist tertius interveniens. Trifft er die Krankheit mit seinem Stock auf den Pelz, so genes't der Kranke .... trifft er aber die Natur, so ist es aus!"

„Gut gesagt" — rief lachend der Hauptmann — „aber um wieder auf mein Pferd zu kommen, was ist wohl sein Uebel? Wo sitzt es?"

„Da" — sagte Diego Vera — „wo es auch so oft bei den Menschen sitzt — am Herzen. Nur leiden die meisten Menschen an Herzverengung und hier ist es Herzerweiterung!"

Bruder Anselmo sah den Kleinen plötzlich mit anderen Augen an. Ein Wort hatte hingereicht, die Häßlichkeit dieses Mannes vergessen zu machen.

„Das wird schwer zu heilen sein?" — meinte der Hauptmann.

„O nein!" — entgegnete der Doktor. — „Ich lasse dem Thier morgen aus den Spor-Adern Blut; sodann nehmen wir pulverisirte Alantwurz, venetianischen Theriac und Schwefel-Balsam mit Terpentin, von jedem ein Loth, zwei Quint Anis-Oel, ein Loth Saffran-Tinctur und vier Loth Honig, kochen es auf und schütten es dem Thiere lauwarm ein. Ist dies vierzehn Tage lang jeden Tag geschehen, ist Euer Roß munterer denn je!"

„Aber" — sagte der Gefangenwärter, indem er sich am Heerde vor den huevos revueltos con tomatas, die die Frau indessen servirt hatte, mit Behaglichkeit niederließ und seine beiden Gesellschafter durch einen Wink zur Theilnahme einlud, welchem diese auch folgten — „aber, mein lieber Doktor, Eure Kunst . . . ."

„Ars veterinaria" — fiel der Kleine mit komischer Würde ein.

„Eure Kunst . . . . ars vetrimalia . . . . der Teufel hole die lateinischen Namen! . . . . Eure Kunst muß ja

noch viel schwieriger sein, als die der Menschenärzte. Die Thiere können ja doch nicht reden und sagen, wo es ihnen weh thut und wo es sie quält!“

„Ganz recht!“ — meinte Diego — „dafür haben wir Thierärzte aber auch den Vortheil, daß sie nicht klagen können, wenn wir sie quälen!“

„Das ist allerdings ein Hauptvortheil für Euch Herrn!“ — rief der Hauptmann — „denn Gott weiß! ärgere Quäler für die Menschheit als die Aerzte, gibt es nicht. Bomben und Granaten! und wenn sie nur was wüßten. Ich bete alle Tage den Rosenkranz einmal extra, auf daß mich unser Herrgott auf dem Schlachtfelde und nicht unter den Händen eines Arztes umkommen lasse!“

„Oho!“ — meinte der Curschmidt, und wischte sich den Mund, so gut schmeckten ihm die Rühreier. „Spaßt Ihr Euch mit den Aerzten! die haben es hinter den Ohren; kennt Ihr die Geschichte von dem Arzt und dem Tode nicht?“

„Nein!“ — riefen die beiden Anderen.

„Nun!“ — fuhr der Kleine fort, die Kohlenstriche hoch nach der Stirne ziehend — „Einem alten Arzte hatte der Tod, aus Dankbarkeit für die reichlichen Lieferungen, versprochen: er wolle ihm an jedem Krankenbette erscheinen, und zwar am Haupte des Kranken, wenn er sterbe, zu Füßen aber, wenn der Patient genese. Nun, meine Herren, Ihr könnt denken, der Mann wurde steinreich! Endlich aber mußte er sich selbst niederlegen, und . . . . o Schrecken! der Tod erschien ihm zu Haupten! Der Arzt aber — pfiffig wie der Gott sei bei uns — warf sich schnell

herum, und der Tod rief: „Ein Narr, der einem Doctor traut!“

Hauptmann und Gefangenwärter lachten herzlich, und der Erstere rief: „Ja freilich! — Ein Narr! der einem Doctor traut! Bomben und Granaten! die Jungen machen die Gottesäcker buckligt, und die Alten sind so kaltblütig gegen Menschenqual und Menschenleben, als die Fleischer gegen Ochsen, Kälber und Lämmer!“

„Und sagen dem Herrn Kollegen“ — fiel der Thierarzt ein — „„Mir sind diesen Monat sieben abgestanden!““ als ob von Karpfen die Rede wäre.“

„Und seid Ihr auch eine so harzherzige Seele?“ — frug der Gefangenwärter weiter.

„Nein!“ — rief der Kleine — „Beim heiligen Damianus, unserem Schutzpatron, wenn ich einen Stier so stumm und still leiden sehe, dann könnte es mir jedesmal das Herz zerreißen. Aber — nehmt mir's nicht übel, Ihr Herren, — die Thiere verdienen auch unser Mitleid mehr als die Menschen, die ihre Vernunft zumeist nur dazu zu haben scheinen, um noch unvernünftiger als das liebe Vieh zu sein. Bei den Menschen sind die meisten Krankheiten selbst verschuldet, bei den Thieren dagegen sind es unverschuldete Leiden!“

„Ihr habt Recht!“ — fiel der Hauptmann ein — „Mein Pferd ist, bei allen Heiligen, gescheidter als mancher Kerl in meiner Compagnie.“

„Und manches edle Roß ist adliger als der stolzeste Hidalgo“ — setzte der Thierarzt hinzu — „denn es hat einen Stammbaum aufzuweisen, der bis auf zweitausend Jahre zurückgeht, und der Stammbaum macht doch den

Adel. Darum ist auch gar manchem großen Herrn der Marstall lieber, als der Audienzsaal, — und der Umgang mit Pferden und Hunden willkommner, als der mit vernünftigen Menschen. Wißt Ihr, was Kaiser Caligula that?"

„Nun?" — frugen die beiden Anderen.

„Er baute seinem Lieblingspferd" — fuhr der Doctor fort — „einen Stall von Marmor, mit einer Krippe von Elfenbein. Decken und Zeug war von Purpur, Gold und Edelsteinen, und selbst sein Hafer — sagt man — war vergoldet!"

„Und die Armen im Reiche?" — frug der Gefangenwärter.

„Es verhungerten in demselben Jahre 140,000 in den verschiedenen Provinzen."

„Bomben und Granaten!" — rief der Hauptmann, und schlug mit der Faust auf den Heerd, daß die Glut hoch aufsprühte. Don Diego aber sagte mit einer Trockenheit, die nur zu gut zeigte, daß sie ein tieffühlendes Herz verbergen sollte: „Warum waren sie auch keine Pferde!"

Es war gut, daß hier die Frau des Gefangenwärters mit dem gebratenen Fleische und einigen Bechern Wein das Gespräch abschnitt, da es bitter zu werden drohte. Eine Pause — lediglich der Arbeit der Kinnbacken gewidmet — entstand; dann kam man auf den Gegenstand, der damals Spanien am nächsten lag, auf die in Frankreich ausgebrochene Revolution zu sprechen.

Der Thierarzt, der viel herumkam, brachte neue Gerüchte mit, die er in St. Jean de Luz gehört haben wollte, und die — so übertrieben sie waren — in Spanien

um so eher Glauben fanden, als man über den Gang der Begebenheiten in dem Nachbarstaate aller authentischen Berichte entbehrte. Man sprach und politisirte viel, der Gefangenwärter schüttelte bedenklich den Kopf; der Hauptmann strich sich den Schnurrbart und freute sich schon, mit den Rebellen zusammen zu treffen; der Doctor aber sagte:

„Da sind wir schon wieder auf dem alten Felde. Weil die großen Herren wissen, daß wilde und unbändige Pferde, wenn man ihnen hart und oft auf den Kopf schlägt, taumlig und schläfrig werden und wie Kinder nach der Pfeife tanzen, so wenden sie diese Manier auch bei ihren Völkern an, sobald sich diese regen; — aber man hat auch schon Beispiele, daß Thiere diese Zurechtweisung mißverstanden und den gestrengen Herrn abwarfen. Seiner Majestät dem allerchristlichsten Könige von Frankreich ist das passirt. Wird er sich wieder in den Steigbügel zu schwingen vermögen? Das Rößlein Frankreich scheint mir einen verteufelten Koller zu haben. Da sitz' ich bei Gott lieber auf meiner friedlichen Rozinante, und reite in gutem Schritt currirend von Stadt zu Stadt."

„Mögen sie über den Pyrenäen machen, was sie wollen!" — rief der Gefangenwärter — „mir wär es einerlei, wenn nur bei uns der Mann noch am Ruder wäre, der vielleicht einzig in Spanien geeignet ist, dem Sturme, wenn er sich unsern Grenzen naht, — die Spitze zu bieten. Heiliger Hubertus! es ist zum Haarausraufen! den Mann jetzt — jetzt — zu verbannen!"

„Florida-Blanca?" — frug der Doctor.

„Ja! ja! den Grafen von Florida-Blanca,

— den alten Minister König Carls III., Gott habe ihn selig — die Stütze Spaniens bis zu diesem Tage!"

„Ja, ein edler Mann muß es sein!" — meinte der Doctor — „denn nur ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, weiß zu vergessen und zu vergeben."

„Habt Ihr eine Probe davon?" — frug der Hauptmann.

„Nicht ich — aber mein Bruder" — fuhr der Kleine fort — „er war Geheimsecretär des Grafen, und weil einmal — Gott weiß auf welche Weise — ein wichtiges Papier über Nacht aus dem Palaste des Ministers in die Hände seiner Feinde wanderte, bekam mein Bruder freies Quartier im Thurme von Segovia. Der arme Teufel beschwor seine Unschuld. Ein Anderer hätte nicht darauf gehört; Florida-Blanca begnadigte ihn und gab ihm die Freiheit wieder. Nun! — Ihr kennt ja die Fabel von dem Löwen und der Maus; wo dies kleine Thier den Löwen, der ihm einst gnädig gewesen, aus Dankbarkeit aus den Stricken biß, in welchen er sich gefangen. Wer weiß ob sie sich hier nicht wiederholt."

„Wie so?" — frugen die beiden Andern wie aus einem Munde und auch Bruder Anselmo spannte hoch auf.

„Ja, Kinder!" — rief der Kleine — „das weiß ich selbst nicht so recht. Aber hier hab' ich ein Schreiben" — er zog ein solches aus seiner Brusttasche — „das ist von meinem Bruder und an den Exminister gerichtet. Soviel ich weiß, enthält es die Enthüllung jener Entwendungsgeschichte, hinter die mein Bruder gekommen ist. Er schrieb mir dabei, ich solle den Brief so schnell als möglich dem Minister ein-

händigen, da er von Wichtigkeit für ihn sein, — ja seine Enthüllungen ihn vielleicht retten könnten."

„Doctor!" — sagte der Gefangenwärter leise und schaute sich dabei scheu um, ohne jedoch Anselmo zu gewahren, da dieser im Schatten einer der Säulen saß — „Doctor! allen Respect vor Euch als Arzt .... aber .... zum Diplomaten seid Ihr verdorben. Zum Henker! wie könnt Ihr denn Alles so mir nichts dir nichts herausplaudern. Liefert man denn Staatsgefangenen — auch wenn sie nicht streng gehalten werden — so geradezu Depeschen aus. Glücklicherweise sind wir allein; denn Hauptmann Castillo gehört, wie ich, zu den Verehrern des Ministers .... aber unser Amt .... unsere Pflicht ... das strenge Verbot ...."

„Ich habe nichts gesehen und gehört!" — sagte der Hauptmann und trank seinen Becher bis auf den Grund leer.

„Gut!" — versetzte der Gefangenwärter — „so war ich auch blind und taub!" und damit standen Beide auf und schickten sich zum Weggehen an. Der Doctor — etwas verlegen — folgte ihrem Beispiele. Der Gefangenwärter aber raunte ihm in's Ohr: „Mißversteht mich nicht. Ihr werdet schon Mittel finden dem Grafen den Brief im Geheimen zuzuschieben." Und laut fortfahrend rief er: „Also, Freund Diego, Ihr kennt Euer Zimmer. Wollt Ihr aber hier auf mich warten, so habt nur eine Viertelstunde Geduld, bis dahin hab' ich die Runde gemacht und bin wieder bei Euch."

„Ich warte!" — versetzte der Kleine.

„Und morgen frühe, meinen Schimmel!" erinnerte der Hauptmann.

Der Doctor nickte, und Gefängnißwärter und Hauptmann gingen.

Als sie verschwunden waren, trat die Gestalt eines Mönches aus dem Schatten des Hintergrundes. Es war Bruder Anselmo. Der Doctor erschrack nicht wenig; aber aus dem Munde des Priesters ertönte das bekannte: „Deo gratias, ave Maria! und Diego antwortete: „Sin pecado concebida!"

III.

Die Nacht war vorüber, der Tag längst angebrochen, als Florida=Blanca aus seinem Schlafgemache in das anstoßende Zimmer trat. Es war einfach aber anständig eingerichtet und nichts hätte verrathen, daß es ein Gefängniß, wenn seine beiden Fenster nicht mit dicken Eisenstäben vergittert gewesen wären und man durch das Vorzimmer hindurch den gleichmäßigen Schritt der auf= und abgehenden Schildwache gehört hätte.

Der Gefangene hielt ein Buch in der Hand, in dem er gelesen zu haben schien. Seine Züge kündeten einen stillen Ernst, unverkennbare Ruhe der Seele, — ja es lag sogar etwas Hohes, etwas still Triumphirendes in ihnen. Augenscheinlich mußte ihn das Gelesene angesprochen haben und seinen Geist auch jetzt noch beschäftigen. Er ging

lange schweigend auf und ab, dann plötzlich stehen bleibend und seinem Gedankengange folgend, sagte er:

„Ist es denn nicht wahr? — fühlst Du es denn nicht in Dir selbst? — liegt nicht im geistigen Muthe die Bürgschaft gegen alle fremde Einmischung des äußeren Geschickes, die der inneren Selbstbestimmung widerspricht? Der geistige, der sittliche Muth ist ja eben die Kraft jener höheren Selbstheit, die sie im Kampfe mit dem Schicksale übt — und wie hoch steht er über dem leidenschaftlichen Muthe, der so oft nichts ist, als eitle Bravour und Tollkühnheit!“

Er schwieg und ging einigemale im Zimmer auf und ab, dann blieb er, in Gedanken versunken, wieder stehen und sagte:

„Und war es denn nicht dieser sittliche Muth, der mich so lange den Intriguen meiner Feinde mit Ruhe und Seelenstärke die Spitze bieten ließ? — und ist er es nicht, der mich jetzt, fast möcht' ich sagen mit Freudigkeit, über mein Geschick erhebt. Darum aber werde ihm auch sein vollstes Recht. Er lehrte mich in meiner früheren Stellung eine ruhige Thatkraft entwickeln, — er soll mir nun im Unglück, wie es die Menschen nennen, Geduld und Ausdauer geben.“

„Ja! ja! Geduld und Ausdauer“ — wiederholte der Gefangene langsam — „sie lernt der Sterbliche erst dann kennen, wenn er von der Sonnenbahn des Glücks herabgeschleudert wird in den übermächt'gen Gegensatz des Geschickes. Hier gilt es dann zu beweisen, daß man ein Mann und kein feiges oder eigensinniges Kind ist; denn nur die Feigheit bekennt sich im Unglück zu einem selbst-

entwürdigenden Fatalismus, und nur eigensinnige Selbstsucht zu kaltem Stolze, der wieder im Grunde nichts ist, als eine trotzige Unzähmbarkeit."

„Und Du?" — frug sich der Sprechende selbst, und antwortete freudig: „Ich werde Mann sein! — ich werde mir mein freies Bewußtsein und mit ihm die Harmonie meiner Seele erhalten."

O wie groß und herrlich steht doch der Mensch da, in dem das freie Bewußtsein zur freien Selbstheit wiedergeboren wird. Er ist es allein, den das strahlende Diadem ächter Menschenwürde schmückt; denn er nur weiß klar und deutlich, was er will, — was er, unablässig vorschreitend, anzustreben hat; — er nur kennt mit Sicherheit die Mittel, die ihn zu seinem hohen Ziele führen, und verbindet mit dieser Sicherheit jene classische Ruhe, die ihm den Stempel eines Unsterblichen auf die hohe, von innerer Freudigkeit leuchtende Stirne drückt.

Florida-Blanca hatte sich niedergesetzt und war eben im Begriffe weiter zu lesen, als sich die Schlüssel in der Thüre des Vorzimmers drehten und das Zurückschieben der Riegel sich hören ließ.

Es ist wohl mit das Schauerlichste einer Gefangenschaft, dieses knarrende Aufschließen und dies prasselnde Auf- und Zuschieben der Riegel, das den Gefangenen immer so recht vernehmlich und hart an den Verlust seiner Freiheit erinnert. Zerstoben sind dann mit einemmale alle die lieblichen Träume, mit welchen Phantasie auf Momente seinen Schmerz betäubt, und selbst bei Demjenigen, der, wie Florida-Blanca, sein Schicksal mit Würde

und Ruhe trägt, rütteln diese Töne an dem stolzen Thurmbau felsenfester Philosophie.

Ach! die Freiheit! die Freiheit! bleibt eben doch des Menschen höchstes Gut!

Auch unser Gefangener war bei dem unwillkommenen Klange zusammengeschreckt und aus den Sphären seiner Gedankenwelt in die peinlich-derbe Wirklichkeit zurückgeführt worden. Gut, daß ihm wenigstens in dem Gefangenwärter keine jener harten, dürren Seelen entgegentrat, wie sie dieses Amt gewöhnlich begleiten; sondern ein Mensch, bei dem, wie das scharfe Auge des Staatsmannes bald entdeckt, Herz und Kopf auf dem rechten Flecke saßen.

Die Wolke des Unmuthes, die sich momentan auf die Stirne des hohen Gefangenen gelagert, verschwand daher eben so schnell, als sie gekommen, während er mit mildem Tone den Eingetretenen nach seinem Begehren fragte.

„Excellenz werden verzeihen" — sagte dieser mit etwas linkischer Verbeugung — denn das Verbeugen vor seinen Gästen kam sonst selten an ihn — „Excellenz werden verzeihen, wenn ich daran erinnere, daß es nun die Stunde ist, in welcher der Geistliche bei den Gefangenen vorzusprechen pflegt!"

„Der Geistliche!" — wiederholte der Minister finster — „Mein Gott! warum quält man mich auch noch mit diesen Menschen! Ist es nicht genug, daß man mir die Freiheit raubt, muß man mich auch noch foltern? — Ich bedarf seiner nicht! So lange ich nun hier bin, peinigt man mich täglich um dieselbe Stunde mit Rosenkranz und Litanei. Mag er Sünder, die hier ihr Urtheil erwarten,

bekehren, mein Gewissen fühlt sich frei von Schuld. Ich bitte Euch, gönnt mir wenigstens meine Einsamkeit!“

„Excellenz vergeben“ — sagte der Gefangenwärter ehrerbietig — „wenn es nur nicht Gesetz und Vorschrift wäre.“

„Kann man denn auch Gesetze geben“ — rief der Minister unwillig — „die die Menschen . . . .“ er hielt inne und wurde feuerroth, denn er wollte gerade sagen: „die die Menschen martern,“ als es ihm einfiel, daß er es ja selbst gewesen, der dies Gesetz — das freilich nur auf Uebelthäter berechnet war — gegeben hatte.

Eine Pause entstand. „Wenn es Gesetz ist“ — sagte er dann — „so mag es sein. Vor dem Gesetze muß sich auch der König beugen.“

Der Gefangenwärter schöpfte bei diesen Worten freudig Athem, dann versetzte er:

„Excellenz darf sich übrigens auch beruhigen. Es ist ein würdiger, gebildeter und bescheidener Mann, der diese Woche die Reihe hat, und“ — fügte er bedeutungsvoll hinzu — „ein warmer Anhänger Eurer Gnaden, den mit Vertrauen zu empfangen, vielleicht von Wichtigkeit für den Herrn Minister sein dürfte.“

„So?“ — sagte der Gefangene — „da ist es wohl der junge Mann, den ich gestern Abend bei Sonnenuntergang auf dem Walle sprach?“

„Derselbe!“ — entgegnete der Gefangenwärter.

„Und mit ihm eine neue Plage!“ — murmelte Florida-Blanca — indem er ein Zeichen gab, den Mönch einzulassen.

Der Gefangenwärter entfernte sich und Bruder Anselmo trat ein.

Florida-Blanca war zu viel Weltmann, um dem Eintretenden die leiseste Verstimmung merken zu lassen. Er empfing ihn mit gemessener Artigkeit und bat ihn durch ein Zeichen Platz zu nehmen. Anselmo folgte.

„Euer Amt, ehrwürdiger Bruder" — sagte darauf der Gefangene, das Gespräch eröffnend — „das ohne Zweifel an diesem traurigen Orte ein schweres ist, dürfte Euch bei mir erleichtert werden. Ich bin, wie Ihr wißt, kein Verbrecher, sondern ein politisch Verbannter, und muß offen gestehen, daß ich — obgleich ein guter katholischer Christ — dennoch liebe, meine religiösen Angelegenheiten, so viel es die Kirche gestattet, selbstständig mit meinem Gott abzumachen — wie ich mir denn überhaupt im Laufe eines stürmisch bewegten Lebens meine eigenen Ansichten über Religion und die durch dieselbe zu erzielende Glückseligkeit gebildet habe."

„Glückseligkeit" — entgegnete Anselmo — „ist ein innerer Zustand; Maß und Bestimmung derselben liegen daher auch in dem Inneren eines jeden einzelnen Individiums. Ein anderes Wesen hat daher so wenig Recht, mich zu seinem Gefühle — zu der Art seiner Glückseligkeit — zu zwingen, als es ja auch keine Macht hat, mir seine Empfindungsart zu geben, und mein Dasein in sein Dasein zu verwandeln. Ich bin nicht gekommen, Eure Excellenz mit formalen Religionsübungen zu belästigen, mich sendet die Mutter Kirche, dem Unglücklichen womöglich mit Rath und That als Freund zur Seite zu stehen."

„Dem Unglücklichen?“ — wiederholte gedehnt und fast mit Stolz der Gefangene — „Wer sagt Euch denn, daß ich unglücklich bin? . . . .“

„Wahres Unglück“ — versetzte Bruder Anselmo — „ist für den denkenden Mann, den festen, reifen Charakter, freilich nur: Schlechtsein; was die Welt sonst Unglück nennt, ist dagegen gar oft — das weiß wohl Niemand besser als ich — nur ein verhülltes Glück, ein süßer Kern in bitterer Schale. Unglücklich aber däucht mir, muß doch wohl ein großes Herz sein, wenn es — wie das Eure — mit glühender Liebe für das Vaterland schlägt, und ihm die Möglichkeit genommen wird, dies theure Vaterland dann zu schützen und zu retten, wenn es vom Sturme des Geschicks wie ein treibendes Wrak ruder- und steuerlos den Klippen zugetrieben wird.“

Wer sagt Euch, daß dies mit Spanien der Fall ist?“ — frug hier ernst der Minister — „Don Manuel de Godoy ist freilich ein junger Mann, dem noch alle Erfahrungen abgehen; aber trotz dem, daß ich ihm weichen mußte, hab' ich Vertrauen in ihn. Er hat Talente und was mehr sagen will, er hat ein Herz für Spanien. — Ihr staunt“ — fuhr der Gefangene fort — „daß ich den lobe, der mein Nachfolger ist und den die Welt, indem sie ihm meinen Sturz zuschreibt, einen jungen Ehrgeizigen nennt? — Ehrwürdiger Bruder, nicht Godoy hat mich gestürzt, sondern die Königin.“

„Nein!“ — entgegnete Anselmo mit überraschender Schärfe und Festigkeit im Tone: „Nicht die Königin hat Eure Excellenz gestürzt, sondern . . . .“

„Brechen wir ab!“ — rief der Minister aufstehend

— „Ich habe den Entschluß gefaßt, eine alte Freundschaft nicht durch unerwiesene Zweifel untergraben zu lassen.“

„Und wenn ich nun Beweise hätte?!“ — entgegnete Anselmo, sein Auge scharf auf den Gefangenen richtend.

„Beweise?“ — rief der Minister und seine Stirne verfinsterte sich — „Beweise?! — Bedenkt zuvor, junger Mann, was Ihr thut. Ich habe Alles eingebüßt: Freiheit, Ehre, Macht und Rang, selbst die Gunst meines Königs, auf die ich um so fester zählte, als ich sie verdient zu haben glaubte, — ich habe Alles eingebüßt..... und mir dennoch den Glauben an die Menschheit erhalten ..... es wäre schrecklich, wenn ich auch diesen aufgeben müßte!“

„Es schmerzt mich, Euch verwunden zu müssen!“ — entgegnete nach einer kleinen Pause ernst aber mild der bleiche Mönch — „aber das Vaterland ruft, — Euch muß Recht werden und zwei edle Seelen sind dem Verderben zu entreißen! Leset dieses Schreiben!“

Und mit diesen Worten reichte Anselmo dem gefangenen Exminister jenen Brief hin, den am verwichenen Abend Diego Vera seinen Freunden gezeigt. Der Minister nahm ihn rasch, warf einen Blick darauf und sagte:

„Es ist die Hand und die Unterschrift meines früheren Geheimsecretär, dann las er:

Excellenz!

„An dem Tage, an welchem die Gerechtigkeit Eurer Gnaden mir, — dem von seiner Familie schon als todt be-

weinten — die Thore des Thurmes von Segovia öffnete, warf ich mich vor dem Altare der allerheiligsten Muttergottes nieder und schwur Eurer Excellenz ewige Dankbarkeit. Vielleicht ist jetzt, — da ein unseliges Verhängniß Spanien in Euch seiner besten Stütze beraubt hat, — der Augenblick gekommen, diesen Schwur zu halten, indem ich Eurer Excellenz die Augen über jenes Verbrechen öffne, das einst scheinbar auf mir lastete, und mich um das brachte, was mir auf Erden das Liebste war: Eure Gunst und Euer Vertrauen."

„Eure Excellenz erinnern sich, daß die Veranlassung zu meiner Gefangennehmung und der Untersuchung, in die ich verwickelt wurde, die räthselhafte Weise war, auf welche nächtlicherweile in dem Bureau des Ministeriums eine Abschrift von einem wichtigen Documente genommen und den Feinden Eurer Gnaden in die Hände gespielt wurde. Die Untersuchung gab damals kein Resultat, da ich mir aber meiner Unschuld bewußt war und mir alles daran liegen mußte, meine Ehre, Euch gegenüber, zu retten, so unterließ ich es nicht, auch nach meiner Freilassung im Stillen Alles genau zu beobachten, was mir Licht über diese Sache verschaffen konnte."

„Das Erste, was mir auffiel, war, daß Eurer Exellenz Kammerdiener Moreto, die außerordentlich warme Freundschaft, die er mir früher gewidmet und aus deren Veranlassung er mir oft in der Nacht, wenn sich die Arbeit allzu sehr gehäuft, beim Abschreiben geholfen hatte, — plötzlich auf den zweiten Geheimschreiber, der durch meine Entfernung zu meiner Stelle gelangt war, übertrug .... mich aber, seit meinem Unglücke nicht mehr ansah."

„Aber auch unter dem neuen Ministerium seiner Hoheit des Herzogs von Alcudia, bemerkte mein Nachfolger — im Geheimen durch mich aufmerksam, und durch meinen Sturz um seine Existenz besorgt gemacht — gar bald, daß die alten räthselhaften Verräthereien fortgetrieben wurden. Er theilte mir die Sache mit. Wir verbargen uns eines Nachts in dem Bureau des Ministeriums und fanden . . . . . daß es Moreto war, der mit Hülfe falscher Schlüssel in das Kabinet eindrang und hier Abschriften von den wichtigsten Documenten nahm."

„Auf der That erfaßt, war der Verräther verloren; da es uns aber vor allen Dingen darauf ankam, denjenigen kennen zu lernen, der hier seine Hand so freventlich im Spiele habe, so versprachen wir Moreto Freiheit und Verschwiegenheit, wenn er denjenigen nenne, der ihn zu diesem Wagniß gebracht. Lange sträubte er sich den Namen zu nennen; als ich aber, empört über solche Verstocktheit, Miene machte die Wache auf dem großen Corridor herbeizurufen, bekannte er und schwur, daß es Niemand Anderes sei, als .... als ...."

Hier entsank der Brief den zitternden Händen des Gefangenen, der bleich wie der Tod in einen Sessel sank, das edle Antlitz in beiden Händen bergend.

Anselmos Augen füllten sich mit Thränen.

Und was ist denn erschütternder, als wenn der Schmerz über den aufgedeckten Verrath eines vermeintlichen Freundes, die sonst so felsenfeste Seele eines Mannes beugt, wie der Sturm die hundertjährige Eiche. Je fester der Charakter, desto schwerer, desto gewaltsamer der Bruch; — je größer das Vertrauen, desto vernichtender

der Schlag; — je edler die eigne Seele, desto schwärzer das Verbrechen!

O schäme dich nicht, große Seele, der Thränen, die dann deine Auge feuchten; du beweinst ja das Menschengeschlecht, das, göttlicher Natur, sich dennoch so oft in seinen Söhnen entadelt; — deine Thränen gelten ja den armen, verblendeten Sterblichen, die nach verlorenen Paradiesen seufzen, während sie Freundschaft und Liebe und Treue verrathen; wie thörigte Kinder über ihre zerstörten Blumenbeete weinen — die sie doch selbst in wildem Toben zertraten! — — —

Nach längerem Schweigen sagte der Gefangene endlich mit ruhigem Tone: „Habt Ihr noch Etwas zu sagen? Ich möchte allein sein!“

„Ja“, — entgegnete Anselmo — „die Wunde liegt offen, vergebt dem Arzte, wenn er, den Patienten zu retten, sie noch einmal mit dem scharfen Messer berührt, das das faule Fleisch von dem guten trennen muß.“

„Sprecht!“ — versetzte Florida-Blanca — „jetzt könnt, ja jetzt müßt Ihr Alles sagen.“

„Den Beweis“ — fuhr der Mönch fort — „den dieser Brief für meine Behauptung führte, kannte ich selbst nicht, er fiel mir, wie durch eine wunderbar göttliche Fügung, erst heute Nacht in die Hände. Dennoch konnte ich aus Gründen, auf den Inhalt des Schreibens schließen. Ihr könnt Euch aber denken, daß ich selbst nicht ohne Beweisgründe von Madrid hierher eilte.“

Und nun erzählte Anselmo, was sich mit Gines zugetragen, dessen Bekenntniß in der Beichte er ja frei aussprechen durfte, da der Wasserträger längst im Schooße

der Erde ruhte. Natürlich mußte dabei auch Don Manuel de Godoy's Verhältniß zu dem „Unsichtbaren" erwähnt werden, so wie namentlich der letzten Zusammenkunft in Aranjuez und der so schnell darauf folgenden weltgeschichtlichen Katastrophe.

Florida=Blanca hörte jetzt mit augenscheinlicher Spannung zu. Hier entrollte sich ja vor seinen Augen — die wahrlich geübt genug waren Hofintriguen zu durchschauen — ein satanisches Gewebe, dessen Anknüpfspunkte ihm erst ganz klar wurden, als Bruder Anselmo sagte:

„Und nun Excellenz bitte ich Eines nicht zu vergessen, was den Hauptausschlag gibt, und uns zeigt, in welcher doppelten Gefahr Spanien schwebt: Waren es nicht die beiden großen Minister Aranda und Florida=Blanca, die unter dem höchstseligen Könige Carl III., — einsehend, daß die allzugroße clerikale Macht, und die beständig drohende Inquisition das größte Hinderniß des Wohlstandes und des Glückes der Halbinsel seien — die Autorität und den Wirkungskreis der Inquisition beschränkten, den Orden der Jesuiten aus Spanien vertrieben, auf einen Tag alle Jesuiten in Spanien einzogen, und unter Bedeckung nach den Häfen des mittelländischen Meeres, und von da nach dem Kirchenstaate bringen ließen? Herr Graf, diese kühne, große, die Menschheit beglückende aber die Kirche schwer verletzende That, vergißt Euch der Clerus — vergißt der Orden nie, und wer bürgt dafür, daß Salvaterra nicht dem Orden angehöre nnd sein Leben daran gesetzt hat, ihn zurückzuführen?"

Der Gefangene ging in raschen Schritten in dem

Gemache auf und ab. Sein ganzes Wesen hatte sich verändert. Mit einem Schlage hatte diese urkräftige Natur das alte Verhältniß gebrochen und überwunden. Die Gefahr des Vaterlandes stand in drohender Größe vor seiner Seele. Hier, die wilden Wogen einer furchtbaren Staatsumwälzung, die von dem benachbarten Frankreich schon an der Grenze der Pyrenäen brandeten; — dort jener finstere dämonische Geist des Mittelalters, der schon mit triumphirender Miene die Krallen ausstreckte, alle heilsamen Schöpfungen der Gegenwart wieder zu vernichten und Spanien auf's Neue in die mod'rige Gruft vergangener Jahrhunderte zurückzustürzen.

Bei Gott! da war für einen Florida-Blanca keine Wahl mehr. Jetzt galt es nicht mehr, getragen von sittlichem Muthe, auch in Geduld und Ausdauer groß zu sein; — jetzt galt es wieder zu handeln; — jetzt galt es die Fesseln mit Gewalt zu brechen und dem auf hohem sturmbewegtem Meere dahinschwankenden Staatsschiffe zu Hülfe zu eilen.

Der Gefangene trat plötzlich auf Anselmo zu, reichte ihm mit dem Ausdrucke eines Biedermannes die Hand und sagte: „Nehmt meinen Dank, ehrwürdiger Bruder. Ihr wart in der That mein Seelenarzt. Der Schnitt war kühn, schmerzlich, tief ...... aber heilend. Und nun laßt uns handeln! der König muß Alles wissen, ... Salvaterra muß entlarvt .... Godoy seinem und dem Einflusse der Königin entzogen werden! ..... aber wie? ....“

„Wie?“ wiederholte Anselmo — „das weiß ich freilich selbst noch nicht. Vielleicht aber ist die Hülfe

näher, als Ihr glaubt. Auf dieser Citadelle habt Ihr warme Freunde, — außer mir, einem Hauptmanne Castillo, den Gefangenwärter und einen Thierarzt, den Bruder jenes Mannes, von dem dieser Brief herrührt. So unbedeutend sie sind, verschmäht sie nicht. Macht Euch gefaßt, sie diese Mitternacht in Eurem Schlafzimmer zu empfangen, dann ...."

In diesem Augenblicke rasselten die Schlüssel und knarrten die Riegel. Die Zeit des geistlichen Besuches war vorüber ..... der Gefangenwärter öffnete die Thüre und Bruder Anselmo verließ das Gemach.

Florida=Blanca sah ihm schweigend nach. Es war dem Gefangenen, als sei er aus einem tollen, seltsamen Traume ..... aus einem wunderbaren Zauberbanne urplötzlich erwacht.

IV.

Es ging bereits gegen Mitternacht, als sich — der Absprache nach — die Freunde Florida=Blancas auf einem Zimmer des Gefangenwärters zusammenfanden. Es waren außer diesem selbst, der Thierarzt Don Diego Vera und Bruder Anselmo. Der Hauptmann fehlte noch.

Sobald sich die Thüre geräuschlos hinter ihnen geschlossen und der Gefangenwärter seine Blendlaterne so

auf den Tisch gestellt hatte, daß das Licht keinen Schein nach Außen werfen konnte, sagte er leise, indem er auf zwei Haufen Armaturstücke hinwies, die in den Ecken lagen: „Hier, meine Freunde, hat der Hauptmann für ein Mittel gesorgt, das uns das Wagniß erleichtern soll. Jetzt schnell, Doctorchen und Ihr, Mann Gottes, hinweg mit dem alten Adam und einen neuen Menschen angezogen; ich bin begierig, wie Euch der Waffenrock seiner katholischen Majestät steht!"

„Nun, nun!" — meinte der kleine Doctor — „warum soll er einen so hübschen Jungen, wie mich, nicht trefflich kleiden? Wenn ich mir Mühe gebe die Beine gerade und den Hals lang zu strecken und meine Augenbrauen zu einem Schnurrbart verwende, so muß ich erst kein übler Soldat sein. Ihr wißt ja: Kleider machen Leute!"

Und mit diesem Spott über seine eigene Persönlichkeit, griff er rasch zu; Bruder Anselmo folgte, und in weniger als zehn Minuten standen zwei Musketiere in der Uniform der Besatzung der Citadelle vor dem Gefangenwärter. Der Doctor sah freilich so unaussprechlich drollig aus, daß der Gefangenwärter, trotz der ernsten Situation, Mühe hatte, sein Lachen zu verbergen.

Diego, der es wohl bemerkte, und den in keiner Lage des Lebens sein glücklicher Humor verließ, sagte daher in ironischem Ernste:

„Nur nicht gelacht, mein Freund, ich fühle, wie der Teufel des Ehrgeizes mit dem farbigen Rocke in mich fährt. Man hat Beispiele, daß Leute vom einfachen Gardisten bis zum Herzog avancirten! Was aber Andere können, kann ich am Ende auch; . . . und Ehrgeiz? . . .

Ehrgeiz ist die wahre Erbsünde der Menschen . . . , der steckt in Jedem von uns."

„In Jedem?" — wiederholte Anselmo fragend.

„Mehr oder weniger, ja!" — sagte der Kleine — „so nichtig er auch ist, so künstlich wir ihn auch verbergen. Oder ist es etwa nicht so? der Stolze erträgt, um Ruhm zu erlangen, tausend Beschwerlichkeiten; der Bescheidene flieht ihn . . . . aber nur, um ihn sichrer zu machen. Bald bläht sich der Ehrgeiz auf Thronen, bald putzt er die mitternächtliche Lampe in den Klosterzellen, — wie der große Britte sagt — er macht Intriguen, betet, predigt, oder redet vor Gericht und in Rathsversammlungen. Er hilft der Ferse des Tänzers und dem Kopfe des Schriftstellers, und überdeckt die Wahlstatt mit Bergen von Todten. Ja! er hört mit dem Leben selbst nicht auf, sondern schmeichelt noch auf unseren Grabmälern."

„Von den Eiteln möcht Ihr das sagen" — versetzte der Gefangenwärter — „aber von dem stillen Bürger..."

„O Freund," — rief Diego und die Kohlenstriche zogen sich hoch nach der Stirne — „schaut doch nur, wie sie dahingehen zur Kirche, stolz auf ihre demüthige Buße und kommen schlechter zurück, als sie gegangen sind. Ihr Auge sieht hieher, und ihr Fuß geht dorthin; und wenn sie ihre Sünden aufrichtig überrechnen wollen, so werden sie sehen, ... daß ihre Religion auch eine gewesen ist."

„Doctorchen!" — rief entgegnend der Gefangenwärter — „Ihr haltet die Menschen doch zu schlecht!"

„Freundchen!" — erwiederte Diego Vera — „ich kenne sie! Wenn ich bei meinem Pferde bemerke, daß sich gewisse Knoten oder Blasen am Knie auswendig oder in-

wendig ansetzen, die voller Wind und gelber scharfer Materie sind, so weiß ich, das Thier hat Flußgallen; — wenn ich einen Menschen beobachte und sehe, daß sich Knoten oder Blasen voll Wind und giftiger Materie in Herz und Kopf gebildet haben, so ist es gewiß, er leidet an der Ehrsucht. Die Flußgalle heile ich mit Euphorbium, spanischen Mücken, sublimirtem Quecksilber und venetianischem Terpentin; aber mit was heilt man denn menschlichen Ehrgeiz?...."

„Radical? durch Abschlagen des Kopfes!" — sagte der Hauptmann, der eben eingetreten war und die letzten Worte noch gehört hatte — „sie haben in Frankreich ja gelungene Proben damit gemacht; aber .... Kinder ...." — fügte er hinzu — „bedenkt jetzt, was wir vorhaben .... es kann auch unsere Köpfe kosten.... daher jetzt ernst und vorsichtig. Wir begeben uns jetzt als Ronde zu dem Gefangenen. Die Parole habe ich, und solche nächtliche Untersuchungen der Gefängnisse sind nichts Seltenes. Hier, unter dem Mantel, berge ich zugleich eine weitere Uniform für den Gefangenen; er wirft sich rasch hinein und verläßt mit uns seine Gemächer. Für das Weitere ist gesorgt."

„Und" — sagte Anselmo — „wird die Schildwache drei hinein und vier heraus lassen?"

„Die Dunkelheit schützt uns!" — versetzte der Hauptmann.

„O Finsterniß!" — rief der Doctor — „du Plage Aegyptens und Segen der kultivirten Welt, schlage heute diesen Pharao, sonst sind wir geschlagen wie Saul auf dem Gebirge Gilboa."

In diesem Augenblicke schlug es Mitternacht. „Gott sei Dank!“ — dachte dabei Anselmo, dessen ernstes Wesen wenig zu dem humoristischen des Doktors paßte, obgleich er wohl fühlte, daß hier eine edle Menschennatur in Kopf und Herz harmonisch ausgebildet war, die mit einem Seufzer das menschliche Elend erfaßte, um mit einem Lächeln eigenes und fremdes Unglück zu verwischen!

Der Hauptmann traf nun seine Anordnungen. Er selbst zog sein Schwert, die beiden als Musketiere Verkleideten mußten — völlig bewaffnet — hinter ihn treten, der Gefangenwärter aber mit der Laterne vorleuchten; doch so, daß die Gestalten des Doktors und Anselmos im Dunkel blieben. Als dies geschehen, setzte sich die kleine Colonne in Bewegung.

Die Nacht war finster und kalt. Todenstille herrschte in den weiten und tiefen Gängen der Citadelle, und nur die Tritte der Schildwachen und ihr „Wer da!“ rufen, auf welches sich aus dem Munde des Hauptmannes das eintönige „Ronde“ hören ließ, unterbrachen die schweigsame Einsamkeit.

Desto lauter schlugen die Herzen der Verbündeten.

Jetzt nahten sie sich der Thüre, die zu des gefangenen Ministers Gemächern führte.

Ein abermaliges „Wer da!“ erschallte.

„Ronde halt!“ — kommandirte der Hauptmann, und zu der Schildwache tretend, die schußfertig das Gewehr vorhielt, flüsterte er die Parole.

„Passirt!“ — rief die rauhe Stimme des Musketiers.

„Ronde zur Untersuchung vor!“ schallte es wieder, und die Freunde traten dicht vor die Thüre, während der

Gefangenwärter aufschloß, die drei Anderen einließ und — selbst haußen bleibend — die Pforte wieder verriegelte, indem er zugleich ein Gespräch mit der Schildwache anknüpfte.

Jetzt galt es, in kürzester Zeit den gefaßten Plan auszuführen. Sobald sie daher bei dem Gefangenen eingetreten, der im ersten Augenblicke verwundert aufschaute, änderten sich die Rollen. Anselmo trat vor und — in der Schnelle den Grafen mit der Sachlage und den Personen bekannt machend — bat er ihn, rasch die Kleidung anzulegen, die der Hauptmann auf den Tisch gelegt. Wie aber staunten Alle, als der Gefangene die Flucht mit den Worten entschieden ausschlug:

„Nein, meine Freunde, entfliehen werde ich auf keinen Fall. Eine Flucht müßte, unter den obwaltenden Umständen, unsere Sache unfehlbar verderben. Nehmt meinen Dank für Eure Ergebenheit und Liebe; — meint Ihr es aber wahrhaft gut mit mir und dem Vaterlande, dann folgt ohne Widerrede dem Rathe eines in Politik und Leben erfahrenen Mannes. Hier sind zwei Schreiben, das Eine an den Prinzen von Asturien, das Andere an den General Castanos — Beide zuverlässige Freunde — sie werden dem Könige die Augen öffnen. Diese Schreiben übernehmt Ihr, Don Diego Vera, zur Besorgung, da Bruder Anselmo, als schon in der Sache verwickelt, sich nach Außen hin völlig neutral halten muß, Ihr aber ganz unverdächtig seid und Euch als Pferdearzt leicht Eingang bei jenen Männern verschaffen könnt. Den Erfolg aber, über welchen Euch der Herzog und der General unterrichten werden, laßt Ihr mir durch Bruder Anselmo

berichten. Auf Eure Dienste, Don Castillo und die meines wackeren Gefängnißwärters zähle ich für später. Für den Augenblick gilt es, jeden Verdacht zu vermeiden. Und jetzt, meine Freunde, mit Gottes und der heiligen Jungfrau Schutz; — ein längeres Zögern könnte auffallend werden und uns verrathen."

„Waffen auf!" — kommandirte der Hauptmann mit überlauter Stimme, die Riegel klirrten und die Ronde verließ das Gefängniß.

V.

Im Hofe des königlichen Palastes zu Madrid gab sich ein ungemein reges Leben kund. Eine Masse Diener liefen geschäftig ab und zu, Wachen salutirten, Wagen auf Wagen fuhren auf, und Treppen, Corridors und Gallerien wimmelten voll Menschen. Das war ein Rennen und Laufen, ein Kommen und Gehen, ein Verbeugen und Grüßen, daß es dem Einzelnen schwindeln mußte in dem Gewirre, und doch entfaltete sich all dies rege Leben fast lautlos und mit einem Ernste und mit einer Würde, wie dies wohl sonst an keinem anderen Hofe Europas — den englischen vielleicht ausgenommen — möglich gewesen wäre. Unter der Regierung der Bourbonen auf der pyrenäischen Halbinsel hatte sich ja in der That die Grandezza der Spanier mit der Lebendigkeit der Franzosen vermählt; ... oder vielmehr die innere Leidenschaftlichkeit — die bei dem Spanier das feuersprühende schwarze Auge verräth —

wagte hie und da herauszutreten, namentlich was die Vergnügungssucht betrifft; während der eigentliche National-Charakter doch immer wieder — gleich als fühle er das fremdartige dieser Erscheinung — selbst bei den rauschendsten Vergnügungen den Mantel des Ernstes um die Schulter seiner Söhne und Töchter warf. Und dann? War denn nicht der Spanier einst unter seinem Carl und Philipp in politischer Beziehung Alles? War er nicht der beste Soldat? der kühnste Schiffer? — War seine Sprache nicht die Lieblingssprache gebildeter Europäer? — Galten seine Schriftsteller nicht als Muster des Witzes und des Geschmacks? — Wetteiferten seine Künstler nicht mit Italien? — Waren seine Gelehrten nicht die Geachtetsten von Europa? — hatten seine Herrscher nicht Schätze aufgehäuft, wie keine Anderen? — durften sie nicht sagen: in ihren Reichen gehe die Sonne nie unter?

Wahrlich! wenn einst ein Volk eine solche Höhe und politische Bedeutsamkeit erreicht — wenn es der Welt Gesetze dictirt hat, wird es diese Größe nie vergessen . . . . das kann nur . . . . das deutsche. Dem Spanier aber verlieh und erhielt diese Erinnerung selbst noch in seiner späteren Erniedrigung einen gravitätischen Stolz.

Wer aber ahnte damals die so nahen Stürme? Das alte Mährchen von der ägyptischen Finsterniß, mit der Pharao einst geschlagen war, so daß er die Gährung nicht sah, die das Volk Israel ergriffen, und die es zuletzt zu Aufstand, Mord und Todschlag trieb; — dies alte und doch ewig neue Mährchen, das Ludwig dem Sechszehnten den Kopf kostete — machte sich ja auch hier geltend.

In einem Momente, in welchem Spanien alle seine physische und moralische Kraft hätte aufbieten sollen, sich für alle Eventualitäten zu rüsten . . . . . schwamm der Hof in Lustbarkeiten . . . . . war er in ihnen dermaßen versunken, daß er nichts mehr kannte, als den Rausch der wildesten Freuden . . . . . und . . . . das Lächeln seiner engelschönen Königin!

Nur ein einziger Mensch war es daher, der sich mitten in dem Getriebe, das eben jetzt den riesigen Schloßhof erfüllte, über dasselbe verwunderte, und dieser einzige Mensch war Niemand anders, als die drollige Figur des Don Diego Vera, der eben neben einem Stallmeister der Königin stand, mit dem er, wenige Minuten vorher, handelseins über den An- und Verkauf mehrerer Pferde geworden war.

„Heiliger Damianus!“ — rief er daher, als eben wieder sechs der prächtigsten Carossen zugleich in den Schloßhof rollten, in dem sich schon an zwanzig andere befanden — „das nenn' ich ein Leben! Ihr Herrn vom Hofe habt es lange gut; während unser Eines von nichts hört und sieht als von: Koller und Herzschlägigkeit, von Milzbrand und Darmgicht, vom Wurmbeißen und Blasenstein, von Lungenfäule und Strengel, von Klemme und Steingalle, von Buglähme und Ohren-Fistel und wie das Teufelszeug alles heißt . . . . sitzt Ihr Herrn dem Vergnügen im Schooß und könnt Euch kaum alle der Lustbarkeiten, der Tertulias und Refrescos *), der Tänze und

---

*) Glänzende Abendgesellschaften.

Vidas de Santos*), der Schauspiele und Entre-meses**), der Illuminationen und Stiergefechte, der Reisen und Jagdpartien, der Schmaußereien und Liebesabenteuer erwehren!"

„Ja!" — entgegnete der Stallmeister, der eben nicht sehr von all' diesen Herrlichkeiten entzückt zu sein schien, mit ernster Miene — „Ihr habt wahrlich recht, Doktor, daß Ihr über dies Treiben spottet. Sind diese Tollheiten eines Hofes von Spanien würdig? — Seht nur, die ernstesten Männer, die Zierde unserer Grandezza .... sie, die sonst als Muster männlicher Würde dastanden.... die Stützen des Thrones .... der Stolz der Nation.... sie müssen jetzt Alle den Tanz mitmachen!"

„Sie müssen?" — sagte Diego und sein ganzes Gesicht war eine Frage. „Wer zwang denn unter König Philipp V. einen Grafen von Arguilar, einen Don Mauriquez von Lara, einen Santa-Cruz, einen Herzog von Abuquerque, einen Medina-Sidonia?"

„Schaut nur dorthin!" — rief der Stallmeister bitter — „dort könnt Ihr die Söhne aller dieser Männer sehen."

„Ja!" — entgegnete der Thierarzt — „Lungenfäule und Vergnügungssucht sind zwei gleich ansteckende Krankheiten."

„Und alle Kassen sind leer."

---

*) Dramatisirte Lebensläufe der Heiligen.

**) Damals berühmte Zwischenspiele.

„Das Pferd, das man zu stark reitet, bekommt die Schwindsucht.“

„Dort gehen Millionen hin, und der Gehalt der Beamten bleibt aus.“

„Die Menschen werden eingetheilt in Reiter und Gerittene. Der Gaul der am meisten arbeitet, bekommt das schlechteste Futter! Aber“ — setzte hier der Doctor hinzu — „wie benimmt sich denn bei dem Allem der neue Herr Minister?“

„Don Manuel de Godoy?“

„Ja!“

„Nun! Eine Schwalbe macht keinen Sommer!“ — sagte der Stallmeister.

„Er läßt sich gut an. Aber der Günstling der Königin kann natürlich nicht gegen die Königin auftreten. Sonst . . .“

„Nun?“

„Er hat in der kurzen Zeit, seit welcher er im Amte ist — und bei der völligen Neuheit der Geschäfte, die er übernommen, in der That schon viel gethan.“

„Ach!“ — rief der Doctor — „Ihr meint die Gründung der Thierarzneischule?“

„Auch die!“ — sagte der Stallmeister — „sie war dem Lande sehr nöthig.“

„Der Mann hat recht“ — meinte Diego — „daß er bei dem lieben Vieh anfängt; denn erst kommt das Roß und dann der Reiter. Bis jetzt hatten wir nur Cavaliere zu Fuß.“

„Und tüchtige Männer wußte er auch zu finden.“

„O ja! Malatz, Estevez, Codina!“

„Das beweißt, daß er doch mehr als eine schöne Stimme und ein schönes Gesicht, daß er Takt und einen staatsmännischen Blick hat. Uebrigens“ — fügte der Stallmeister hinzu — „hat er in der That mit überraschender Festigkeit alles Gute ergriffen, was sein Vorgänger angefangen. Schon ist Sorge getroffen, den Unterricht zu heben, — ein Institut für Cosmographen soll hervorgerufen, Ackerbauschulen gegründet, das Heer in einen besseren Stand gebracht werden . . .“

„Halt! halt!“ — rief der Doctor — „das Wörtchen „Soll“ geht mit Euch durch. Ihr habt den Kappzaum — das Wörtchen „Kann“ — vergessen.“

„Nun!“ — meinte der Stallmeister — „das ist freilich eine andere Sache. Indessen ..... es ist doch guter Wille, Kopf und Herz da, und es ist keine Kleinigkeit, einen Grafen von Florida=Blanca zu ersetzen!“

In dem Augenblick rollte eine Equipage in den Hof, die alle anderen an Pracht übertraf.

„Ist das vielleicht der Wagen des Herzogs von Alcudia?„ — frug der Doctor.

„Nein!“ — versetzte der Stallmeister — „das ist jener des Ministers Aranda! Der Herzog von Alcudia“ — setzte er lächelnd hinzu — „wohnt in dem königlichen Schlosse.“

„Hier?“ — frug der Doctor und die Kohlenstriche der Augenbraunen bildeten einen rechten Winkel, dessen Spitze sich in die Mitte der Stirne geschoben.

„Hier!“ — sagte der Hauptmann und strich seinen Schnurrbart. — „Die Gemächer seiner Hoheit befinden sich unmittelbar unter jenen Ihrer Majestät der Königin.“

„Unter . . . .“ — wiederholte der Doctor mit den Augen zwickernd und eine bittersüße Miene machend.

„Unter jenen Ihrer Majestät der Königin!“ — wiederholte der Stallmeister und Beide traten in die inneren Räume zurück.

Unterdessen hatte die große Refresco in dem Schlosse selbst begonnen.

Die Refrescos sind nämlich der spanischen Nation eigenthümliche Abendunterhaltungen, die — in den höheren Ständen — bei frohen Familienereignissen, besonders an Geburtstagen, bei Vermählungen und Kindtaufen statthaben. Eine reichliche, oft pompeuse Bewirthung, Musik, Tanz und Scherz bilden ihre Elemente.

Herren und Damen versammeln sich alsdann gesondert in eigenen Zimmern, worin sie so lange verweilen, bis die ganze Gesellschaft beisammen ist. Dann gehen die Herren zu den Damen, deren Jede die andere gleich beim Eintritt, ehe sie sich setzt, mit einem Kusse begrüßt, und machen der Hausfrau, die unter diesen allein auf einem Sopha Platz genommen hat, — über dem gewöhnlich ein Marienbild, von Meisterhand gemalt und in kostbarster Einrahmung prangend, hängt, — ihre Aufwartung.

So nähern sich Damen und Herren, aber nur auf Augenblicke; denn gleich darauf nehmen Jene die Stuhlreihe rechts, diese die Stuhlreihe links ein. Junge Mädchen credenzen nun, ohne daß die Gäste ihre Sitze ver-

lassen, Eiswasser mit Azugar espongado *), Limonade, Horchata helada **), dann Chocolade, und zuletzt werden große Schüsseln mit einer Menge von allerlei Zuckerwerk aufgetragen.

Kaum sind aber die leckeren Gaumen und der Magen befriedigt; so blickt sich Jeder der Geladenen, — er stehe so hoch als er wolle in der Gesellschaft — nach seinem zahlreichen Gefolge von Bedienten um, die auf den Wink der Reste sich bemeistern, um sie nach Hause zu bringen, wo sie auf der Tafel ihrer Gebieter wieder aufgetragen werden.

Unterdessen ergötzt sich die Gesellschaft an Musik, dramatischen Darstellungen und später oft auch an Tanz.

Es ist leicht begreiflich, daß diese Refrescos im königlichen Schlosse, eine etwas andere Färbung annahmen und eben in dem Maße ceremonieller wurden, als sie an Pracht und Aufwand zunahmen und die Stellung der dort Erscheinenden eine höhere und ausgezeichnetere war. Dennoch verloren sie ihren eigenthümlichen Charakter nicht und wurden durch den Geist, die Erfindungsgabe und die hinreißende Liebenswürdigkeit der Königin unbedingt zu den schönsten aller der zahllosen Hoffeste, die sich hier Tag auf Tag folgten.

---

*) Sehr leichte und wohlschmeckende viereckige Zuckerbrode, auch Rosado genannt, die, wenn man sie nicht augenblicklich ißt, sogleich im Wasser zerfließen.

**) Ein von gefrorner Geismilch, oder auch von süßen und bittern Mandeln zubereitetes, mit Zucker und einigen wohlriechenden Wassern vermischtes, sehr wohlschmeckendes Gebäck.

Natürlich drängte sich darum auch der Hof und die ganze Elite des hohen Adels zu denselben, wie denn auch heute wieder sämmtliche Säle und Vorzimmer ihrer beiden Majestäten, — die einen von Damen, die anderen von Herren — im wahren Sinne des Wortes wimmelten.

Das war ein Funkeln und Blitzen von Diamanten und Juwelen, von kostbaren Roben, prachtvollen Uniformen und Staatscostümen, daß sich das Auge eines an solche Pracht und Herrlichkeit nicht Gewöhnten, geblendet niedergesenkt haben würde.

Und nun die Appartements der Königin, in welchen die Refresco heute stattfand! — Welcher Luxus, welcher Geschmack war hier entwickelt. Und wenn Marie Louise einst sagte: Eine Regierung ist nur dann wahrhaft stark, wenn sie sich auf die öffentliche Meinung stützt, und diese öffentliche Meinung von großartigen Inspirationen stets neu angeregt und getragen wird; — von Inspirationen, die von der Regierung selbst ausgehen und vor allen Dingen die schönen Künste zu großartigen nationalen Werken begeistern! — so zeigte ihre Umgebung, daß sie es mit diesem Ausspruche ernst gemeint, denn ihre Gemächer schmückten die Meisterwerke eines Mengs, — dieses deutschen Raphael, — eines Juan de Juanes, Navarrete, Moralez, Murillo, Don Fernando Selma, Juan-Salvador Carmona, Francisco Bayeu, Antonio Carnicero, Mariano Pio Rivero und anderer großer Männer.

Hier ging — und das ist der Triumph des feinen Geschmackes — die solideste Pracht mit der vollendetsten Kunst Hand in Hand.

Wie anders bei dem Könige! Zwar waren auch hier Kunstschätze in Masse aufgehäuft, aber sie erglänzten nicht in jenem heiteren freundlichen Lichte, daß ihnen erst recht Leben einzuhauchen scheint, und dessen goldenen Strahl sie einsaugen, um ihn gleichsam in sich zu verkörpern. Hier war alles düster, streng und langweilig, wie die Majestät selbst, und wenn in den Gemächern der lebenslustigen Königin üppige Gemälde, reizende Statüen — Grazien und Liebesgötter — ihren Thron aufgeschlagen hatten, so blickten von den Wänden derjenigen Zimmer, die Carl IV. bewohnte, nur Madonna- und Heiligenbilder — Märtyrergestalten — und im besten Falle hie und da ein Jagdstück.

Man kann sich denken, wie zu dieser Umgebung und dem Bewohner derselben die Refrescos Marie Louisens paßten. Carl IV. hatte sie schon tausendmal, unter andächtigem Kreuzschlagen, in die unterste Hölle verwünscht, und doch konnte er sich ihnen des Anstandes und des Hofes wegen nicht entziehen; aber wehe allen Denjenigen, die ihn bei der Vorbereitung zu diesen „Vergnügungen" zu bedienen hatten, oder das Glück seines Umganges für diesen Augenblick genossen.

Nur ein einziger Mensch war da, vor dem dann der König zitterte, und das war sein Beichtvater; wie er denn überhaupt in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten sehr pünktlich und ängstlich war, und wöchentlich wenigstens einmal, — oft aber auch zwei und dreimal beichtete. War es nun Vergeßlichkeit, war es Grille, Laune oder innerer Drang . . . . kurz seine Majestät hatten beliebt auch gerade jetzt — wo doch sämmtliche zu der königlichen Abend-

unterhaltung geladenen männlichen Mitglieder der Grandezza und des Hofes schon lange in den Vorzimmern versammelt waren — das Sacrament der Buße und der Beichte vorzunehmen.

Es war jetzt eben vollendet und der König empfing, — vor einem Betpulte von schwarzem Sammt knieend, — die Absolution des Priesters. Dennoch entschlüpfte ein tiefer Seufzer seiner Brust, als er nun aufstund und sagte:

„Gelobt sei San Jago! Unser Gewissen wäre nun wieder erleichtert. Wer aber nimmt uns die Sorgen der Regierung ab, die jetzt schwerer denn je auf uns lasten!"

„Eure Majestät nehmen die Sachen zu ernst!" — entgegnete der Beichtvater.

„Zu ernst?" — wiederholte Carl IV. mit trübem Blick, indem er sich langsam in einen Sessel niederließ. — „Haben Wir Euch, Hochwürdigster, denn nicht den Inhalt der Depesche mitgetheilt, die heute von Frankreich eintraf?"

„Ja! Majestät hatten die Gnade."

„In ganz Paris — was sagen Wir — in ganz Frankreich herrscht Schrecken und Entsetzen. Servan ist aus dem Ministerium verdrängt . . . . Roland bedroht . . . . und vor allen Dingen die unselige Entdeckung des eisernen Schrankes in den Tuillerien, worin alle Papiere, Briefe und Actenstücke über die Privat-Politik des Königs verwahrt wurden!"

„Sie werden nicht wagen . . ."

„Nicht wagen?" — wiederholte der König, und die Bläße die sein Gesicht bedeckte, zeigte, wie mächtig ihn diese Nachricht erschüttert — „die Hochverräther, die die

geheiligte Person ihres Königs bereits mit frevelhaften Händen angetastet und — o Schmach — dem Kerker übergeben haben, die sollten nicht wagen, von den aufgefundenen Papieren einen satanischen Gebrauch zu machen?"

„Es fragt sich was sie gefunden haben."

„Unseliges genug! Man sagt eine Masse Briefe und Urkunden über die seither unterhaltenen Verbindungen des Königs im Inlande und im Auslande, welche er angeknüpft hatte, um sich der frechen Anmaßungen der Pariser Gemeinde, der National-Versammlung und seiner eigenen Minister durch jedes mögliche Mittel zu entziehen."

„Das wäre freilich schlimm" — meinte der Beichtvater — „aber wer bürgt dafür, daß dies Gerücht wahr sei?"

„Und wenn es sich nun auch nicht bestätigte" — versetzte Carl IV. — „werden die Wüthenden nicht aus dem unschuldigsten Documente eine Anklage herausbuchstabiren?"

„Und der edlere Theil des Volkes wird seinen, von Gott eingesetzten Fürsten schützen!" sagte der Priester.

„Der edlere Theil des Volkes" — wiederholte der König schwermüthig — „er ist eingeschüchtert . . . . und dann . . . . das Volk! . . . wer kann sich auf das Volk verlassen . . . . . ."

Carl stand auf und in sichtlicher Bewegung das Zimmer durchschreitend rief er: „Hochwürdiger! Der Herr züchtigt Israel! — Gestehen Wir es nur . . . . Wir, die Gesalbten des Herrn, haben gesündigt vor ihm und der Welt . . . . . . wehe! wenn er mit uns in das Gericht schreitet. Aber nicht wahr" — setzte er dann rasch hinzu, mit immer fahleren Zügen dicht vor dem Priester stehen

bleibend — „nicht wahr, das werden sie doch nicht wagen, Hand an das Leben des Königs zu legen?“

Der Beichtvater des Königs von dessen bleichem Aussehen selbst entsetzt und im Grunde seines Herzens eben so besorgt über den unseligen Verlauf der Dinge in Frankreich, als sein Gebieter, hatte Noth, sich selbst zu sammeln und mit anscheinender Ruhe seine Majestät zu beschwichtigen.

Aber es wollte ihm nicht gelingen. „Die Papiere! .... die verwünschten Papiere“ — murmelte, auf und abgehend, ein über das anderemal der Beherrscher Spaniens. „Es müssen sich auch Briefe von Uns — von Ihrer Majestät der Königin darunter finden.“

In diesem Augenblicke öffneten sich die Flügelthüren und vier allerliebste Pagen der Königin traten ein, mit stummer Verbeugung an der Thüre stehen bleibend.

„Jesus Maria!“ — rief der König mit beiden Händen nach der Stirne fahrend — „und in dieser Stimmung soll ich .....“

Aber schon war die Sonne aufgegangen — Marie Louise eingetreten.

Ein Wink ihrer Hand entfernte die Pagen; dann sagte sie mit dem ihr eigenen bezaubernden Tone:

„Eure Majestät sind ein ausgezeichneter Herrscher, ein vortrefflicher Feldherr, ein Jäger, wie es keinen zweiten gibt .... aber“ — setzte sie lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu — „die Galanterie gehören nicht zu dereo Haupttugenden. Du mein Gott ist es erlaubt? Wir geben uns die unendlichste Mühe Eurer Majestät Regierungssorgen zu verscheuchen; — versammelt ist seit

einer Stunde was Spanien an Edlen und Schönen aufzuweisen hat. — Wir haben Unseren ganzen Witz, unsere ganze Erfindungsgabe aufgeboten die heutige Refresco seiner Majestät Carl IV. würdig zu machen — Kassiopea, Andromeda, Perseus entstiegen ihren Gräbern um Spaniens erlauchtem Herrscher zu huldigen — — und nun lassen Uns Eure Majestät umsonst warten."

„Vergebung, Madame", — entgegnete der König in sichtbarer Verwirrung — „wie um Gottes Willen kann man aber jetzt zu Vergnügungen aufgelegt sein? — jetzt, da es sich vielleicht im Nachbarstaate um das Haupt des Königs handelt; — heute, an dem Tage, an dem die unseligsten Nachrichten aus Frankreich eingetroffen; — in einer Zeit, in der alle Throne erbeben."

„Eben deshalb muß man dem Sturme mit lächelndem Antlitz entgegentreten!" — erwiederte mit reizender Unbefangenheit Marie Louise. — „Es ist dafür gesorgt, daß man in Spanien nichts von dem erfährt, was eine Hand voll Tollköpfe, — von Ehrgeiz gestachelt, — jenseits der Pyrenäen angezettelt. Nur Geduld! Diese wahnsinnige Revolution wird an ihren eigenen Wunden verbluten und wie ein Gewitter vorübergehen, ohne die stolze Ceder des Königthums zu beugen. Lassen Wir Uns aber jetzt verblüffen, ... zeigen Wir auch nur die leiseste Angst und Schwäche .... dann freilich .... können auch Wir verloren sein! .... darum, Majestät, Euren Arm, Wir haben schon zu lange warten lassen. Erfährt Spanien, daß wir selbst heute noch lachen und scherzen, glaubt es an die neuesten Nachrichten nicht."

Und mit diesen Worten reichte sie mit unnachahmli-

cher Grazie dem Könige ihre Hand, — die Flügelthüren flogen auf, und Hof und Gradezza, — an der Spitze der Infant, Don Louis, Oheim des Königs und der Herzog von Alcudia — begrüßten das Herrscherpaar, worauf sie sich demselben, auf dem Wege zu den Gemächern der Königin, anschlossen.

War denn Marie Louisen zu widerstehen?

O es ist etwas ganz Eigenes mit der Schönheit; — namentlich wenn sich ihr, wie hier, Geist, Thatkraft und Energie beigesellt! Ob sie recht hat oder nicht, sie herrscht! . . . . sie ist zum Herrschen geboren.

Und warum übt sie eine solche Allgewalt über uns? Weil wir Menschen sind; weil wir uns als Staubgeborenen den Gesetzen der schaffenden Natur unterworfen fühlen, und diese in der Schönheit ihren größten Triumph feiert, während sich unser Geist durch den oft nur muthwilligen Flügelschlag eines anderen Geistes, durch Thatkraft und Energie — wenn nämlich diese uns abgehen — imponiren läßt.

Etwas ganz Anderes ist es freilich mit der höheren, der idealen Schönheit, von der Jacobs so treffend sagt, daß wir uns ihrer nur dann wirklich erfreuen könnten, wenn das Irdische durch die durchdringende Herrlichkeit einer höheren Kraft gereinigt und veredelt werde. Es gibt aber — vom philosophischem Standpunkte aus betrachtet — gar keine Schönheit, ohne daß sich das Himmlische mit dem Irdischen in einer freien Harmonie vermählt, und das Unsichtbare sich zum Sichtbaren gesellt; daher auch die regelmäßigste Gestalt für todt geachtet wird, bis die Seele in sie tritt, und ein Strahl der höheren Welt

sie von Innen heraus erleuchtet. Dann erst lieben wir sie; dann erfüllt uns die Ahnung des Geheimnisses unserer inneren unbegreiflichen Natur; und die Begeisterung die uns erhebt, ist nur die Freude über die Erscheinung des uns verwandten Göttlichen, das wir mit froher Ueberraschung in dem Irdischen finden und begrüßen.

Als das Herrscherpaar mit seinem imponirenden Cortège in dem großen Saale angekommen war, der den Mittelpunkt der Gemächer der Königin bildete, wurde es von einem wahren Blumenflor weiblicher Schönheiten, die Camarera mayor an der Spitze, empfangen. Der König begrüßte die sich tief und mit feierlichem Ernste verneigenden Anwesenden durch ein kurzes Abnehmen seines Hutes, bedeckte sich sodann wieder und führte Marie Louise zu den Thronsesseln, die — einer Art kleiner Bühne gegenüber — für die Majestäten bereit standen. Eine leichte Verneigung folgte, dann nahm Carl IV. Platz, worauf sich auch die Königin niederließ.

Unterdessen hatten sich unter tiefem Schweigen — nach dem schon erwähnten Gebrauche bei Refrescos — die Herren auf der einen, die Damen auf der anderen Seite des königlichen Paares aufgestellt; gleich darauf erschienen die Pagen mit den seidenen Kissen, die, zum Zeichen ihrer Würde, den Granden der ersten Klasse und ihren Frauen auf die erhöhten Polstersitze gelegt wurden, und nun erst forderte die Königin die Anwesenden auf, Platz zu nehmen, — die Camarera mayor erklärten die Refresco für eröffnet und ein Schwarm königlicher Diener, — im Sinne des Wortes in Goldstickereien strotzend, — verbreitete sich über den Saal, auf mächtigen silbernen

Platten von wahrhaft wundervoller Arbeit das übliche Eiswasser mit Azugar espongado zu präsentiren. König und Königin empfingen es aus den Händen der dienenden Hofchargen der Königin. Aber nun schien es auch, als ob plötzlich alle Anwesenden eine ganz andere Natur angenommen hätten. Alle Spuren jenes düsteren Ernstes, der den Spanier so sehr charakterisirt, waren aus den Mienen — wenigstens der Jüngeren — verschwunden, und obgleich mit Ausnahme der Königin weder Herren noch Damen ihre Sessel verließen, so schmolz doch bald die Wärme gesellschaftlicher Unterhaltungen die Eisrinde spanischer Grandezza. Aber noch beredter als die Sprache des Mundes war die der Augen, und da Gebrauch und Etiquette bis jetzt noch die Geschlechter schied, flogen Amors Geschosse auf den Schwingen des Lichtes. Ach! sie verkündeten manchem hochklopfendem Herzen eine süße Stunde, und — in moralischer Beziehung gab der Hof von Madrid jenem von Frankreich nichts nach.

Gründlich langweilte sich bei der ganzen Abendunterhaltung eigentlich nur der König. Die augenblickliche Aufregung, welche die Pariser Nachrichten in ihm hervorgerufen, war schon längst wieder der alten Apathie gewichen und da die Königin sich ferne von ihm lebhaft unterhielt — seine Umgebung aus Respect den offiziellen Ernst beibehalten und sein Liebling, Don Manuel de Godoy, sich gleich im Anfang auf ein höchst freundliches Zeichen der Königin entfernt hatte, war seine Majestät eben am Einschlafen, als eine liebliche Musik nicht nur ein plötzliches Schweigen hervorrief, sondern auch bekundete, daß nun die eigentlichen Unterhaltungen beginnen sollten.

bekehren, mein Gewissen fühlt sich frei von Schuld. Ich bitte Euch, gönnt mir wenigstens meine Einsamkeit!"

„Excellenz vergeben" — sagte der Gefangenwärter ehrerbietig — „wenn es nur nicht Gesetz und Vorschrift wäre."

„Kann man denn auch Gesetze geben" — rief der Minister unwillig — „die die Menschen ....". er hielt inne und wurde feuerroth, denn er wollte gerade sagen: „die die Menschen martern," als es ihm einfiel, daß er es ja selbst gewesen, der dies Gesetz — das freilich nur auf Uebelthäter berechnet war — gegeben hatte.

Eine Pause entstand. „Wenn es Gesetz ist" — sagte er dann — „so mag es sein. Vor dem Gesetze muß sich auch der König beugen."

Der Gefangenwärter schöpfte bei diesen Worten freudig Athem, dann versetzte er:

„Excellenz darf sich übrigens auch beruhigen. Es ist ein würdiger, gebildeter und bescheidener Mann, der diese Woche die Reihe hat, und" — fügte er bedeutungsvoll hinzu — „ein warmer Anhänger Eurer Gnaden, den mit Vertrauen zu empfangen, vielleicht von Wichtigkeit für den Herrn Minister sein dürfte."

„So?" — sagte der Gefangene — „da ist es wohl der junge Mann, den ich gestern Abend bei Sonnenuntergang auf dem Walle sprach?"

„Derselbe!" — entgegnete der Gefangenwärter.

„Und mit ihm eine neue Plage!" — murmelte Florida-Blanca — indem er ein Zeichen gab, den Mönch einzulassen.

Der Gefangenwärter entfernte sich und Bruder Anselmo trat ein.

Florida-Blanca war zu viel Weltmann, um dem Eintretenden die leiseste Verstimmung merken zu lassen. Er empfing ihn mit gemessener Artigkeit und bat ihn durch ein Zeichen Platz zu nehmen. Anselmo folgte.

„Euer Amt, ehrwürdiger Bruder" — sagte darauf der Gefangene, das Gespräch eröffnend — „das ohne Zweifel an diesem traurigen Orte ein schweres ist, dürfte Euch bei mir erleichtert werden. Ich bin, wie Ihr wißt, kein Verbrecher, sondern ein politisch Verbannter, und muß offen gestehen, daß ich — obgleich ein guter katholischer Christ — dennoch liebe, meine religiösen Angelegenheiten, so viel es die Kirche gestattet, selbstständig mit meinem Gott abzumachen — wie ich mir denn überhaupt im Laufe eines stürmisch bewegten Lebens meine eigenen Ansichten über Religion und die durch dieselbe zu erzielende Glückseligkeit gebildet habe."

„Glückseligkeit" — entgegnete Anselmo — „ist ein innerer Zustand; Maß und Bestimmung derselben liegen daher auch in dem Inneren eines jeden einzelnen Individiums. Ein anderes Wesen hat daher so wenig Recht, mich zu seinem Gefühle — zu der Art seiner Glückseligkeit — zu zwingen, als es ja auch keine Macht hat, mir seine Empfindungsart zu geben, und mein Dasein in sein Dasein zu verwandeln. Ich bin nicht gekommen, Eure Excellenz mit formalen Religionsübungen zu belästigen, mich sendet die Mutter Kirche, dem Unglücklichen womöglich mit Rath und That als Freund zur Seite zu stehen."

„Dem Unglücklichen?" — wiederholte gedehnt und fast mit Stolz der Gefangene — „Wer sagt Euch denn, daß ich unglücklich bin?...."

„Wahres Unglück" — versetzte Bruder Anselmo — „ist für den denkenden Mann, den festen, reifen Charakter, freilich nur: Schlechtsein; was die Welt sonst Unglück nennt, ist dagegen gar oft — das weiß wohl Niemand besser als ich — nur ein verhülltes Glück, ein süßer Kern in bitterer Schale. Unglücklich aber däucht mir, muß doch wohl ein großes Herz sein, wenn es — wie das Eure — mit glühender Liebe für das Vaterland schlägt, und ihm die Möglichkeit genommen wird, dies theure Vaterland dann zu schützen und zu retten, wenn es vom Sturme des Geschicks wie ein treibendes Wrak ruder- und steuerlos den Klippen zugetrieben wird."

Wer sagt Euch, daß dies mit Spanien der Fall ist?" — frug hier ernst der Minister — „Don Manuel de Godoy ist freilich ein junger Mann, dem noch alle Erfahrungen abgehen; aber trotz dem, daß ich ihm weichen mußte, hab' ich Vertrauen in ihn. Er hat Talente und was mehr sagen will, er hat ein Herz für Spanien. — Ihr staunt" — fuhr der Gefangene fort — „daß ich den lobe, der mein Nachfolger ist und den die Welt, indem sie ihm meinen Sturz zuschreibt, einen jungen Ehrgeizigen nennt? — Ehrwürdiger Bruder, nicht Godoy hat mich gestürzt, sondern die Königin."

„Nein!" — entgegnete Anselmo mit überraschender Schärfe und Festigkeit im Tone: „Nicht die Königin hat Eure Excellenz gestürzt, sondern ...."

„Brechen wir ab!" — rief der Minister aufstehend

— „Ich habe den Entschluß gefaßt, eine alte Freundschaft nicht durch unerwiesene Zweifel untergraben zu lassen.“

„Und wenn ich nun Beweise hätte?!“ — entgegnete Anselmo, sein Auge scharf auf den Gefangenen richtend.

„Beweise?“ — rief der Minister und seine Stirne verfinsterte sich — „Beweise?! — Bedenkt zuvor, junger Mann, was Ihr thut. Ich habe Alles eingebüßt: Freiheit, Ehre, Macht und Rang, selbst die Gunst meines Königs, auf die ich um so fester zählte, als ich sie verdient zu haben glaubte, — ich habe Alles eingebüßt..... und mir dennoch den Glauben an die Menschheit erhalten ..... es wäre schrecklich, wenn ich auch diesen aufgeben müßte!“

„Es schmerzt mich, Euch verwunden zu müssen!“ — entgegnete nach einer kleinen Pause ernst aber mild der bleiche Mönch — „aber das Vaterland ruft, — Euch muß Recht werden und zwei edle Seelen sind dem Verderben zu entreißen! Leset dieses Schreiben!“

Und mit diesen Worten reichte Anselmo dem gefangenen Exminister jenen Brief hin, den am verwichenen Abend Diego Vera seinen Freunden gezeigt. Der Minister nahm ihn rasch, warf einen Blick darauf und sagte:

„Es ist die Hand und die Unterschrift meines früheren Geheimsecretär, dann las er:

Excellenz!

„An dem Tage, an welchem die Gerechtigkeit Eurer Gnaden mir, — dem von seiner Familie schon als todt be=

weinten — die Thore des Thurmes von Segovia öffnete, warf ich mich vor dem Altare der allerheiligsten Muttergottes nieder und schwur Eurer Excellenz ewige Dankbarkeit. Vielleicht ist jetzt, — da ein unseliges Verhängniß Spanien in Euch seiner besten Stütze beraubt hat, — der Augenblick gekommen, diesen Schwur zu halten, indem ich Eurer Excellenz die Augen über jenes Verbrechen öffne, das einst scheinbar auf mir lastete, und mich um das brachte, was mir auf Erden das Liebste war: Eure Gunst und Euer Vertrauen."

„Eure Excellenz erinnern sich, daß die Veranlassung zu meiner Gefangennehmung und der Untersuchung, in die ich verwickelt wurde, die räthselhafte Weise war, auf welche nächtlicherweile in dem Bureau des Ministeriums eine Abschrift von einem wichtigen Documente genommen und den Feinden Eurer Gnaden in die Hände gespielt wurde. Die Untersuchung gab damals kein Resultat, da ich mir aber meiner Unschuld bewußt war und mir alles daran liegen mußte, meine Ehre, Euch gegenüber, zu retten, so unterließ ich es nicht, auch nach meiner Freilassung im Stillen Alles genau zu beobachten, was mir Licht über diese Sache verschaffen konnte."

„Das Erste, was mir auffiel, war, daß Eurer Exellenz Kammerdiener Moreto, die außerordentlich warme Freundschaft, die er mir früher gewidmet und aus deren Veranlassung er mir oft in der Nacht, wenn sich die Arbeit allzu sehr gehäuft, beim Abschreiben geholfen hatte, — plötzlich auf den zweiten Geheimschreiber, der durch meine Entfernung zu meiner Stelle gelangt war, übertrug .... mich aber, seit meinem Unglücke nicht mehr ansah."

„Aber auch unter dem neuen Ministerium seiner Hoheit des Herzogs von Alcudia, bemerkte mein Nachfolger — im Geheimen durch mich aufmerksam, und durch meinen Sturz um seine Existenz besorgt gemacht — gar bald, daß die alten räthselhaften Verräthereien fortgetrieben wurden. Er theilte mir die Sache mit. Wir verbargen uns eines Nachts in dem Bureau des Ministeriums und fanden . . . . . daß es Moreto war, der mit Hülfe falscher Schlüssel in das Kabinet eindrang und hier Abschriften von den wichtigsten Documenten nahm."

„Auf der That erfaßt, war der Verräther verloren; da es uns aber vor allen Dingen darauf ankam, denjenigen kennen zu lernen, der hier seine Hand so freventlich im Spiele habe, so versprachen wir Moreto Freiheit und Verschwiegenheit, wenn er denjenigen nenne, der ihn zu diesem Wagniß gebracht. Lange sträubte er sich den Namen zu nennen; als ich aber, empört über solche Verstocktheit, Miene machte die Wache auf dem großen Corridor herbeizurufen, bekannte er und schwur, daß es Niemand Anderes sei, als .... als ...."

Hier entsank der Brief den zitternden Händen des Gefangenen, der bleich wie der Tod in einen Sessel sank, das edle Antlitz in beiden Händen bergend.

Anselmos Augen füllten sich mit Thränen.

Und was ist denn erschütternder, als wenn der Schmerz über den aufgedeckten Verrath eines vermeintlichen Freundes, die sonst so felsenfeste Seele eines Mannes beugt, wie der Sturm die hundertjährige Eiche. Je fester der Charakter, desto schwerer, desto gewaltsamer der Bruch; — je größer das Vertrauen, desto vernichtender

der Schlag; — je edler die eigne Seele, desto schwärzer das Verbrechen!

O schäme dich nicht, große Seele, der Thränen, die dann deine Auge feuchten; du beweinst ja das Menschengeschlecht, das, göttlicher Natur, sich dennoch so oft in seinen Söhnen entadelt; — deine Thränen gelten ja den armen, verblendeten Sterblichen, die nach verlorenen Paradiesen seufzen, während sie Freundschaft und Liebe und Treue verrathen; wie thörigte Kinder über ihre zerstörten Blumenbeete weinen — die sie doch selbst in wildem Toben zertraten! — — —

Nach längerem Schweigen sagte der Gefangene endlich mit ruhigem Tone: „Habt Ihr noch Etwas zu sagen? Ich möchte allein sein!"

„Ja", — entgegnete Anselmo — „die Wunde liegt offen, vergebt dem Arzte, wenn er, den Patienten zu retten, sie noch einmal mit dem scharfen Messer berührt, das das faule Fleisch von dem guten trennen muß."

„Sprecht!" — versetzte Florida-Blanca — „jetzt könnt, ja jetzt müßt Ihr Alles sagen."

„Den Beweis" — fuhr der Mönch fort — „den dieser Brief für meine Behauptung führte, kannte ich selbst nicht, er fiel mir, wie durch eine wunderbar göttliche Fügung, erst heute Nacht in die Hände. Dennoch konnte ich aus Gründen, auf den Inhalt des Schreibens schließen. Ihr könnt Euch aber denken, daß ich selbst nicht ohne Beweisgründe von Madrid hierher eilte."

Und nun erzählte Anselmo, was sich mit Gines zugetragen, dessen Bekenntniß in der Beichte er ja frei aussprechen durfte, da der Wasserträger längst im Schooße

der Erde ruhte. Natürlich mußte dabei auch Don Manuel de Godoy's Verhältniß zu dem „Unsichtbaren“ erwähnt werden, so wie namentlich der letzten Zusammenkunft in Aranjuez und der so schnell darauf folgenden weltgeschichtlichen Katastrophe.

Florida-Blanca hörte jetzt mit augenscheinlicher Spannung zu. Hier entrollte sich ja vor seinen Augen — die wahrlich geübt genug waren Hofintriguen zu durchschauen — ein satanisches Gewebe, dessen Anknüpfspunkte ihm erst ganz klar wurden, als Bruder Anselmo sagte:

„Und nun Excellenz bitte ich Eines nicht zu vergessen, was den Hauptausschlag gibt, und uns zeigt, in welcher doppelten Gefahr Spanien schwebt: Waren es nicht die beiden großen Minister Aranda und Florida-Blanca, die unter dem höchstseligen Könige Carl III., — einsehend, daß die allzugroße clerikale Macht, und die beständig drohende Inquisition das größte Hinderniß des Wohlstandes und des Glückes der Halbinsel seien — die Autorität und den Wirkungskreis der Inquisition beschränkten, den Orden der Jesuiten aus Spanien vertrieben, auf einen Tag alle Jesuiten in Spanien einzogen, und unter Bedeckung nach den Häfen des mittelländischen Meeres, und von da nach dem Kirchenstaate bringen ließen? Herr Graf, diese kühne, große, die Menschheit beglückende aber die Kirche schwer verletzende That, vergißt Euch der Clerus — vergißt der Orden nie, und wer bürgt dafür, daß Salvaterra nicht dem Orden angehöre nnd sein Leben daran gesetzt hat, ihn zurückzuführen?“

Der Gefangene ging in raschen Schritten in dem

Gemache auf und ab. Sein ganzes Wesen hatte sich verändert. Mit einem Schlage hatte diese urkräftige Natur das alte Verhältniß gebrochen und überwunden. Die Gefahr des Vaterlandes stand in drohender Größe vor seiner Seele. Hier, die wilden Wogen einer furchtbaren Staatsumwälzung, die von dem benachbarten Frankreich schon an der Grenze der Pyrenäen brandeten; — dort jener finstere dämonische Geist des Mittelalters, der schon mit triumphirender Miene die Krallen ausstreckte, alle heilsamen Schöpfungen der Gegenwart wieder zu vernichten und Spanien auf's Neue in die mod'rige Gruft vergangener Jahrhunderte zurückzustürzen.

Bei Gott! da war für einen Florida-Blanca keine Wahl mehr. Jetzt galt es nicht mehr, getragen von sittlichem Muthe, auch in Geduld und Ausdauer groß zu sein; — jetzt galt es wieder zu handeln; — jetzt galt es die Fesseln mit Gewalt zu brechen und dem auf hohem sturmbewegtem Meere dahinschwankenden Staatsschiffe zu Hülfe zu eilen.

Der Gefangene trat plötzlich auf Anselmo zu, reichte ihm mit dem Ausdrucke eines Biedermannes die Hand und sagte: „Nehmt meinen Dank, ehrwürdiger Bruder. Ihr wart in der That mein Seelenarzt. Der Schnitt war kühn, schmerzlich, tief ...... aber heilend. Und nun laßt uns handeln! der König muß Alles wissen, ... Salvaterra muß entlarvt .... Godoy seinem und dem Einflusse der Königin entzogen werden! ..... aber wie? ....“

„Wie?“ wiederholte Anselmo — „das weiß ich freilich selbst noch nicht. Vielleicht aber ist die Hülfe

näher, als Ihr glaubt. Auf dieser Citadelle habt Ihr warme Freunde, — außer mir, einem Hauptmanne Castillo, den Gefangenwärter und einen Thierarzt, den Bruder jenes Mannes, von dem dieser Brief herrührt. So unbedeutend sie sind, verschmäht sie nicht. Macht Euch gefaßt, sie diese Mitternacht in Eurem Schlafzimmer zu empfangen, dann ...."

In diesem Augenblicke rasselten die Schlüssel und knarrten die Riegel. Die Zeit des geistlichen Besuches war vorüber ..... der Gefangenwärter öffnete die Thüre und Bruder Anselmo verließ das Gemach.

Florida-Blanca sah ihm schweigend nach. Es war dem Gefangenen, als sei er aus einem tollen, seltsamen Traume ..... aus einem wunderbaren Zauberbanne urplötzlich erwacht.

IV.

Es ging bereits gegen Mitternacht, als sich — der Absprache nach — die Freunde Florida-Blancas auf einem Zimmer des Gefangenwärters zusammenfanden. Es waren außer diesem selbst, der Thierarzt Don Diego Vera und Bruder Anselmo. Der Hauptmann fehlte noch.

Sobald sich die Thüre geräuschlos hinter ihnen geschlossen und der Gefangenwärter seine Blendlaterne so

auf den Tisch gestellt hatte, daß das Licht keinen Schein nach Außen werfen konnte, sagte er leise, indem er auf zwei Haufen Armaturstücke hinwies, die in den Ecken lagen: „Hier, meine Freunde, hat der Hauptmann für ein Mittel gesorgt, das uns das Wagniß erleichtern soll. Jetzt schnell, Doctorchen und Ihr, Mann Gottes, hinweg mit dem alten Adam und einen neuen Menschen angezogen; ich bin begierig, wie Euch der Waffenrock seiner katholischen Majestät steht!"

„Nun, nun!" — meinte der kleine Doctor — „warum soll er einen so hübschen Jungen, wie mich, nicht trefflich kleiden? Wenn ich mir Mühe gebe die Beine gerade und den Hals lang zu strecken und meine Augenbrauen zu einem Schnurrbart verwende, so muß ich erst kein übler Soldat sein. Ihr wißt ja: Kleider machen Leute!"

Und mit diesem Spott über seine eigene Persönlichkeit, griff er rasch zu; Bruder Anselmo folgte, und in weniger als zehn Minuten standen zwei Musketiere in der Uniform der Besatzung der Citadelle vor dem Gefangenwärter. Der Doctor sah freilich so unaussprechlich drollig aus, daß der Gefangenwärter, trotz der ernsten Situation, Mühe hatte, sein Lachen zu verbergen.

Diego, der es wohl bemerkte, und den in keiner Lage des Lebens sein glücklicher Humor verließ, sagte daher in ironischem Ernste:

„Nur nicht gelacht, mein Freund, ich fühle, wie der Teufel des Ehrgeizes mit dem farbigen Rocke in mich fährt. Man hat Beispiele, daß Leute vom einfachen Gardisten bis zum Herzog avancirten! Was aber Andere können, kann ich am Ende auch; . . . und Ehrgeiz? . . .

Ehrgeiz ist die wahre Erbsünde der Menschen . . . . der steckt in Jedem von uns."

„In Jedem?" — wiederholte Anselmo fragend.

„Mehr oder weniger, ja!" — sagte der Kleine — „so nichtig er auch ist, so künstlich wir ihn auch verbergen. Oder ist es etwa nicht so? der Stolze erträgt, um Ruhm zu erlangen, tausend Beschwerlichkeiten; der Bescheidene flieht ihn . . . . aber nur, um ihn sichrer zu machen. Bald bläht sich der Ehrgeiz auf Thronen, bald putzt er die mitternächtliche Lampe in den Klosterzellen, — wie der große Britte sagt — er macht Intriguen, betet, predigt, oder redet vor Gericht und in Rathsversammlungen. Er hilft der Ferse des Tänzers und dem Kopfe des Schriftstellers, und überdeckt die Wahlstatt mit Bergen von Todten. Ja! er hört mit dem Leben selbst nicht auf, sondern schmeichelt noch auf unseren Grabmälern."

„Von den Eiteln möcht Ihr das sagen" — versetzte der Gefangenwärter — „aber von dem stillen Bürger..."

„O Freund," — rief Diego und die Kohlenstriche zogen sich hoch nach der Stirne — „schaut doch nur, wie sie dahingehen zur Kirche, stolz auf ihre demüthige Buße und kommen schlechter zurück, als sie gegangen sind. Ihr Auge sieht hieher, und ihr Fuß geht dorthin; und wenn sie ihre Sünden aufrichtig überrechnen wollen, so werden sie sehen, ... daß ihre Religion auch eine gewesen ist."

„Doctorchen!" — rief entgegnend der Gefangenwärter — „Ihr haltet die Menschen doch zu schlecht!"

„Freundchen!" — erwiederte Diego Vera — „ich kenne sie! Wenn ich bei meinem Pferde bemerke, daß sich gewisse Knoten oder Blasen am Knie auswendig oder in-

wendig ansetzen, die voller Wind und gelber scharfer Materie sind, so weiß ich, das Thier hat Flußgallen; — wenn ich einen Menschen beobachte und sehe, daß sich Knoten oder Blasen voll Wind und giftiger Materie in Herz und Kopf gebildet haben, so ist es gewiß, er leidet an der Ehrsucht. Die Flußgalle heile ich mit Euphorbium, spanischen Mücken, sublimirtem Quecksilber und venetianischem Terpentin; aber mit was heilt man denn menschlichen Ehrgeiz?....“

„Radical? durch Abschlagen des Kopfes!“ — sagte der Hauptmann, der eben eingetreten war und die letzten Worte noch gehört hatte — „sie haben in Frankreich ja gelungene Proben damit gemacht; aber .... Kinder ....“ — fügte er hinzu — „bedenkt jetzt, was wir vorhaben .... es kann auch unsere Köpfe kosten.... daher jetzt ernst und vorsichtig. Wir begeben uns jetzt als Ronde zu dem Gefangenen. Die Parole habe ich, und solche nächtliche Untersuchungen der Gefängnisse sind nichts Seltenes. Hier, unter dem Mantel, berge ich zugleich eine weitere Uniform für den Gefangenen; er wirft sich rasch hinein und verläßt mit uns seine Gemächer. Für das Weitere ist gesorgt.“

„Und“ — sagte Anselmo — „wird die Schildwache drei hinein und vier heraus lassen?“

„Die Dunkelheit schützt uns!“ — versetzte der Hauptmann.

„O Finsterniß!“ — rief der Doctor — „du Plage Aegyptens und Segen der kultivirten Welt, schlage heute diesen Pharao, sonst sind wir geschlagen wie Saul auf dem Gebirge Gilboa.“

In diesem Augenblicke schlug es Mitternacht. „Gott sei Dank!“ — dachte dabei Anselmo, dessen ernstes Wesen wenig zu dem humoristischen des Doktors paßte, obgleich er wohl fühlte, daß hier eine edle Menschennatur in Kopf und Herz harmonisch ausgebildet war, die mit einem Seufzer das menschliche Elend erfaßte, um mit einem Lächeln eigenes und fremdes Unglück zu verwischen!

Der Hauptmann traf nun seine Anordnungen. Er selbst zog sein Schwert, die beiden als Musketiere Verkleideten mußten — völlig bewaffnet — hinter ihn treten, der Gefangenwärter aber mit der Laterne vorleuchten; doch so, daß die Gestalten des Doktors und Anselmos im Dunkel blieben. Als dies geschehen, setzte sich die kleine Colonne in Bewegung.

Die Nacht war finster und kalt. Todenstille herrschte in den weiten und tiefen Gängen der Citadelle, und nur die Tritte der Schildwachen und ihr „Wer da!“ rufen, auf welches sich aus dem Munde des Hauptmannes das eintönige „Ronde“ hören ließ, unterbrachen die schweigsame Einsamkeit.

Desto lauter schlugen die Herzen der Verbündeten.

Jetzt nahten sie sich der Thüre, die zu des gefangenen Ministers Gemächern führte.

Ein abermaliges „Wer da!“ erschallte.

„Ronde halt!“ — kommandirte der Hauptmann, und zu der Schildwache tretend, die schußfertig das Gewehr vorhielt, flüsterte er die Parole.

„Passirt!“ — rief die rauhe Stimme des Musketiers.

„Ronde zur Untersuchung vor!“ schallte es wieder, und die Freunde traten dicht vor die Thüre, während der

Gefangenwärter aufschloß, die drei Anderen einließ und — selbst haußen bleibend — die Pforte wieder verriegelte, indem er zugleich ein Gespräch mit der Schildwache anknüpfte.

Jetzt galt es, in kürzester Zeit den gefaßten Plan auszuführen. Sobald sie daher bei dem Gefangenen eingetreten, der im ersten Augenblicke verwundert aufschaute, änderten sich die Rollen. Anselmo trat vor und — in der Schnelle den Grafen mit der Sachlage und den Personen bekannt machend — bat er ihn, rasch die Kleidung anzulegen, die der Hauptmann auf den Tisch gelegt. Wie aber staunten Alle, als der Gefangene die Flucht mit den Worten entschieden ausschlug:

„Nein, meine Freunde, entfliehen werde ich auf keinen Fall. Eine Flucht müßte, unter den obwaltenden Umständen, unsere Sache unfehlbar verderben. Nehmt meinen Dank für Eure Ergebenheit und Liebe; — meint Ihr es aber wahrhaft gut mit mir und dem Vaterlande, dann folgt ohne Widerrede dem Rathe eines in Politik und Leben erfahrenen Mannes. Hier sind zwei Schreiben, das Eine an den Prinzen von Asturien, das Andere an den General Castanos — Beide zuverlässige Freunde — sie werden dem Könige die Augen öffnen. Diese Schreiben übernehmt Ihr, Don Diego Vera, zur Besorgung, da Bruder Anselmo, als schon in der Sache verwickelt, sich nach Außen hin völlig neutral halten muß, Ihr aber ganz unverdächtig seid und Euch als Pferdearzt leicht Eingang bei jenen Männern verschaffen könnt. Den Erfolg aber, über welchen Euch der Herzog und der General unterrichten werden, laßt Ihr mir durch Bruder Anselmo

berichten. Auf Eure Dienste, Don Castillo und die meines wackeren Gefängnißwärters zähle ich für später. Für den Augenblick gilt es, jeden Verdacht zu vermeiden. Und jetzt, meine Freunde, mit Gottes und der heiligen Jungfrau Schutz; — ein längeres Zögern könnte auffallend werden und uns verrathen."

„Waffen auf!" — kommandirte der Hauptmann mit überlauter Stimme, die Riegel klirrten und die Ronde verließ das Gefängniß.

V.

Im Hofe des königlichen Palastes zu Madrid gab sich ein ungemein reges Leben kund. Eine Masse Diener liefen geschäftig ab und zu, Wachen salutirten, Wagen auf Wagen fuhren auf, und Treppen, Corridors und Gallerien wimmelten voll Menschen. Das war ein Rennen und Laufen, ein Kommen und Gehen, ein Verbeugen und Grüßen, daß es dem Einzelnen schwindeln mußte in dem Gewirre, und doch entfaltete sich all dies rege Leben fast lautlos und mit einem Ernste und mit einer Würde, wie dies wohl sonst an keinem anderen Hofe Europas — den englischen vielleicht ausgenommen — möglich gewesen wäre. Unter der Regierung der Bourbonen auf der pyrenäischen Halbinsel hatte sich ja in der That die Grandezza der Spanier mit der Lebendigkeit der Franzosen vermählt;... oder vielmehr die innere Leidenschaftlichkeit — die bei dem Spanier das feuersprühende schwarze Auge verräth —

wagte hie und da herauszutreten, namentlich was die Vergnügungssucht betrifft; während der eigentliche National-Charakter doch immer wieder — gleich als fühle er das fremdartige dieser Erscheinung — selbst bei den rauschendsten Vergnügungen den Mantel des Ernstes um die Schulter seiner Söhne und Töchter warf. Und dann? War denn nicht der Spanier einst unter seinem Carl und Philipp in politischer Beziehung Alles? War er nicht der beste Soldat? der kühnste Schiffer? — War seine Sprache nicht die Lieblingssprache gebildeter Europäer? — Galten seine Schriftsteller nicht als Muster des Witzes und des Geschmacks? — Wetteiferten seine Künstler nicht mit Italien? — Waren seine Gelehrten nicht die Geachtetsten von Europa? — hatten seine Herrscher nicht Schätze aufgehäuft, wie keine Anderen? — durften sie nicht sagen: in ihren Reichen gehe die Sonne nie unter?

Wahrlich! wenn einst ein Volk eine solche Höhe und politische Bedeutsamkeit erreicht — wenn es der Welt Gesetze dictirt hat, wird es diese Größe nie vergessen .... das kann nur .... das deutsche. Dem Spanier aber verlieh und erhielt diese Erinnerung selbst noch in seiner späteren Erniedrigung einen gravitätischen Stolz.

Wer aber ahnte damals die so nahen Stürme? Das alte Mährchen von der ägyptischen Finsterniß, mit der Pharao einst geschlagen war, so daß er die Gährung nicht sah, die das Volk Israel ergriffen, und die es zuletzt zu Aufstand, Mord und Todschlag trieb; — dies alte und doch ewig neue Mährchen, das Ludwig dem Sechszehnten den Kopf kostete — machte sich ja auch hier geltend.

In einem Momente, in welchem Spanien alle seine physische und moralische Kraft hätte aufbieten sollen, sich für alle Eventualitäten zu rüsten . . . . . schwamm der Hof in Lustbarkeiten . . . . . war er in ihnen dermaßen versunken, daß er nichts mehr kannte, als den Rausch der wildesten Freuden . . . . . und . . . . das Lächeln seiner engelschönen Königin!

Nur ein einziger Mensch war es daher, der sich mitten in dem Getriebe, das eben jetzt den riesigen Schloßhof erfüllte, über dasselbe verwunderte, und dieser einzige Mensch war Niemand anders, als die drollige Figur des Don Diego Vera, der eben neben einem Stallmeister der Königin stand, mit dem er, wenige Minuten vorher, handelseins über den An- und Verkauf mehrerer Pferde geworden war.

„Heiliger Damianus!“ — rief er daher, als eben wieder sechs der prächtigsten Carossen zugleich in den Schloßhof rollten, in dem sich schon an zwanzig andere befanden — „das nenn' ich ein Leben! Ihr Herrn vom Hofe habt es lange gut; während unser Eines von nichts hört und sieht als von: Koller und Herzschlägigkeit, von Milzbrand und Darmgicht, vom Wurmbeißen und Blasenstein, von Lungenfäule und Strengel, von Klemme und Steingalle, von Buglähme und Ohren-Fistel und wie das Teufelszeug alles heißt . . . . sitzt Ihr Herrn dem Vergnügen im Schooß und könnt Euch kaum alle der Lustbarkeiten, der Tertulias und Refrescos *), der Tänze und

*) Glänzende Abendgesellschaften.

Vidas de Santos*), der Schauspiele und Entre-meses**), der Illuminationen und Stiergefechte, der Reisen und Jagdpartien, der Schmaußereien und Liebesabenteuer erwehren!"

„Ja!" — entgegnete der Stallmeister, der eben nicht sehr von all' diesen Herrlichkeiten entzückt zu sein schien, mit ernster Miene — „Ihr habt wahrlich recht, Doktor, daß Ihr über dies Treiben spottet. Sind diese Tollheiten eines Hofes von Spanien würdig? — Seht nur, die ernstesten Männer, die Zierde unserer Grandezza .... sie, die sonst als Muster männlicher Würde dastanden .... die Stützen des Thrones .... der Stolz der Nation .... sie müssen jetzt Alle den Tanz mitmachen!"

„Sie müssen?" — sagte Diego und sein ganzes Gesicht war eine Frage. „Wer zwang denn unter König Philipp V. einen Grafen von Arguilar, einen Don Mauriquez von Lara, einen Santa-Cruz, einen Herzog von Abuquerque, einen Medina-Sidonia?"

„Schaut nur dorthin!" — rief der Stallmeister bitter — „dort könnt Ihr die Söhne aller dieser Männer sehen."

„Ja!" — entgegnete der Thierarzt — „Lungenfäule und Vergnügungssucht sind zwei gleich ansteckende Krankheiten."

„Und alle Kassen sind leer."

---

*) Dramatisirte Lebensläufe der Heiligen.

**) Damals berühmte Zwischenspiele.

„Das Pferd, das man zu stark reitet, bekommt die Schwindsucht.“

„Dort gehen Millionen hin, und der Gehalt der Beamten bleibt aus.“

„Die Menschen werden eingetheilt in Reiter und Gerittene. Der Gaul der am meisten arbeitet, bekommt das schlechteste Futter! Aber“ — setzte hier der Doctor hinzu — „wie benimmt sich denn bei dem Allem der neue Herr Minister?“

„Don Manuel de Godoy?“

„Ja!“

„Nun! Eine Schwalbe macht keinen Sommer!“ — sagte der Stallmeister.

„Er läßt sich gut an. Aber der Günstling der Königin kann natürlich nicht gegen die Königin auftreten. Sonst . . .“

„Nun?“

„Er hat in der kurzen Zeit, seit welcher er im Amte ist — und bei der völligen Neuheit der Geschäfte, die er übernommen, in der That schon viel gethan.“

„Ach!“ — rief der Doctor — „Ihr meint die Gründung der Thierarzneischule?“

„Auch die!“ — sagte der Stallmeister — „sie war dem Lande sehr nöthig.“

„Der Mann hat recht“ — meinte Diego — „daß er bei dem lieben Vieh anfängt; denn erst kommt das Roß und dann der Reiter. Bis jetzt hatten wir nur Cavaliere zu Fuß.“

„Und tüchtige Männer wußte er auch zu finden.“

„O ja! Malatz, Estevez, Codina!“

„Das beweißt, daß er doch mehr als eine schöne Stimme und ein schönes Gesicht, daß er Takt und einen staatsmännischen Blick hat. Uebrigens“ — fügte der Stallmeister hinzu — „hat er in der That mit überraschender Festigkeit alles Gute ergriffen, was sein Vorgänger angefangen. Schon ist Sorge getroffen, den Unterricht zu heben, — ein Institut für Cosmographen soll hervorgerufen, Ackerbauschulen gegründet, das Heer in einen besseren Stand gebracht werden . . .“

„Halt! halt!“ — rief der Doctor — „das Wörtchen „Soll“ geht mit Euch durch. Ihr habt den Kappzaum — das Wörtchen „Kann“ — vergessen.“

„Nun!“ — meinte der Stallmeister — „das ist freilich eine andere Sache. Indessen ..... es ist doch guter Wille, Kopf und Herz da, und es ist keine Kleinigkeit, einen Grafen von Florida-Blanca zu ersetzen!“

In dem Augenblick rollte eine Equipage in den Hof, die alle anderen an Pracht übertraf.

„Ist das vielleicht der Wagen des Herzogs von Alcudia?„ — frug der Doctor.

„Nein!“ — versetzte der Stallmeister — „das ist jener des Ministers Aranda! Der Herzog von Alcudia“ — setzte er lächelnd hinzu — „wohnt in dem königlichen Schlosse.“

„Hier?“ — frug der Doctor und die Kohlenstriche der Augenbraunen bildeten einen rechten Winkel, dessen Spitze sich in die Mitte der Stirne geschoben.

„Hier!" — sagte der Hauptmann und strich seinen Schnurrbart. — „Die Gemächer seiner Hoheit befinden sich unmittelbar unter jenen Ihrer Majestät der Königin."

„Unter . . . ." — wiederholte der Doctor mit den Augen zwickernd und eine bittersüße Miene machend.

„Unter jenen Ihrer Majestät der Königin!" — wiederholte der Stallmeister und Beide traten in die inneren Räume zurück.

Unterdessen hatte die große Refresco in dem Schlosse selbst begonnen.

Die Refrescos sind nämlich der spanischen Nation eigenthümliche Abendunterhaltungen, die — in den höheren Ständen — bei frohen Familienereignissen, besonders an Geburtstagen, bei Vermählungen und Kindtaufen statthaben. Eine reichliche, oft pompeuse Bewirthung, Musik, Tanz und Scherz bilden ihre Elemente.

Herren und Damen versammeln sich alsdann gesondert in eigenen Zimmern, worin sie so lange verweilen, bis die ganze Gesellschaft beisammen ist. Dann gehen die Herren zu den Damen, deren Jede die andere gleich beim Eintritt, ehe sie sich setzt, mit einem Kusse begrüßt, und machen der Hausfrau, die unter diesen allein auf einem Sopha Platz genommen hat, — über dem gewöhnlich ein Marienbild, von Meisterhand gemalt und in kostbarster Einrahmung prangend, hängt, — ihre Aufwartung.

So nähern sich Damen und Herren, aber nur auf Augenblicke; denn gleich darauf nehmen Jene die Stuhlreihe rechts, diese die Stuhlreihe links ein. Junge Mädchen credenzen nun, ohne daß die Gäste ihre Sitze ver-

lassen, Eiswasser mit Azugar espongado *), Limonade, Horchata helada **), dann Chocolade, und zuletzt werden große Schüsseln mit einer Menge von allerlei Zuckerwerk aufgetragen.

Kaum sind aber die leckeren Gaumen und der Magen befriedigt; so blickt sich Jeder der Geladenen, — er stehe so hoch als er wolle in der Gesellschaft — nach seinem zahlreichen Gefolge von Bedienten um, die auf den Wink der Reste sich bemeistern, um sie nach Hause zu bringen, wo sie auf der Tafel ihrer Gebieter wieder aufgetragen werden.

Unterdessen ergötzt sich die Gesellschaft an Musik, dramatischen Darstellungen und später oft auch an Tanz.

Es ist leicht begreiflich, daß diese Refrescos im königlichen Schlosse, eine etwas andere Färbung annahmen und eben in dem Maße ceremonieller wurden, als sie an Pracht und Aufwand zunahmen und die Stellung der dort Erscheinenden eine höhere und ausgezeichnetere war. Dennoch verloren sie ihren eigenthümlichen Charakter nicht und wurden durch den Geist, die Erfindungsgabe und die hinreißende Liebenswürdigkeit der Königin unbedingt zu den schönsten aller der zahllosen Hoffeste, die sich hier Tag auf Tag folgten.

---

*) Sehr leichte und wohlschmeckende viereckige Zuckerbrode, auch Rosado genannt, die, wenn man sie nicht augenblicklich ißt, sogleich im Wasser zerfließen.

**) Ein von gefrorner Geismilch, oder auch von süßen und bittern Mandeln zubereitetes, mit Zucker und einigen wohlriechenden Wassern vermischtes, sehr wohlschmeckendes Gebäck.

Natürlich drängte sich darum auch der Hof und die ganze Elite des hohen Adels zu denselben, wie denn auch heute wieder sämmtliche Säle und Vorzimmer ihrer beiden Majestäten, — die einen von Damen, die anderen von Herren — im wahren Sinne des Wortes wimmelten.

Das war ein Funkeln und Blitzen von Diamanten und Juwelen, von kostbaren Roben, prachtvollen Uniformen und Staatscostümen, daß sich das Auge eines an solche Pracht und Herrlichkeit nicht Gewöhnten, geblendet niedergesenkt haben würde.

Und nun die Appartements der Königin, in welchen die Refresco heute stattfand! — Welcher Luxus, welcher Geschmack war hier entwickelt. Und wenn Marie Louise einst sagte: Eine Regierung ist nur dann wahrhaft stark, wenn sie sich auf die öffentliche Meinung stützt, und diese öffentliche Meinung von großartigen Inspirationen stets neu angeregt und getragen wird; — von Inspirationen, die von der Regierung selbst ausgehen und vor allen Dingen die schönen Künste zu großartigen nationalen Werken begeistern! — so zeigte ihre Umgebung, daß sie es mit diesem Ausspruche ernst gemeint, denn ihre Gemächer schmückten die Meisterwerke eines Mengs, — dieses deutschen Raphael, — eines Juan de Juanes, Navarrete, Moralez, Murillo, Don Fernando Selma, Juan-Salvador Carmona, Francisco Bayeu, Antonio Carnicero, Mariano Pio Rivero und anderer großer Männer.

Hier ging — und das ist der Triumph des feinen Geschmackes — die solideste Pracht mit der vollendetsten Kunst Hand in Hand.

Wie anders bei dem Könige! Zwar waren auch hier Kunstschätze in Masse aufgehäuft, aber sie erglänzten nicht in jenem heiteren freundlichen Lichte, daß ihnen erst recht Leben einzuhauchen scheint, und dessen goldenen Strahl sie einsaugen, um ihn gleichsam in sich zu verkörpern. Hier war alles düster, streng und langweilig, wie die Majestät selbst, und wenn in den Gemächern der lebenslustigen Königin üppige Gemälde, reizende Statüen — Grazien und Liebesgötter — ihren Thron aufgeschlagen hatten, so blickten von den Wänden derjenigen Zimmer, die Carl IV. bewohnte, nur Madonna- und Heiligenbilder — Märtyrergestalten — und im besten Falle hie und da ein Jagdstück.

Man kann sich denken, wie zu dieser Umgebung und dem Bewohner derselben die Refrescos Marie Louisens paßten. Carl IV. hatte sie schon tausendmal, unter andächtigem Kreuzschlagen, in die unterste Hölle verwünscht, und doch konnte er sich ihnen des Anstandes und des Hofes wegen nicht entziehen; aber wehe allen Denjenigen, die ihn bei der Vorbereitung zu diesen „Vergnügungen" zu bedienen hatten, oder das Glück seines Umganges für diesen Augenblick genossen.

Nur ein einziger Mensch war da, vor dem dann der König zitterte, und das war sein Beichtvater; wie er denn überhaupt in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten sehr pünktlich und ängstlich war, und wöchentlich wenigstens einmal, — oft aber auch zwei und dreimal beichtete. War es nun Vergeßlichkeit, war es Grille, Laune oder innerer Drang . . . . kurz seine Majestät hatten beliebt auch gerade jetzt — wo doch sämmtliche zu der königlichen Abend-

unterhaltung geladenen männlichen Mitglieder der Grandezza und des Hofes schon lange in den Vorzimmern versammelt waren — das Sacrament der Buße ud der Beichte vorzunehmen.

Es war jetzt eben vollendet und der König empfing, — vor einem Betpulte von schwarzem Sammt knieend, — die Absolution des Priesters. Dennoch entschlüpfte ein tiefer Seufzer seiner Brust, als er nun aufstund und sagte:

„Gelobt sei San Jago! Unser Gewissen wäre nun wieder erleichtert. Wer aber nimmt uns die Sorgen der Regierung ab, die jetzt schwerer denn je auf uns lasten!“

„Eure Majestät nehmen die Sachen zu ernst!“ — entgegnete der Beichtvater.

„Zu ernst?“ — wiederholte Carl IV. mit trübem Blick, indem er sich langsam in einen Sessel niederließ. — „Haben Wir Euch, Hochwürdigster, denn nicht den Inhalt der Depesche mitgetheilt, die heute von Frankreich eintraf?“

„Ja! Majestät hatten die Gnade.“

„In ganz Paris — was sagen Wir — in ganz Frankreich herrscht Schrecken und Entsetzen. Servan ist aus dem Ministerium verdrängt .... Roland bedroht .... und vor allen Dingen die unselige Entdeckung des eisernen Schrankes in den Tuillerien, worin alle Papiere, Briefe und Actenstücke über die Privat-Politik des Königs verwahrt wurden!“

„Sie werden nicht wagen ...“

„Nicht wagen?“ — wiederholte der König, und die Bläße die sein Gesicht bedeckte, zeigte, wie mächtig ihn diese Nachricht erschüttert — „die Hochverräther, die di

geheiligte Person ihres Königs bereits mit frevelhaften Händen angetastet und — o Schmach — dem Kerker übergeben haben, die sollten nicht wagen, von den aufgefundenen Papieren einen satanischen Gebrauch zu machen?"

„Es fragt sich was sie gefunden haben."

„Unseliges genug! Man sagt eine Masse Briefe und Urkunden über die seither unterhaltenen Verbindungen des Königs im Inlande und im Auslande, welche er angeknüpft hatte, um sich der frechen Anmaßungen der Pariser Gemeinde, der National=Versammlung und seiner eigenen Minister durch jedes mögliche Mittel zu entziehen."

„Das wäre freilich schlimm" — meinte der Beichtvater — „aber wer bürgt dafür, daß dies Gerücht wahr sei?"

„Und wenn es sich nun auch nicht bestätigte" — versetzte Carl IV. — „werden die Wüthenden nicht aus dem unschuldigsten Documente eine Anklage herausbuchstabiren?"

„Und der edlere Theil des Volkes wird seinen, von Gott eingesetzten Fürsten schützen!" sagte der Priester.

„Der edlere Theil des Volkes" — wiederholte der König schwermüthig — „er ist eingeschüchtert . . . . und dann . . . . das Volk! . . . wer kann sich auf das Volk verlassen . . . . . ."

Carl stand auf und in sichtlicher Bewegung das Zimmer durchschreitend rief er: „Hochwürdiger! Der Herr züchtigt Israel! — Gestehen Wir es nur . . . . Wir, die Gesalbten des Herrn, haben gesündigt vor ihm und der Welt . . . . . wehe! wenn er mit uns in das Gericht schreitet. Aber nicht wahr" — setzte er dann rasch hinzu, mit immer fahleren Zügen dicht vor dem Priester stehen

bleibend — „nicht wahr, das werden sie doch nicht wagen, Hand an das Leben des Königs zu legen?“

Der Beichtvater des Königs von dessen bleichem Aussehen selbst entsetzt und im Grunde seines Herzens eben so besorgt über den unseligen Verlauf der Dinge in Frankreich, als sein Gebieter, hatte Noth, sich selbst zu sammeln und mit anscheinender Ruhe seine Majestät zu beschwichtigen.

Aber es wollte ihm nicht gelingen. „Die Papiere! .... die verwünschten Papiere“ — murmelte, auf und abgehend, ein über das anderemal der Beherrscher Spaniens. „Es müssen sich auch Briefe von Uns — von Ihrer Majestät der Königin darunter finden.“

In diesem Augenblicke öffneten sich die Flügelthüren und vier allerliebste Pagen der Königin traten ein, mit stummer Verbeugung an der Thüre stehen bleibend.

„Jesus Maria!“ — rief der König mit beiden Händen nach der Stirne fahrend — „und in dieser Stimmung soll ich .....“

Aber schon war die Sonne aufgegangen — Marie Louise eingetreten.

Ein Wink ihrer Hand entfernte die Pagen; dann sagte sie mit dem ihr eigenen bezaubernden Tone:

„Eure Majestät sind ein ausgezeichneter Herrscher, ein vortrefflicher Feldherr, ein Jäger, wie es keinen zweiten gibt ..... aber“ — setzte sie lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu — „die Galanterie gehören nicht zu dereo Haupttugenden. Du mein Gott ist es erlaubt? Wir geben uns die unendlichste Mühe Eurer Majestät Regierungssorgen zu verscheuchen; — versammelt ist seit

einer Stunde was Spanien an Edlen und Schönen aufzuweisen hat. — Wir haben Unseren ganzen Witz, unsere ganze Erfindungsgabe aufgeboten die heutige Refresco seiner Majestät Carl IV. würdig zu machen — Kassiopea, Andromeda, Perseus entstiegen ihren Gräbern um Spaniens erlauchtem Herrscher zu huldigen — — und nun lassen Uns Eure Majestät umsonst warten."

„Vergebung, Madame", — entgegnete der König in sichtbarer Verwirrung — „wie um Gottes Willen kann man aber jetzt zu Vergnügungen aufgelegt sein? — jetzt, da es sich vielleicht im Nachbarstaate um das Haupt des Königs handelt; — heute, an dem Tage, an dem die unseligsten Nachrichten aus Frankreich eingetroffen; — in einer Zeit, in der alle Throne erbeben."

„Eben deshalb muß man dem Sturme mit lächelndem Antlitz entgegentreten!" — erwiederte mit reizender Unbefangenheit Marie Louise. — „Es ist dafür gesorgt, daß man in Spanien nichts von dem erfährt, was eine Hand voll Tollköpfe, — von Ehrgeiz gestachelt, — jenseits der Pyrenäen angezettelt. Nur Geduld! Diese wahnsinnige Revolution wird an ihren eigenen Wunden verbluten und wie ein Gewitter vorübergehen, ohne die stolze Ceder des Königthums zu beugen. Lassen Wir Uns aber jetzt verblüffen, ... zeigen Wir auch nur die leiseste Angst und Schwäche .... dann freilich .... können auch Wir verloren sein! .... darum, Majestät, Euren Arm, Wir haben schon zu lange warten lassen. Erfährt Spanien, daß wir selbst heute noch lachen und scherzen, glaubt es an die neuesten Nachrichten nicht."

Und mit diesen Worten reichte sie mit unnachahmli-

cher Grazie dem Könige ihre Hand, — die Flügelthüren flogen auf, und Hof und Gradezza, — an der Spitze der Infant, Don Louis, Oheim des Königs und der Herzog von Alcudia — begrüßten das Herrscherpaar, worauf sie sich demselben, auf dem Wege zu den Gemächern der Königin, anschlossen.

War denn Marie Louisen zu widerstehen?

O es ist etwas ganz Eigenes mit der Schönheit; — namentlich wenn sich ihr, wie hier, Geist, Thatkraft und Energie beigesellt! Ob sie recht hat oder nicht, sie herrscht! . . . . sie ist zum Herrschen geboren.

Und warum übt sie eine solche Allgewalt über uns? Weil wir Menschen sind; weil wir uns als Staubgeborenen den Gesetzen der schaffenden Natur unterworfen fühlen, und diese in der Schönheit ihren größten Triumph feiert, während sich unser Geist durch den oft nur muthwilligen Flügelschlag eines anderen Geistes, durch Thatkraft und Energie — wenn nämlich diese uns abgehen — imponiren läßt.

Etwas ganz Anderes ist es freilich mit der höheren, der idealen Schönheit, von der Jacobs so treffend sagt, daß wir uns ihrer nur dann wirklich erfreuen könnten, wenn das Irdische durch die durchdringende Herrlichkeit einer höheren Kraft gereinigt und veredelt werde. Es gibt aber — vom philosophischem Standpunkte aus betrachtet — gar keine Schönheit, ohne daß sich das Himmlische mit dem Irdischen in einer freien Harmonie vermählt, und das Unsichtbare sich zum Sichtbaren gesellt; daher auch die regelmäßigste Gestalt für todt geachtet wird, bis die Seele in sie tritt, und ein Strahl der höheren Welt

sie von Innen heraus erleuchtet. Dann erst lieben wir sie; dann erfüllt uns die Ahnung des Geheimnisses unserer inneren unbegreiflichen Natur; und die Begeisterung die uns erhebt, ist nur die Freude über die Erscheinung des uns verwandten Göttlichen, das wir mit froher Ueberraschung in dem Irdischen finden und begrüßen.

Als das Herrscherpaar mit seinem imponirenden Cortége in dem großen Saale angekommen war, der den Mittelpunkt der Gemächer der Königin bildete, wurde es von einem wahren Blumenflor weiblicher Schönheiten, die Camarera mayor an der Spitze, empfangen. Der König begrüßte die sich tief und mit feierlichem Ernste verneigenden Anwesenden durch ein kurzes Abnehmen seines Hutes, bedeckte sich sodann wieder und führte Marie Louise zu den Thronsesseln, die — einer Art kleiner Bühne gegenüber — für die Majestäten bereit standen. Eine leichte Verneigung folgte, dann nahm Carl IV. Platz, worauf sich auch die Königin niederließ.

Unterdessen hatten sich unter tiefem Schweigen — nach dem schon erwähnten Gebrauche bei Refrescos — die Herren auf der einen, die Damen auf der anderen Seite des königlichen Paares aufgestellt; gleich darauf erschienen die Pagen mit den seidenen Kissen, die, zum Zeichen ihrer Würde, den Granden der ersten Klasse und ihren Frauen auf die erhöhten Polstersitze gelegt wurden, und nun erst forderte die Königin die Anwesenden auf, Platz zu nehmen, — die Camarera mayor erklärten die Refresco für eröffnet und ein Schwarm königlicher Diener, — im Sinne des Wortes in Goldstickereien strotzend, — verbreitete sich über den Saal, auf mächtigen silbernen

Platten von wahrhaft wundervoller Arbeit das übliche Eiswasser mit Azugar espongado zu präsentiren. König und Königin empfingen es aus den Händen der dienenden Hofchargen der Königin. Aber nun schien es auch, als ob plötzlich alle Anwesenden eine ganz andere Natur angenommen hätten. Alle Spuren jenes düsteren Ernstes, der den Spanier so sehr charakterisirt, waren aus den Mienen — wenigstens der Jüngeren — verschwunden, und obgleich mit Ausnahme der Königin weder Herren noch Damen ihre Sessel verließen, so schmolz doch bald die Wärme gesellschaftlicher Unterhaltungen die Eisrinde spanischer Grandezza. Aber noch beredter als die Sprache des Mundes war die der Augen, und da Gebrauch und Etiquette bis jetzt noch die Geschlechter schied, flogen Amors Geschosse auf den Schwingen des Lichtes. Ach! sie verkündeten manchem hochklopfendem Herzen eine süße Stunde, und — in moralischer Beziehung gab der Hof von Madrid jenem von Frankreich nichts nach.

Gründlich langweilte sich bei der ganzen Abendunterhaltung eigentlich nur der König. Die augenblickliche Aufregung, welche die Pariser Nachrichten in ihm hervorgerufen, war schon längst wieder der alten Apathie gewichen und da die Königin sich ferne von ihm lebhaft unterhielt — seine Umgebung aus Respect den offiziellen Ernst beibehalten und sein Liebling, Don Manuel de Godoy, sich gleich im Anfang auf ein höchst freundliches Zeichen der Königin entfernt hatte, war seine Majestät eben am Einschlafen, als eine liebliche Musik nicht nur ein plötzliches Schweigen hervorrief, sondern auch bekundete, daß nun die eigentlichen Unterhaltungen beginnen sollten.

Die kleine Bühne verrieth ohngefähr was kommen sollte, wenn überhaupt der ganze Hof nicht schon das Geheimniß gekannt hätte; denn etwas geheim halten, hält man an allen Höfen für Thierquälerei, woher es denn gerade dort — trotz aller Geheimeräthe — sehr selten ein Geheimniß gibt. Nur der König wußte nichts davon; aber er blieb auch sehr ungerührt, als der damals berühmte und beliebte Dichter Don Juan Valdez, als Troubadour gekleidet, auftrat und in zierlichen Versen verkündete, daß — berührt von dem Zauberstabe der Musen, — das Reich der Phantasie seine Thore nun aufthue und den Anwesenden die Vermählung des Perseus und der Andromeda vorführen werde.

In der That folgte nun eines jener eigenthümlichen in Spanien unter dem Namen Entremeses (Zwischenspiele) bekannten Stücke, das Melodrama und Pantominen zugleich war.

Melodrama, da der Dichter das ganze unter passender Musikbegleitung vortrug; — Pantomine dagegen, was die Spielenden betrifft.

Der besondere Reiz des heutigen Stückes lag aber darin, daß es von den ersten Persönlichkeiten des Königreiches aufgeführt wurde; indem die Hauptrollen, nämlich die des Perseus und der Andromeda durch Godoy und die fünfzehnjährige Tochter des Infanten, Donna Maria Theresia von Bourbon, die anderen durch den Herzog und die Herzogin von Sessa und die Grafen von Cabra und Palamos ausgeführt wurden.

War dies doch zugleich eigentlich auch das erste Hervortreten Donna Maria Theresia's, der Nichte seiner Majestät, eines Mädchens, das — einzeln betrachtet —

bei seiner schlanken Gestalt, den feinen Zügen, dem kleinen zierlichen, allerliebsten Munde und den in Spanien so unendlich seltenen blonden Haaren, als hübsch gelten konnte; . . . . . . aber in Mitten aller der stolzen, feurigen und üppigen Schönheiten des spanischen Hofes und an der Seite der Königin natürlich verschwinden mußte.

Halb Kind, halb Jungfrau, hatte es in der That etwas Rührendes, als im Verlaufe des Stückes Maria Theresia als Andromeda, von ihren Freundinnen und Gespielinnen weggerissen und, die Frevel Kassiopeas, ihrer Mutter, zu büßen, an einen Felsen angeschmiedet wurde, um dort das Opfer eines Seeungeheuers, eines gräulichen Drachens zu werden. Aber entzückt flamten die Blicke sämmtlicher Damen auf, als nun Don Manuels herrliche Gestalt, gehüllt in das malerische Costüm des Perseus, auftrat und der stolze, schöne, in der Fülle männlicher Jugendkraft strahlende Jüngling die Heldenthat vollbrachte, — den Drachen tödtend — Andromeda befreite und die Gerettete, unter dem Segen Kassiopeas und Cepheus als Gattin heimführte.

Wenn Unsichtbare die Wünsche hätten aufzählen sollen, die in diesem Augenblicke in den weiblichen Herzen, die hier schlugen, aufstiegen, sie hätten fast in allen nur einen gefunden, ... den: Ach! daß ich eines solchen Perseus Andromeda wäre!

Den Schluß und die Pointe des Stückes aber machte ein allegorisches Bild.

Perseus, mit dem einen Fuße das Haupt des getödteten Drachens in den Staub tretend, trägt — gleichsam bereit mit der süßen Last durch die Lüfte heimzukehren —

mit dem linken Arme die gerettete Königstochter, die sich, halb verzagt, halb liebend, sanft an den kühnen Retter schmiegt.

Und was deutete dieses Bild nach des Dichters Meinung?

Mit höflicher Grazie zu dem Könige gewandt, verkündete sein schmeichelnder Mund in diesem Bilde den Sieg des Königthums über den Drachen der Revolution.

Ein beifälliges Lächeln auf den Gesichtern aller Anwesenden belohnte Don Juan Valdez für diesen öffentlichen Ausdruck derjenigen Gedanken, Wünsche und Hoffnungen, die hier in jedem Herzen wohnten. Nur der König blieb ungerührt, unbeweglich . . . . denn . . . . er schlief.

Die Refresco nahm nun ihren weiteren Verlauf. Bald traten auch die Helden des Abends: Donna Maria Theresia von Bourbon und Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia, nebst den anderen Betheiligten, wieder in den Saal, begrüßt von dem Wogenschwall eines Meeres von Lobeserhebungen. Godoy ward in der That fast wie der König behandelt, und da ihn die Königin für diesen Abend zu ihrem Tertulio — Chevalier d'honneur — ernannte, eine Ehre, die ihn fest an ihre Seite bannte, und der König zum Ueberfluß sich im Stillen zurückgezogen hatte — blieb er jetzt der liebenswürdigste, feinste Hofmann — neben Marie Louisen der Stern des Abends.

O du beneideter Sohn des Glücks, wie glatt und freundlich sind deine Mienen — — und doch steht dein Bruder Louis — jetzt Generalcapitän, Graf von Saa-

vedra — hinter einer Säule, schaut dir, eine halbzerdrückte Thräne im Auge tief in die Seele und denkt mit Wehmuth an die Zeit zurück, da Du mit ihm und dem ehrlichen Felipe beim ersten Zusammentreffen die köstliche Olla potrida verzehrtest.

Das Auge des treu liebenden Bruders sah gut; — es sah einen heiter und ruhig scheinenden Meeresspiegel, auf dem der goldnen Sonne Bild sich majestätisch malte; aber in dessen crystallner Tiefe die Trümmer versunkener Städte traurig ragten! — die schweigsamen Zeugen Millionen begrabener Hoffnungen.

Aber dieser Abend . . . . . . er sollte noch mehr in seinem Schooße bergen. Niemand! — Niemand von allen den Gegenwärtigen ahnte, welcher Würfel heute geräuschlos gefallen war.

VI.

Die Refresco war vorüber und andere Refrescos folgten ihr. Abendunterhaltungen, Schauspiele, Tänze, Concerte und Stiergefechte, Maskenscherze und Illuminationen drängten sich in buntem Gemische, und während ganz Europa in athemlosem Schweigen dem großartigen Schauspiele des sich über Frankreich entladenden furchtbaren politischen Gewitters zusah, — ging es an dem, am nächsten betheiligten, Hofe — an dem Hofe von Madrid — wenigstens nach Außen hin, so heiter und sorglos

her, als ob die Welt im tiefsten und ungestörtesten Frieden läge. Galt es doch, das Land zu täuschen und die Angst des eigenen Herzens und Gewissens zu übertäuben. Gaben doch hier, wie an den andern Höfen: Stolz, Ueberschätzung der eigenen Kräfte, souveräne Verachtung der Massen des Volkes und seiner Rechte, und eine totale Verkennung der Zeitbedürfnisse der Regierung eine Zuversicht, die bald gebrochen werden und in ihrer ganzen Thorheit zu Tage kommen sollte.

Da zündeten endlich unter furchtbaren Donnerschlägen die Blitze, die längst das Nahen des Wetters verkündigt und rüttelten auch Spanien aus seinem tollen Rausche auf. Ludwig XVI. endigte auf dem Schaffot und der Convent entfaltete Angesichts der Welt die Fahne der Revolution; hatte er doch schon allen Völkern in dem berühmten Decrete vom 19. November zugerufen: „Der National-Convent erklärt, im Namen des französischen Volkes, daß er allen Nationen, die ihre Freiheit wieder erlangen wollen, Brüderlichkeit und Unterstützung verspricht. Er beauftragt daher in diesem Betreff die ausübende Gewalt an alle Generale der Republik die Ordre zu senden: allen Völkern die ihre Emancipation verlangen, Hülfe zu leisten und alle Bürger die unterdrückt waren, oder es in Zukunft wegen der Freiheit werden sollten, zu schützen."

So war denn der Weg der Revolution gebahnt und den Mißvergnügten aller Länder eine Stütze geboten. Nun freilich mußten sich auch in Madrid die Dinge ändern, zumal sich mit der Zeit das thörigte Absperrungssystem, das namentlich durch den geheimen Einfluß Salvateras

hervorgerufen worden, als durchaus unzulänglich und in der That kindisch erwiesen hatte. Können doch solche Absperrungssysteme nie anders als zerstörend auf den Organismus eines Staates wirken. Stößt ein Staat alle fremden Elemente beharrlich von sich, sträubt er sich gegen die Aufnahme jedes von Außen kommenden Einflusses und widerstrebt er eigensinnig dem geistigen Verkehre mit anderen Staaten und Völkern, so wird er in Folge eines solchen Absperrungssystemes bald zu einer Mumie vertrocknen und einschrumpfen, oder wie ein Sumpf, der jeden Zufluß reinen und frischen Wassers entbehrt, in der eigenen Fäulniß verschlammen.

Ein gleiches Verhältniß findet bei Volk und Einzelwesen statt. Weder Volk noch Individium vermögen thatkräftig zu leben, wenn sie sich dem Elemente des Lebens, dem Umgange mit anderen Völkern oder Menschen, und den hieraus entspringenden gegenseitigen Einflüssen, entziehen. Absperrung gegen Cultus ist daher geistiger Selbstmord; die Absperrung Spaniens gegen den Wellenschlag des Zeitgeistes aber war Thorheit und zwar eine um so gefährlichere, als sie nicht durchzusetzen war, und nun die Nachrichten nicht auf offiziellem Wege zu den Ohren der Unterthanen gelangten, sondern als oft böswillig übertriebene Gerüchte, welche die Angst oder den Fanatismus nur doppelt stacheln mußten.

Man kann sich denken, wie unendlich schwierig es unter solchen Verhältnissen für den neuen Minister, für Don Manuel de Godoy, war, das Staatsschiff mit fester Hand mitten durch den Sturm und die hochgehenden Wogen seiner bewegten Zeit zu leiten. Und doch! welch'

Glück für ihn, in dem Augenblicke, — in welchem die Hand des Schicksals ihn so gewaltsam von dem Herzen desjenigen Wesens weggerissen, das den eigentlichen Schwerpunkt seines Lebens bildete, — eine Thätigkeit gefunden zu haben, die durch ihre Großartigkeit seinen Schmerz betäubte und ihn so unausgesetzt und so mächtig in Anspruch nahm.

Glaube Niemand, daß Manuel seine Linda vergessen habe! Ihr gehörte sein Herz, — ihr gehörte seine Seele — ihr, sein besseres „Ich;" — aber hatte er denn in jenem unseligen Augenblicke anders handeln können? war er selbst jetzt sein eigner Herr? O! es war ein ominöses Zeichen gewesen, daß ihm, bei seiner ersten Zusammenkunft mit der Königin, von Marie Louisens Hand eine Diamantkette um den Hals geschlungen worden war. Vergebens suchte er jetzt die Glieder dieser Kette zu sprengen; — vergebens wappnete sich wiederholt im Geheimen sein edlerer Theil gegen die Blendungen einer Schönheit und Liebenswürdigkeit, die Unsterbliche hätte verführen können; — vergebens gebot er dann dem wilden Taumel seiner Sinne, den Lockungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit Schweigen — ach! er war einer jener unglücklichen Menschen, die im Grunde ihres Herzens gut und edel sind, denen es aber an Charakterstärke fehlt, das oft so zauberhaft schöne Laster zu Gunsten einer strengen Tugend in den Staub zu treten. Der Gedanke, den Scribe in „Robert dem Teufel" dramatisch und Meyerbeer musikalisch ausgedrückt haben, — der Gedanke, daß sich die zwei Prinzipien des Guten und des Bösen, — hier verkörpert in Alice und Bertram — um einen Helden

streiten, in dem jedes ihn an seiner Hand faßt und ihm hier die Mutter, dort der Vater zurufen: „Mein Sohn! mein Sohn!“ und die Eine ihn zum Himmel, der Andere ihn zur Hölle ziehen will, — dieser Gedanke, der sich alltäglich im Leben bei Millionen Menschen verkörpert, fand auch in Manuel de Godoy sein treues Spiegelbild. Möge nur auch bei ihm das Princip des Guten den endlichen Sieg davon tragen, wenn im bangen heißen Kampfe sich das lautere Gold einer edlen Seele von den Schlacken der derben irdischen Natur gereinigt hat.

Und wahrlich! mitten in einen heißen Kampf hatte das Leben Godoy geschleudert. Wohin war die frohe ungetrübte Zeit der ersten Jugend? — wohin waren die heiteren Tage des genialen Jünglingalters? wohin die leichte freundliche Auffassung des Lebens, die nur die Unerfahrenheit und der Idealismus der Jugend gewähren? — wohin die Paradiese reiner Liebe? — wohin alle die schwärmerischen Hoffnungen geträumter Utopien? — Nur Eines war in Erfüllung gegangen ..... die Hoffnungen seines Ehrgeizes. Ja! die Launen des Schicksales hatten in dieser Beziehung alle seine Erwartungen, selbst die tollkühnsten, überboten; — Manuel de Godoy war in der Zeit der ersten Mannesblüthe Herzog von Alcudia, Grand von Spanien, Ritter des goldenen Vließes, erster Minister der spanischen Krone, Freund Carl IV., Günstling der Königin!!

Es dürfte in der That schwer halten, im ganzen unermeßlichen Bereiche der Geschichte ein ähnliches Beispiel

unerhörten Glücks aufzufinden. Aber war denn dies Glück in der That ein solches? oder hatte Louis recht gesehen?

O Ihr Menschen! Wie Viele von Euch bleiben ihr Lebelang Kinder! — Kinder, die — mit Augen, die voll heißer Begierde leuchten — nach den Goldflittern der Bühne langen und selig sind, wenn sie auf Augenblicke den falschen Purpur illusorischer Größe über die Achseln werfen können. Ach, sie ahnen nicht, wie manche von Seufzen müd gewordene Brust — wie manches von Schmerz und Verzweiflung zerrissene Herz — schon unter ihm schlug!

Glück! Glück! du bist nicht auf und an den Thronen — du bist nicht unter dem Lorbeer — du bist nicht in gefüllten Truhen und in Patenten und Diplomen zu suchen .... du wohnst nur und allein in einem schuldfreien, dem Edlen, Großen und Schönen geöffneten Herzen!

Wir sagten vorhin, das Leben habe Godoy mitten in einen heißen Kampf geschleudert — und so war es auch! Denn nicht nur mußte er den Stürmen, die von Frankreich herbraus'ten, die Stirne bieten; auch seine Stellung dem alten, zwar viel verdienstlichen aber auch eigensinnigen und über alle Maßen stolzen Minister Grafen Aranda — Generalkapitän von Valencia, Präsidenten des Conseja, Gouverneur von Madrid — gegenüber, war eine höchst peinliche. Aranda konnte den „Emporkömmling“ — wie er Manuel nannte — nicht ausstehen. Das eigensinnige Alter, welches nicht begreifen kann, daß dem Guten, das es einst geschaffen, auch mit der Zeit noch ein Besseres folgen kann, haßt die Jugend, in deren Herz und Geist die neueren Ideen Platz gegriffen. Zu dem Allem aber kam auch noch Eifersucht auf den

Günstling beider Majestäten, und der Widerwillen, der alle sinkenden und alternden Größen gegen neu auftauchende Gestirne erfüllt. Mit einem Wort: Aranda machte Partei gegen Godoy und gefiel sich in einer systematischen Opposition gegen diesen.

Aber auch das war noch nichtgenug. Des neuen Ministers Stellung recht verwickelt und peinlich zu machen, hatte sich ihm der Unsichtbare offenbart, in dem Manuel zu seinem größten Staunen Salvaterra, den Beichtvater der Königin, erkannte.

Salvaterra hatte ja jetzt sein Ziel erreicht und wollte nun natürlich auch die Früchte seiner Gunst und Mühe ernten, d. h. er wollte unbedingt durch Godoy — den er als sein Geschöpf betrachtete — regieren. So verlangte er vor allen Dingen die Wiederherstellung der Inquisition in ihrer früheren Furchtbarkeit, Rückführung des Ordens der Jesuiten und eine entschiedene Kriegserklärung gegen das republikanische, freigeistige Frankreich.

Daß nun nach Godoy's Ansichten von Erfüllung der ersten zwei Punkte keine Rede sein konnte, ist natürlich! — Wie nun aber diesen Anmaßungen widerstehen — wie überhaupt diese unwürdige, unerträgliche Vormundschaft abschütteln, ohne sich mit Salvaterra zu überwerfen; — mit Salvaterra, **der möglicherweise sein Verhältniß mit der Königin kennen** und Manuel dann — mit einem einzigen Worte bei dem Könige, zur rechten Stunde angebracht, — nicht etwa auf die Citadelle von Pamplona . . . . **sondern auf das Schaffot** bringen konnte!

Hier — und in dem Bewußtsein, daß er unvorsichtig

genug gewesen, dem Bösen den Finger zu reichen und nun von den Fallstricken der Hölle umgarnt sei — lag denn auch der Wurm, der jede aufkeimende Blüthe des Glücks, die Knospe jeder wahren unschuldigen Freude — mit scharfem Zahn zernagte. Es gab Stunden, wo er, getrieben von männlichem Stolze und Ehrgefühl, über den Gedanken an seine Abhängigkeit von Salvaterra hätte wahnsinnig werden können. Und doch zu lächeln! und doch äußerlich heiter zu scheinen!

Nur das süße, narkotische Gift, gesogen aus den Augen der Königin, — nur die Raserei betäubender Sinnenlust — konnte hier retten. Und — — Marie Louise ließ es nicht fehlen, ihm den schäumenden Becher zaubrisch betäubender Freuden zu reichen! Es ging ihm hier, wie es uns so oft im Leben geht. Wir wissen wohl das Feuer der Leidenschaften, die Glut der Liebe und des Hasses zu nähren und anzuschüren, aber wir bewahren uns nicht immer die Herrschaft über sie, können ihnen nicht ein Halt zurufen, wenn sie Gefahr drohen, und so verzehren sie oft das beste Mark unseres Herzens. Wenn den Kräften der Natur, der Glut der Flammen nicht Stillstand geboten wird, so vernichtet sie zwar nicht unser edles Selbst, aber doch unser irdisches Hab und Gut.

Das war der Glückliche, den Spanien anstaunte und beneidete! — — und zum Ueberfluß, war auch sein guter Engel verschwunden. Waren doch alle seine geheimen Nachforschungen nach Linda und Bruder Anselmo vergeblich gewesen . . . . Donna Illesca's Haus stand öde und ausgestorben — — von Linda war keine Spur zu finden.

Armer Manuel! wo sind die frohen Lieder, die du strahlenden Auges in der Posada „la Corte“ sangst? Wo ist deine heitere unbefangene Laune, die dich einst leicht wie einen buntbeschwingten Sommervogel durch das Leben trug? — — Ich sehe einen Engel mit schwarzen Flügeln über dein nächtliches Lager schweben, auf dem du dich matt von Sorgen, Arbeiten, Kämpfen und ..... Schwelgen jetzt wachend herumwirfst — — und der Engel fängt deine Thränen — die brennenden Opfer für ein verlorenes Paradies auf — und trägt sie vor Gott. Wohl und wehe den Sterblichen: der irdische Richter richtet nach Thaten; im Reiche der Geister wägt man die Gedanken.

Und Manuel de Godoy wußte nicht, daß bei allem dem sich gerade jetzt auch eine Camarilla gebildet hatte, die — zur Erhöhung der zu bekämpfenden Schwierigkeiten — den Boden unter seinen Füßen unterwühle;— eine Camarilla, gerichtet gegen ihn, die Königin und Salvaterra; — eine Camarilla, die die bedeutendsten Namen an ihrer Spitze trug; — eine Camarilla *), deren Häupter der Prinz von Asturien, der General Castanos, der Fürst von Marantea und die

*) Camarilla (Kämmerchen) bezeichnet eine geheime, einflußreiche Partei, welche sich der Wirksamkeit der Staatsverwaltung im Geheimen widersetzt. Der Ausdruck Camarilla erhielt diese Bedeutung unter der Regierung Philipp V., als sich um den späteren Minister Alberoni zum Sturze der Fürstin Orsini eine Partei bildete; aber Alberoni selbst wurde wieder das Opfer einer solchen geheimen Vereinigung einflußreicher Personen, an deren Spitze der Herzog Regent von Frankreich stand.

Camarera mayor, die Herzogin von Feria waren, und die bereits durch Diego Vera und Anselmo mit dem Gefangenen von Pamplona, mit Florida=Blanca in Verbindung stand. Haß, Rache, Neid, gekränkter Stolz und Eifersucht waren dabei — der Exminister und seine beiden Abgesandten ausgenommen — der bindende Kitt und die leitenden Triebfedern dieser geheimen Verschwörung, die bereits ihre Laufgräben eröffnet hatte, als sich unerwartet ein neues wichtiges Ereigniß am Hofe zutrug. Es war der Zusammenstoß zweier mächtigen Kometen.

Die Sache verhielt sich wie folgt. Schon durch ihr gemeinsames monarchisches Interesse, mehr aber noch durch Bande der Natur und den unter Carl III. den 15. August 1761 abgeschlossenen bourbonischen Familien=Pact verbunden, hatte bisher Carl IV. von Spanien auf alle Weise gesucht den unglücklichen König von Frankreich durch heimliche und öffentliche Verwendung zu retten. Daß jetzt nach dem Tode Ludwig XVI. und dem entschiedenen Siege der Jacobiner, dies Verhalten Spanien zu einem Verbrechen gemacht wurde, ist leicht zu begreifen; ebenso der Haß, den der Sturz des Königthums in den Herzen Carl IV. und seiner Gattin hervorgerufen. Dieser Haß aber fand nun noch einen doppelten Grund, in den Anstrengungen die der Convent machte, die Revolution über die Pyrenäen zu tragen. Man zählte hierbei in Paris nicht nur auf die Unzufriedenen der Halbinsel, sondern namentlich auch auf den Minister Aranda, der — da er die Schwäche hatte, sich damit zu schmeicheln, daß er selbst ein großer Philosoph sei, — von jeher als ein Freund und Verehrer vieler französischer Schriftsteller

und Philosophen aus der Epoche, welche der Revolution voranging, hatte glänzen wollen. Aranda, ahnte dabei freilich nicht, wohin diese Ideen führen würden und so sah er sich plötzlich den Ansichten des Königs eines großen Theiles des Staatsrathes und fast der ganzen Masse des Volkes feindlich gegenüber gestellt. Diese schiefe Stellung wurde aber um so mißlicher, je schroffer die beiden Parteien sich von Tag zu Tag entgegentraten. Da nun aber, wie natürlich, der Herzog von Alcudia auf der Seite des Königs stand, so war ein Zusammenstoß beider Minister, um so unvermeidlicher, als der französische Gesandte am Hofe zu Madrid, Herr von Bourgoing, bereits darauf drang: Spanien möge sich entschieden, entweder für oder gegen die Republik, — d. h. für den Frieden oder den Krieg mit ihr — erklären.

Daß Spaniens wohlverstandenes Interesse, daß die Sicherheit dieses Staates, daß die Erhaltuug des Thrones aber nun in der That ein ganz entschieden kriegerisches Auftreten verlangte, ist klar, und so mußte Arandas Stimme für den Augenblick um so mehr verhallten, als das übermüthige Ansinnen des Conventes: — Spanien solle die Waffen niederlegen und nicht einmal eine bewaffnete Neutralität behaupten dürfen — die ganze Halbinsel empörte.

Jetzt waren die Würfel gefallen und es erfolgte sofort eine gegenseitige Kriegserklärung. Mit ihr trat aber auch für Godoy ein Wendepunkt in seinem Leben ein. Der Hülferuf des Vaterlandes riß ihn empor aus dem entnervenden Strudel der Lust, und wenn ihn auch Marie Louise ihrem Zauberbanne nicht entrinnen ließ und

Salvaterra's diabolischer Einfluß sich wie ein Band der Hölle um ihn schlang, hier — wo er glücklicherweise im Einverständnisse mit dem „Unsichtbaren" war — konnte er doch dem Zuge seines Herzens, der jugendlich schönen Begeisterung folgen, die ihn das Schwert gegen die heranstürmenden Feinde des Vaterlandes ziehen ließ.

Rasch eilten nun drei Armeen den Pyrenäen zu. Die Marine entfaltete ihre ganze Thätigkeit und zwanzig Linienschiffe, vier Fregatten und eine Masse anderer Kriegsschiffe machten sich zu einer Expedition gegen Toulon bereit, während eine zweite Flotte nach Süd-Amerika und eine dritte nach Sardinien unter Segel ging. Zugleich richtete sich des jungen Ministers Aufmerksamkeit auf England und Portugal, mit welchen er, als natürlichen Allirten, Friedensverträge abschloß. Vor allen Dingen aber verrieth sich der staatsmännische Scharfblick Godoy's in der trefflichen Wahl der Generale, an deren Spitze er den tapferen und heldenmüthigeu Ricardos stellte, dem sich die glorreichen Namen eines Arias de Sanvedra, La Romana, Crespo u. s. w. anschlossen.

So weit im Reinen besetzte nun die eine der Armeen die Grenze von Guipuzcoa und Navarra, während sich die zweite anschickte die Päsſe von Aragon zu vertheidigen und die dritte die Offensive ergriff, und von Catalonien aus nach Frankreich vordrang, Languedoc bedrohend. Und in der That krönten Siege auf Siege die spanische Armee, die in wenigen Tagen bis Masdou vorgedrungen war.

Aber der Tod Ludwigs, des nahen Verwandten ihres Monarchen, hatte auch den alten Haß der ganzen spanischen Nation gegen die Franzosen erweckt. Nicht al-

lein die Großen Spaniens, unter welchen sich der Herzog von Infantado auszeichnete, boten dem Könige alles zur Vertheidigung des Vaterlandes dar; selbst die niedrigsten Volksklassen wetteiferten, Beweise ihres Patriotismus zu geben, und selbst eine Anzahl von Contrebandisten aus Andalusien, zogen, in ein Corps vereinigt nach den Pyränäen, dem Feinde entgegen — gewiß ein merkwürdiges Beispiel von Vaterlandsliebe bei Leuten, die sonst in ununterbrochener Fehde mit den Truppen und Beamten der Regierung leben.

Ja mehr noch! da ganz Spanien bald einsah, daß dieser Krieg eine unabwendbare Nothwendigkeit sei, die keine staatsmännische Kunst verhüten gekonnt, kam es mit großartiger Begeist'rung dem Aufrufe seines neuen Ministers entgegen und legte durch freiwillige Subscription nicht weniger als 73 Millionen Beiträge zu den Kriegskosten auf dem Altare des Vaterlandes nieder.

Wie hätte eine solche Begeisterung nicht das edle Herz Godoys im kühnsten Sturmesbrausen mit fortreißen sollen. Und wahrlich! es that seinem besseren Selbst Noth, von der Hand des Schicksals emporgerissen zu werden, zn kühnen, großen Thaten.

Aber das ist ja gerade der Fluch aller Derjenigen, die mit offenem ehrlichen Herzen am Staatsruder stehen, daß immer und ewig tausenderlei Privat=Interessen ihre Polypenarme fesselnd um sie schlingen, oder sie hinabzuziehen suchen in den Abgrund des Verderbens. Mag dann auch das Vaterland mit untergehen, was kümmert das den Egoismus ehrsüchtiger, intriguanter, herzloser Menschen. Wenn sie nur ihr Ziel erreichen, — wenn sie nur mit

satanischer Freude über den Sturz eines Verhaßten triumphiren können!

So ging es auch hier der gegen Godoy intriguirenden Camarilla. Sie hatte auf Florida = Blancas Briefe hin sofort versucht, dem Könige über Salvaterra die Augen zu öffnen, und Godoy mit Jenem zu stürzen. Der Plan war aber mißlungen, da sich Carl IV, der in solchen Dingen sehr eigensinnig war, ein für allemal verbeten hatte, auch nur den Namen des Exministers zu nennen und die Sache weiter zu erwähnen. Aber die Verbündeten waren zu gute Diplomaten, um wegen einer vereitelten Hoffnung ihre Pläne aufzugeben. Konnten sie durch Florida=Blanca nicht zum Ziele kommen, so ging es vielleicht durch den stolzen und starrköpfigen Aranda. Unaufhörlich wurde daher sein Widerwillen gegen den Krieg mit Frankreich, sein Haß gegen Godoy gestachelt; und zwar so lange, bis es Aranda mit seiner Partei, unterstützt durch die Camarilla, dahin brachte, daß selbst im großen Staatsrathe die Frage auftauchte: ob der Krieg mit Frankreich fortgesetzt oder ein Friede mit der Republik geschlossen werden solle.

Natürlich handelte es sich hier weder um das Wohl der herrschenden Dynastie, noch um jenes des Vaterlandes. Die Camarilla wollte nur Eines — sie wollte einen gewaltsamen Zusammenstoß Godoys und Arandas herbeiführen. Einer von Beiden mußte dann fallen. War es der vorgeschobene Aranda, so kümmerte es die Camarilla wenig, — denn in jenen Sphären pflegt man den Menschen nur als Werkzeug zu seinen eigenen Zwe=

cken zu gebrauchen, und ein Werkzeug das zerbrochen ist, wirft man weg; — mußte aber der Herzog von Alcudia dem Stoße erliegen, so hatte sie gesiegt und auch Salvaterra war unrettbar verloren.

In der That sollte denn auch die Stunde der Entscheidung bald schlagen. Die Camarilla benutzte nämlich den Zeitpunkt, in welchem die Generäle der drei Armeen an den Hof berufen worden waren, für den weiteren Feldzug einen gemeinsamen Plan zu entwerfen, um durch den Grafen von Aranda die Frage vor den Staatsrath zu bringen: ob denn der Krieg überhaupt fortgesetzt werden solle, oder nicht.

Es war eine der wichtigsten Sitzungen, die Spaniens Geschichte aufzuweisen hat. Beherrscht von dieser Ueberzeugung hatte sich denn auch der tiefste Ernst auf jedem Antlitze ausgeprägt, und selbst der König, — sonst bei allen Regierungsangelegenheiten fast theilnahmlos, — saß mit festerer Haltung in dem hohen prachtvollen Sessel von purpurrothem Sammet, überragt von Spaniens und Indiens Kronen. Sein abgelebtes, nichts sagendes Gesicht war blässer als gewöhnlich und das unruhige Feuer seiner unstät umherirrenden Augen verrieth, daß er in der mißlichen Lage, in der er sich befand, Hülfe von Außen suchte. Aranda war finsterer und stolzer wie je. Ein scharfes Auge hätte leicht in diesen scharfen Zügen gelesen, daß der Eigensinnige sich vorgenommen, heute Alles auf das Spiel zu setzen. Nur Godoy blickte ruhig, fast konnte man sagen „mild“ um sich. Er befand sich in einer höheren Stimmung. Heute galt es ja über das Glück oder das Unglück des Vaterlandes, — ja vielleicht über seine

Existenz als selbstständiger Staat zu entscheiden; — Heute vor Allem galt es Entschiedenheit in dem zu zeigen, was man nach reiflicher Ueberlegung als das Beste erkannt; — heute vor Allem galt es als ächter Spanier, als Patriot, als Mann von Ehre zu reden. Godoy that es. Er war in seinem Elemente. Vergessen waren alle drückenden Fesseln, — abgestreift für Momente alle Lasten, — zurückgeschleudert die Erbärmlichkeiten des Lebens! — — — Das war der feurige für sein Vaterland glühende Jüngling wieder, — das war das kühne, herrliche, majestätische Aufflammen einer edlen, einer großen Seele.

Aber seiner Rede gewaltiger Fluß, — die Ueberzeugung, die in ihr lag, — die reine Vaterlandsliebe die sie athmete, — sie mußten selbst ein Echo in den Herzen der ernsten, finsteren Räthe der Krone finden, und als er schloß, blitzte manches Auge ihm freudig und beifällig zu und selbst der König winkte ihm huldvoll.

Da hub, durch einen Blick Carl IV. aufgefordert, Aranda an. Aber der alte, eigensinnige, stolze und eitle Mann konnte kaum verbergen, wie ihn der Beifall piquirt, den Godoy so eben geerntet. In rauhem, gereiztem, seinem Alter und der Situation wenig angemessenem Tone, verwarf er — geradezu Godoy widersprechend — jeden Krieg; tadelte mit wahrhaft verletzender Bitterkeit, was Jener für ein entschiedenes Auftreten gegen die Republik angeführt, ja er ging sogar so weit, den Herzog von Alcudia direct anzugreifen.

Hier aber zeigte es sich wieder, daß Don Manuel de Godoy im Grunde seines Herzens edel dachte. Statt einen Ausfall mit dem anderen zu vergelten — statt

den alten, sonst verdienstvollen Aranda, durch Erwähnung seiner Verbindung mit den französischen Encyclopedisten und den Exaltirten des Landes und ihren Grundsätzen blos zu stellen, beschränkte sich Godoy darauf, auf den Gegenstand selbst zurückzukommen und die Ansicht des Grafen mit Gründen zu bekämpfen, indem er auf das Klarste und mit überraschender staatsmännischer Scharfsicht darthat, daß, einen Frieden jetzt mit der Republik schließen, nichts anderes heiße: als die Revolution in Spanien proclamiren; — eine bewaffnete Neutralität aber das Land zu Grunde richte, ohne eine wahrhafte Garantie für die Aufrechthaltung des Friedens zu bieten. Es war in der That ein großer, ein schöner Moment, als Godoy — der herrliche, blühende Jüngling mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen — strahlend wie ein junger Gott — dastand, und mit der Allgewalt einer aus dem Herzen hervorquellenden Beredsamkeit für das Wohl seines heißgeliebten Vaterlandes sprach.

„Bei Gott!" — rief er eben jetzt — „auch ich will den Frieden! — Ich habe ihn gewollt und will ihn noch; aber ich will nicht, daß ihn das Vaterland erbettle, ich will, daß ihn Spanien dictire! Der Krieg, den wir führen, — er tst nöthig, — er ist gerecht! und nicht Spanien, sondern Frankreich hat ihn begonnen. Wer von uns hätte denn nicht in den ersten Bewegungen unseres Nachbarstaates das freundliche Morgenroth einer neuen Zeit begrüßt. Aber die Täuschung dauerte ja nicht lange; nur zu schnell hat sich der Himmel verfinstert, — nur zu schnell entwurzelte da, wo wir Segen hofften, ein wüthender Orkan unsere schönsten Hoffnungen. Schweigen mußte

vor den entfesselten Leidenschaften die Stimme der Vernunft, kein Gehör fand kluge Mäßigung, — keine Erwägung Recht und Gerechtigkeit; ja selbst die Menschlichkeit schrie umsonst verzweifelnd auf! — Frankreich! das schöne Frankreich verfiel dem Wahnsinn einer fanatischen Rotte! . . . . . Da sprach sich auch in Spanien wie aus einem Munde eine allgemeine Mißbilligung aus. Aber noch war es nicht der Ruf zum Schwerte. Der richtige Tact des spanischen Volkes und die Weisheit der Regierung achteten die Unabhängigkeit des Nachbarstaates. Keines der an Frankreich grenzenden Länder hat so viel Zurückhaltung gezeigt, wie wir; andere Mächte traten drohend, feindselig auf . . . . Spanien handelte weiser. Es bot seine Vermittlung an; es achtete sich nicht zu hoch, selbst bittend für Ludwig XVI. aufzutreten; — es beschränkte sich, seinen alten Befreundeten mit dem aufrichtigsten und herzlichsten Rathe an die Hand zu gehen, — ihm von einem Verbrechen abzurathen, das es entehren und mit zahllosen Uebeln überfluthen mußte. Wer hätte es glauben sollen? Diese Beweise des Wohlwollens von Seiten eines großmüthigen und mächtigen Volkes, das ein Verbrechen verhindern wollte, — diese Beweise edlen Wohlwollens wurden in hochmüthiger Verachtung zurückgestoßen. Ein wüthender Fanatiker schlug vor, uns den Krieg zu erklären, und sein Antrag fand den Beifall jener finsteren, blutdürstigen Männer, die Frankreich jetzt beherrschen und es ohne Mitleid zerreißen, wie hungrige Hyänen ihre Beute. Da erreichte das Verbrechen seinen Höhepunkt.... Die Anarchie wuchs, und in ihrem höchsten Uebermuthe wagte sie es: uns eine allgemeine Entwaffnung zuzumuthen."

„Majestät! Granden von Spanien! Räthe der Krone! — wessen Herz schlägt hier nicht empört über diese Zumuthung? — Wer kann es wagen, Angesichts ihrer von Frieden zu sprechen?"

„Ließ man denn Spaniens König eine andere Alternative, als die: seine königliche Hand entweder in die blutbefleckte der Mörder des Hauptes seiner eigenen Familie zu legen, und einen Friedensvertrag über dem Leichname Ludwig XVI. zu schließen.... oder jenen Wüthenden als Feind mit offener Stirne entgegenzutreten? Welcher Spanier konnte bei dieser Wahl schwanken? schwanken bei der Antwort, die hier zu geben war? „Krieg!" — „Krieg!" rief die Nation! „Krieg!" „Krieg!" hallte es durch die ganze Halbinsel. Und „Krieg!" war auch der Entschluß unseres erhabenen Monarchen. Und dies war nicht der Ruf einer fanatisirten Menge, — nicht das leidenschaftliche Verlangen einer egoistischen privilegirten Partei..... es war der Ruf der Ehre..... es war der Ruf „Vorwärts Spanien!"... es war der Ruf, der von jeher Castilien zum Siege führte!"

„Und diese Siege haben begonnen. Sollen wir nun mit eigner Hand den Lorbeer von unsern Schläfen reißen und ihn und unsere Ehre mit Füßen treten? Nein! — Majestät! Granden von Spanien! Räthe der Krone! das wollen, das dürfen wir nicht; — darum stimme ich, so lange dieser Athem noch in meiner Brust wohnt, — so lange die Schläge meines Herzens mich noch die Liebe zu meinem Fürsten und meinem Vaterlande fühlen lassen, für den Krieg mit Frankreich — — nicht aber für einen schmählichen Frieden!"

Godoy hatte vollendet. Eine tiefe Erschütterung sprach sich in den Zügen aller Anwesenden aus. Nur Aranda war leichenblaß geworden. Sichtbar hatten Stolz, Eitelkeit, Eigensinn und Haß — alle seit Langem genährt und gesteigert durch die Machinationen der Camarilla — bis dahin in seinem Inneren gekämpft. Jetzt aber, geschlagen durch die ganze Wucht der Rede, — angegriffen selbst an seiner Ehre, — auf's Tiefste verletzt in seinem unbegrenzten Stolze, durchbrach die Leidenschaft die Grenzen, die Vernunft und Schicklichkeit dem ergrauten Staatsmanne in der Versammlung des großen Rathes von Castilien.... in Gegenwart Seiner Majestät des Königs hätten ziehen sollen und so rief er — sich und Alles vergessend — mit flammendem Blick und heftiger Stimme: „Wahnsinn! — Jünglinge ohne Erfahrung sollten schweigen, wenn von Sachen geredet wird, die sie nicht verstehen!"

Da war es, als ob Blitz und Donner unter die ernste, feierliche Versammlung gefahren wäre. Das Unerhörteste war geschehen. Wie auf einen Schlag hatten sich König und Räthe erhoben. Alles stand bleich und sprachlos über die Beleidigung, die Aranda nicht nur Godoy, dem Herzog von Alcudia, sondern dem Könige, in seinem Günstling und durch ein so rücksichtsloses Verfahren in seiner Gegenwart entgegengeschleudert.

Zwar wollte Godoy — Alter und Verdienst achtend — begütigend einsprechen, der König aber rief zornflammend:

„Die Sitzung ist aufgehoben! Graf von Aranda ist seines Postens enthoben und Staatsgefangener!"

Dem Grafen von Oropeza aber herrschte Carl, mit einer Handbewegung nach Aranda hin, entgegen: „Auf die Alhambra von Granada!“

Die Miene war aufgeflogen ..... Godoy blieb Sieger.

VII.

Um wie viel tausendmal besser würde es doch um die Menschen stehen, — wie unendlich freundlicher könnte den Sterblichen das kurze Erdenleben vorüberrauschen, — wie namenlos viele Seufzer vermöchten sich die Kinder des Staubes zu ersparen: wenn sie zu vergessen und zu vergeben wüßten!

Ist es denn nicht unendlich thörigt von uns, daß wir so oft, wenn der Lohn treuer Liebe, stillen Wohlthuns schnöder Undank war; .... diesem Undank nie und nimmer vergeben und vergessen können. Ist es nicht unendlich thörigt, wennn wir die giftigen Worte, die Verläumdung gegen uns ausgestoßen, mit unverlöschbarer Flammenschrift in unser Herz prägen? heißt es weise sein, sich dadurch selbst sein ganzes Leben verbittern? sich durch die ewige Erinnerung an all' die kleinen Bosheiten der Menschen den Frieden der Seele rauben zu lassen?

Und um wie viel schlimmer für uns und Andere, wenn gar an die Stelle des Vergebens und Vergessens der Haß und die Rache treten. Dann wird jeder Gedanke

jedes Wort, jede That zu einer giftigen Saat, die gift'ge Früchte trägt, und deren endlose Reihe von Wirkungen zu berechnen oder auch nur zu überschauen nicht mehr in unseren Kräften liegt.

Wenn diese Wahrheit aber schon für den Einzelnen gilt, der — wie das Sandkorn in der Wüste — unter der Masse seiner Mitmenschen verschwindet, um wie viel wichtiger wird sie für Diejenigen sein, die auf der Höhe des socialen Lebens stehen; — für Diejenigen von deren Willen und Machtgebot das Wohl und das Wehe von Millionen Menschen abhängt!

Ja wahrlich! Ein Fluch für die Menschheit ist es, wenn Fürsten — wenn Könige und Herrscher — nicht vergeben und vergessen können; denn hier hat ja jedes Runzeln der Stirne Gewicht; — jedes Wort die zermalmende Schwere der That, jeder Ausbruch des Zornes die vernichtende Kraft des Blitzes! Und doch! und doch wie selten besteigt ein Titus den Thron, wie selten zählen die Tugenden des Vergebens und Vergessens zu den Edelsteinen der Kronen.

Auch Carl IV. von Spanien, so schwach und unbedeutend er sonst war, zeigte eine überraschende Charakterstärke im „Nichtvergessen" und „Nichtvergeben" zugefügter Kränkungen. Es war das Zeichen einer kleinen Seele; denn würde er auf dem Höhepunkte geistiger Anschauung gestanden haben, auf welchem eigentlich jeder Fürst und Herrscher stehen sollte, so würde auch in ihm das Bewußtsein zur Klarheit gekommen sein, daß: wie in der Fäulniß bereits der Keim einer dereinstigen schöneren Auferstehung ruht, auch in der Fäulniß des Menschen-

geistes — in all seinen Verirrungen — nicht unverbesserliche Bosheit, nicht der Untergang des Erhabenen im Häßlichen liegt, — sondern wie in der Kohle Diamanten schlummern, auch unter den Brandstätten und Trümmern der Menschheit noch Diamanten des Geistes glühen, für deren blendendes Licht keine Finsterniß zu dunkel ist. Er würde sich nicht nur in seiner Stellung einem Gotte gleich geachtet — er würde sich auch, gleich wie ein Gott, über kleinliche Kränkungen erhaben gefühlt haben.

Aber, wie gesagt, persönliche Kränkungen konnte Carl IV. nicht vergessen, und so waren alle Verwendungen Don Manuels zu Gunsten des Grafen von Aranda eben so fruchtlos, als die der Camerilla. Somit war aber auch von dieser Seite her der Camerilla der Plan zum Sturze Manuels und Salvaterras verdorben und neue Wege mußten eingeschlagen werden. Wann aber hätte es dem Haß, der Rache und dem Neide an Mittel gefehlt, neue Intriguen gegen Diejenigen anzuzetteln, die sie einmal als Opfer erkoren. Anselmo und Florida-Blanca ahnten natürlich nicht, wie ganz verschieden von ihren Absichten die der Mitverbündeten seien, während diese sich hüteten, gegen die Ebengenannten ihre tiefergehenden Pläne aufzudecken; — Pläne, deren Ausführung die nunmehrige Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich trefflich begünstigte.

Es ist aber eine schöne, vielfach bewährte Erscheinung in der moralischen Welt, daß es oft nur einer einzigen großen, mit Begeisterung aufgefaßten Idee bedarf, um den Menschen aus seiner sittlichen Apathie aufzurütteln und ihn gleichsam in dem Feuer einer edlen Begeisterung

zu verklären. Diese Erscheinung bewahrheitete sich denn auch jetzt bei Don Manuel de Godoy; und wie ihn früher Linda's Liebe gehoben, so hob und trug und veredelte und verklärte ihn jetzt die Liebe zum Vaterlande, — ja sie führte ihn zur Selbsterkenntniß, und machte so einen besseren Menschen aus ihm.

Das ist eben die Schule des Lebens! — Manuels Gewissen erwachte, und mit seinem Erwachen wurde er des Ueberdrusses gewahr, der ihn mitten in dem üppigsten Genusse erfaßt hatte. Eine gräßliche Leere erfüllte sein Inneres; — eine namenlose Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese seiner ersten wahren Liebe folterte ihn, und sein Seelenzustand wäre in der That ein verzweifelter gewesen, würde ihm nicht das Schicksal durch die politische Lage der Dinge entgegengekommen sein. Eben darum aber stürzte er sich auch um so tiefer in die hochgehenden Wogen jener nationalen Begeisterung, die damals ganz Spanien erfaßt hatte, und so wahr und so allgewaltig war dieser Aufschwung, daß selbst die Königin ihm nicht zu widerstehen vermochte und — aus ihrer Leidenschaft aufgerüttelt — Manuel in allen seinen Unternehmungen zu Gunsten des Vaterlandes auf das Edelste unterstützte.

Wie durch einen Zauber waren Beide plötzlich hoch über ihre bisherigen Verirrungen hinweggehoben, und staunend — kälter freilich, aber mit einer Art bisher nicht gekannter Achtung vor sich selbst und gegeneinander — reichten sie sich nun zu einem schöneren Bunde die Hände.

Gewöhnlichen Naturen wäre freilich eine solche plötzliche Methamorphose unmöglich gewesen; denn der gewöhnliche Mensch reißt sich so leicht nicht aus den engen-

den Banden der Sinnlichkeit, aus den Fesseln unwürdiger Leidenschaften los. Es fehlt ihm die geistige und moralische Kraft dazu, und so bleibt er oft sein Lebenlang Sklave seiner Thorheiten, oder geht in ihnen unter. Aber der Stempel großer Seelen ist ja eben jene sittliche Schwungkraft, vermöge welcher der Mensch im Stande ist, bei dem plötzlichen Aufflammen des göttlichen Funkens in ihm, den Staub sofort von den Flügeln zu schütteln und sich, dem Phönix gleich, aus der Glut der Leidenschaften zu der Sonnenhöhe einer reinen Begeistrung zu erheben. Keinesweges ist freilich damit gesagt, daß nun die gewonnene moralische Höhe auch auf die Dauer behauptet werden müsse. Zu solcher sittlichen Größe gehört eine Festigkeit, die nur wenigen Sterblichen eigen ist; Charakter wie Manuel und Marie Louise dagegen — und deren gibt es unendlich viele — sind zwar des höchsten Aufschwunges fähig; aber auch stets in Gefahr, ihre Schwingen ermatten und die alte böse Sinnlichkeit sie wieder in den Staub dieser derben Erdenwelt herabziehen zu sehen.

Jetzt freilich war hiervon noch nicht die Rede, da ja gerade das Gegentheil, das Aufsteigen zu einem verklärenden Enthusiasmus, — sie — wie wir eben gesehen haben — zu ihrem eigenen Staunen hob. Und dieser Enthusiasmus mußte sich noch steigern, je schauderhafter die Nachrichten waren, die fort und fort von Paris einliefen. Wie oft blutete da Manuels Herz — und blutet es nicht noch heutzutage noch jedem Menschenfreunde, wenn seine Blicke auf die blutgefärbten Blätter der Geschichte jener Tage fallen?

Und doch: „Wenn das Volk, wenn die große Masse

Unglücklicher bestialisch auftritt, so haben wir nicht mit diesen Unzurechnungsfähigen zu rechten, sondern mit denen, die sie zu Bestien machten, mit den Systemen, die auf die Vernichtung der Moral der Völker gebaut sind, mit dem Absolutismus, die sociale Hierarchie, die bevorrechtigten Kasten, die zur Folie Parias haben mußten, diese tragen bewußt und unbewußt die Schuld an der oft so großen Verworfenheit des rohen Volkes. Das ist die wahre Erbsünde, deren Ursprung sich allerdings in die früheste Zeit hinauf datiren läßt, von deren Makel die Nachkommenschaft aber sich selbst erlösen und befreien muß. Das ist der Fluch, der schlimmere, den ein neuer Messias — die auferstandene Menschheit — lösen muß. Das ist die Aufgabe der Zukunft, für die noch bei weitem furchtbarere Revolutionen tabula rasa machen werden.

Während nun aber Manuel die Söhne Hispaniens durch eine treffliche, von glühender Vaterlandsliebe dictirten und in der That alle Spanier hinreißende Proclamation unter die Waffen rief; während er mit unermüdlicher Thätigkeit die Bewegungen der Armee und der Marine leitete und nach Außen und Innen hin, mit wachsamem Auge alle Bedürfnisse überschaute; während er — mit einem Worte — in diesen sturmbewegten Zeiten das Staatsruder mit kräftiger Hand führte, hatte zugleich in stillen Stunden sein Herz erkannt: daß es eben doch ohne Linda kein wahres Lebensglück für ihn gebe. Und wenn er sich genau prüfte, so mußte er es sich gestehen, daß gerade jetzt es wieder diese hohe, reine, beseligende Liebe sei, die — wie eine stille Göttin im tief Innersten seiner Brust thronend — ihn zu allem Edlen und Großen, was er unter-

nommen, gespornt und getrieben habe. Immer deutlicher und deutlicher ward es ihm, daß sie mit seinem besseren Selbst auf das Innigste verwachsen sei — ja daß dieses so zu sagen in ihr wurzle. Immer klarer trat, mit dem Reiferwerden des Mannes, das Bewußtsein vor seine Seele, daß er nie glücklich sein — nie auf den vollen Frieden des Herzens rechnen dürfe, wenn er Linda nicht besitze.

Da ergriff Manuel mitten in seiner stolzen, so vielseitig bewegten Laufbahn eine namenlose Unruhe, eine beklemmende Sehnsucht nach der Verschwundenen. Er machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß er bisher im Geheimen nicht mehr gethan, um sie und Bruder Anselmo wieder aufzufinden. Wie mochte es der Unglücklichen seitdem ergangen, — was mochte sie um seinetwillen gelitten haben? — Manuel begriff sich und sein Betragen jetzt selbst nicht. Er vergaß, daß ihn der Ruf des Vaterlandes erst jetzt aus dem betäubenden Rausche aufgerüttelt, in dem er sich — gerade aus Verzweiflung über Lindas Verlust — gestürzt hatte.

Aber an Thaten gewöhnt, und mehr mit den geheimen Schlichen der Diplomaten und des Hofes vertraut, ließ er es jetzt auch nicht bei dieser Reue bewenden. Die nöthige Vorsicht, — der Königin und Salvaterra gegenüber, — im Auge, betrieb Manuel die geheimen Nachforschungen mit dem regsten Eifer. Eine Menge Kundschafter wurden ausgesandt, — alle Mittel, sie zu finden, aufgeboten — — — umsonst, der doch von Allem unterrichtete Minister war nicht im Stande, auch nur die leiseste Spur von den Verschwundenen aufzutreiben. Das Einzige, was man ihm hinterbrachte, war, daß sich Bru=

der Anselmo vor längerer Zeit durch den Abt des Klosters zur h. Dreifaltigkeit zu Pamplona auf der dortigen Citadelle habe einschmuggeln lassen, um mit Florida-Blanca zu verkehren, daß er aber auch von dorten bald wieder spurlos verschwunden sei.

Diese Erfolglosigkeit aller seiner Bemühungen drückte aber endlich Godoy so sehr nieder, daß es selbst dem Könige und der Königin nicht entging; da aber um dieselbe Zeit die spanischen Waffen auch mehrere Unfälle erlitten, schrieben Beide die öftere Verstimmung ihres Günstlings der letzteren Ursache zu; waren aber um so mehr bemüht, Manuel durch freundliches Entgegenkommen zu erheitern. Auf einer solchen Stufe der Gunst stand Godoy! und es dürfte in der That schwer zu ermitteln sein, wer ihm dieselbe mehr zugewandt, der König oder Marie Louise. Schien es doch beinahe, als gehöre der Herzog von Alcudia zur königlichen Familie, und wenn diese versammelt war, so befand sich Don Manuel gewiß unter ihr.

So war es auch eines Abends. Seine Majestät Carl IV. hatten nämlich im Laufe des Tages ein prächtiges Gemälde — ein Jagdstück, von einem der berühmtesten italienischen Künstler gemalt — als Geschenk des Königs von Neapel erhalten und waren daher in so heiterer Laune, daß Höchstdieselben ihre Familie um sich zu sehen wünschten. Der Herzog von Alcudia durfte dabei nicht fehlen, und eben stand Carl IV., sich vertraulich mit der linken Hand auf Manuels Schulter stützend, vor der Staffelei, welche jenen Kunstschatz trug, als die königliche Familie eintrat. Da sich seine Majestät allen

Zwang und alle Ceremonien für diesen Abend verbeten hatten, so wechselte auch Carl seine Stellung nicht, sondern grüßte nur mit einer sonst an ihm ganz ungewöhnten Freundlichkeit und Vivasität, indem er die Eintretenden aufforderte, zu ihm zu treten und seinen Schatz mit zu bewundern. Es waren die Königin, Don Louis, Carl IV. Oheim, dessen Tochter Donna Maria Theresia von Bourbon, der Prinz von Asturien und die Infantin Donna Maria Isabella, die Camarera mayor, Donna Maria de Molina, zwei andere Hofdamen und der Herzog von San Carlos, der Hofmeister des Prinzen.

„Madame," — rief jetzt der König und seine sonst so erschlafften Züge strahlten, als ob er die Nachricht von einer gewonnenen Schlacht mitzutheilen hätte — „freuen Sie Sich mit Uns, Spanien ist um einen ausgezeichneten Kunstschatz reicher! — Sehen Sie nur dies herrliche Jagdstück! — Welche Stimmung in dem Ganzen! — Was für ein zauberhaftes Colorit . . . . und die Wahrheit, die Wahrheit in der Auffassung! . . . Beim heiligen Jakob! Wenn dab Bild nicht ein Geschenk Unseres lieben Vetters von Neapel wäre, Wir müßten es haben und sollten wir die Provinz Alava dafür geben!"

„In der That!" — entgegnete die Königin — „Wir haben selten etwas Schöneres gesehen. Wie alles lebt und webt und selbst die Bäume, die Blumen und Felsen zu athmen scheinen . . . . . Welche Poesie!"

„Und diesen Edelhirsch!" — rief der König wahrhaft begeistert, indem er sich zugleich zu Manuel wandte — „San Jago! — Herzog, der mahnt Uns an das präch-

tige Thier, das uns einst bei Truxillo und in dem verdammten Brande in Estremadura beinahe das Leben kostete!"

Bei diesen Worten erglühten drei der Anwesenden, als spiegelten sich noch jetzt die Flammen jenes unseligen Tages auf ihren Gesichtern. Es war der König, dessen sonst so bleiches Antlitz in fieberhafter Erregung glühte, so wie Marie Louise und Manuel, vor deren Seele jenes erste Tête-â-Tête trat. Glücklicherweise ließ der Kunstenthusiasmus der Majestät ihren Gedanken kein weiteres Spiel.

„Seht nur, Herzog!" — fuhr Carl fort — „die prächtige Gestalt des Thieres . . . ."

„Ja, Sir!" — entgegnete Manuel, seine Verlegenheit kaum verbergend — „vortreflich in allen Verhältnissen! . . ."

„Und welche Würde und Grazie in den Bewegungen!"

„Wer ist der Meister?"

„Linonardo Cacorrante."

„Also neapolitanische Schule!"

„Und die Lichter . . . . welcher Glanz . . . welches Feuer!"

„Man sieht der Künstler ist selbst Jäger, und hat die Natur in ihrer geheimen Werkstätte belauscht!"

„Und der Styl" — fuhr der König begeistert fort — „wie großartig, wie edel gehalten. Ist er nicht ganz Giorgione?"

„Sir!" — versetzte Manuel — „Mir lieber als Giorgione . . . . er ist weniger steif und trocken!"

„S' ist wahr, Manuel," — rief der König, Godoy auf die Schulter klopfend — „es liegt hier etwas Umfassenderes, Kühneres, Schöpferischeres vor!"

„Und wem verdankt Neapel solche Meisterschaft?" — entgegnete Godoy — „wem anders, als Carl von Bourbon, dem großmüthigen Beförderer der Künste!"

„Ja!" — versetzte der König — „und dem gediegenen Style eines Mengs!"

„Was Uns am meisten fesselt" — sagte hier die Königin — „ist der locale Ausdruck des Naturcharakters. O Italien! Wie weht Uns deine Luft aus diesem dunkelblauen Himmel an!"

„Und der Bug, der Bug!" — rief der König — „die Büchse her! die Krone für einen Schuß!"

„Wie leicht der Duft" — fuhr die Königin fort — „der auf der Ferne ruht! Welche Saftfülle der Kräuter, welcher Glanz und welche Frische des Laubes!"

„Godoy!" — unterbrach sie Carl — „Ob der beste Renner ihn einholte?"

„Dir „Aly" sicher, Majestät", — versetzte der Angeredete lächelnd — „zumal unter einem so meisterhaften Reiter, wie Carl IV. Ist es aber mir erlaubt auch meine Gedanken bei diesem Bilde zu äußern, so gestehe ich, meine Vorliebe für die Landschaftmalerei findet hier neue Nahrung. In jedem anderen Zweige der Kunst ist zu unterscheiden, zwischen dem, was beschränkterer Art die sinnliche Anschauung und die unmittelbare Beobachtung erzeugt, und dem, was Unbegrenztes aus der Tiefe der Empfindung und der Stärke idealisirender Geisteskraft aufsteigt."

„Er stürzt!“ — murmelte der König, der von allem dem kein Wort gehört hatte — „noch einen Sprung.... und jetzt Hallali!“

Manuel erröthete, fuhr aber, ohne sich etwas merken zu lassen, zu Marie Louise gewandt, fort: „Ist es nicht so Majestät? Tritt hier nicht das Großartige als begeisterte Naturdichtung auf? Ist der Geist, der dies schuf, nicht Dichter ... Schöpfer ... Gott?!“

Marie Louise nickte beifällig, der König aber schwieg; doch blieb sein Auge mit Entzücken auf dem Gegenstande seiner Bewunderung ruhen.

Naturen aber, wie die des Königs, sind zwar eines fieberhaften Aufflammens fähig, lassen aber auch um so rascher nach, je heftiger die Erregung gewesen. So spürte auch Carl IV. jetzt die alte Abspannung allmählig zurückkehren; er ließ daher einen Sessel dem Bilde gegenüberrücken und sank in denselben, indem er zugleich seiner Familie durch einen Wink andeutete, das Gleiche zu thun. Es geschah, und auch Manuel mußte Platz nehmen, während die Camarera major, die Herzogin von Feria und der Herzog von San Carlos im Hintergrunde stehend verharrten.

Da das Gespräch aber, durch des Königs Ermüdung in Stocken zu gerathen drohte, hub Marie Louise sofort in leiserem Tone an:

„Sir! Sie haben da ein vortreffliches Gemälde erhalten; .... ein Gemälde, des größten Künstlers würdig! aber Majestät wissen vielleicht gar nicht, daß Sie in Ihrer eigenen Familie Talente aufzuweisen haben, die in der That vielversprechend sind!“

„Ei sieh!" — entgegnete Carl IV. halb zerstreut, und immer noch von Zeit zu Zeit einen verliebten Blick auf seinen Schatz werfend. — „Sollte seine königliche Hoheit der Prinz von Asturien . . . .?"

„Nicht doch" — fiel die Königin ein — „aber hier, unsere erlauchte Cousine!"

„Wie?" — versetzte Carl, der Hocherröthenden einen gnädigen Blick zuwerfend — „Donna Maria Theresia von Bourbon ist Malerin?"

Die Prinzessin war in sichtbarer Verlegenheit. „Sir" — stammelte sie, mit dem Ausdrucke eines schüchternen Kindes — „Eure Majestät sind zu gnädig. Ich verehre die Kunst, ja ich schwärme für sie, und so habe ich es gewagt, in Musestunden den Pinsel zu ergreifen; aber alles was ich bis jetzt geleistet, sind schülerhafte Versuche."

„Glauben Sie es nicht, Sir!" — sagte hier mit bezauberndem Lächeln die Königin — „Donna Maria Theresia ist zu bescheiden. Wir haben Jagdstücke von ihrer Hand gesehen, die allerliebst waren."

„Jagdstücke?" — rief der König wieder sichtlich auflebend — „und da wußten wir bisher nichts davon?"

„O Majestät!" — flehte die Prinzessin zur Königin gewandt — „Sie sind grausamer als ich dachte."

„Ziere Dich nur nicht!" — unterbrach jetzt Isabella das Gespräch, und ein leiser Anflug weiblicher Bosheit flog über ihre jugendlichen Züge, als sie ihre Freundin in so großer Verlegenheit sah — „Majestät müssen doch Deine Talente kennen lernen."

„Das möchten wir in der That!" — rief der König.

„Wir sahen diesen Wunsch voraus, Sir" — fiel

Marie Louise ein — „und haben deshalb Donna Molina gebeten, das Skizzenbuch Unserer lieben Cousine mitzunehmen. Gefällt es Eurer Majestät, und erlauben es Donna Maria Theresia, so blättern Wir es zur Unterhaltung durch. Wir sind selbst neugierig darauf, welche Fortschritte Unsere liebe Verwandte in der neuesten Zeit gemacht hat!"

„Mein Gott!" — stotterte die Prinzessin, das Schnupftuch vor ihr glühendes Gesichtchen drückend.

„Sie erlauben?" — frug Carl IV.

„Majestät, haben zu befehlen."

„Nun, ich werde Schiedsrichter sein!" — sagte Carl — „und dem Verdienste seine Krone nicht vorenthalten."

Auf einen Wink der Königin war unterdessen die Molina zu einem Diener getreten und hatte diesem ein sehr geschmackvolles Album abgenommen, das sie nun der Camarera mayor gab, die es der Königin unter tiefer Verbeugung überreichte. Marie Louise aber legte es auf einen kleinen Tisch, der vor den König gesetzt worden war.

Die Famlie stellte sich um denselben; Manuel mußte auf die eine Seite neben den König treten, die Prinzessin auf die andere.

Man konnte es in diesem Augenblicke Donna Maria Theresia von Bourbon nicht absprechen, — sie war interessant. Besonders lag in dieser weichen, biegsam-schlanken Gestalt und in der fast demüthigen Haltung derselben Etwas, was jetzt gerade um Nachsicht . . . . für gewöhnlich fast um Liebe zu flehen schien, und seine Wirkung auf den ritterlichen Sinn und das Gefühl eines Mannes nicht verfehlen konnte. Dennoch mußte das be-

scheidene blonde Lockenköpfchen — das schon in seiner äußeren Erscheinung allen Nationalcharakter verläugnete, — neben der großartigen flammenden Schönheit der Königin ganz verschwinden. Manuel sah sie fast täglich; aber sie war nie für ihn etwas anderes gewesen, als ein anspruchloses, schüchternes Kind. Er staunte daher nicht weniger als sein königlicher Freund, auf den Blättern ihres Albums Zeichnungen, Skizzen und Malereien zu finden, die in der That ein nicht gewöhnliches Talent verriethen.

Der König war namentlich darüber entzückt, daß sich so viele Jagdstücke vorfanden, die wirklich mit Geschmack gearbeitet waren, und ein fleißiges Studium großer Meister kund gaben. Was sonst selten vorkam, geschah daher heute, er nannte die Prinzessin ein über das anderemal „seine liebe Cousine," zog sie neben sich auf einen Sessel und hub ein Gespräch über Jagd, Jagdwesen und Jagdfreuden mit ihr an.

Aber sonderbar! Donna Maria Theresia von Bourbon schien heute noch weit schüchterner und verlegener zu sein, als sonst. Saß sie doch neben dem Könige wie auf glühenden Kohlen, kaum der Rede seiner Majestät folgend und da ein „Ja" sagend, wo ein „Nein" hingehörte und ein „Nein," wo sie hätte „Ja" sagen sollen. Dabei schielte sie jeden Augenblick wie mit Todesangst nach ihrem Album, das eben jetzt Marie Louise und Manuel langsam durchblätterten, während die Infantin zwischen Beiden hineinschaute und hie und da halb kindische halb boshafte Bemerkungen machte. Der Prinz von Asturien unterhielt sich in einer Fenster-

nische mit Don Louis und dem Herzoge von San Carlos.

Da plötzlich überflog das Gesicht der Prinzessin mitten in dem höchst gleichgültigen Gespräche mit dem Könige eine dunkle Röthe. Sie hatte gehört, wie die Infantin eben gesagt: „Nun will ich aber auch Eurer Majestät das neueste Bild der Cousine zeigen. Es ist das Schönste im ganzen Album!“ und gesehen, wie bei dem Aufschlagen desselben Manuel und die Königin sich überrascht angeblickt.

Es war aber auch wirklich keine kleine Ueberraschung für Beide, als sie hier eine allerliebste Skizze der Scene fanden, die Manuel und die Prinzessin jüngst in der Refresco der Königin aufgeführt. In Aquarel war hier nämlich der Moment wiedergegeben, in welchem Perseus den Fuß auf den Kopf des besiegten Ungeheuers setzt und Amoretten die Fesseln der an den Felsen geschmiedeten Andromeda lösen, die mit dankbarem, liebevollem Blicke zu ihrem kühnen, heldenmüthigen Befreier aufschaut.

Augenscheinlich war das Bild mit ganz besonderem Fleiße und großer Liebe gemalt; denn die Züge der Prinzessin und namentlich diejenigen Don Manuels waren so gut getroffen, daß man Beide auf den ersten Blick erkannte.

Manuel und die Königin hatten beim Anblicke dieses Blattes unwillkürlich gelächelt. Ersterer aus Ueberraschung und Wohlgefallen an Gedanke und Ausführung; Letztere vielleicht, weil hier ein Zufall ihren weiblichen Scharfblick tief in das Seelenleben der Cousine hatte eindringen lassen. Marie Louise sagte indessen bei dem Aufschauen nichts

als: „Recht nett!“ und blätterte anscheinend gleichgültig weiter; doch hätte ein geübter Beobachter bemerken können, daß sie von der Minute an zerstreuter und ernster war. Auch legte sie, zur Freude der Prinzessin, die dabei hoch aufathmete, das Album bald nieder.

Diener, die Eiswasser und azugar espongada servirten, gaben zugleich der Unterhaltung eine andere Wendung. Man sprach von Diesem und Jenem und trennte sich nach einer Stunde.

VIII.

„Nun! sind wir noch nicht bald in der Wohnung des Kardinals?“ — frug in den späten Abendstunden desselben Tages, an welchem sich Obiges in den Zimmern des Königs zugetragen, Don Diego Vera einen Mönch, der an seiner Seite ging.

„Nur noch wenige Straßen“ — entgegnete der Minorit und sein lauernder Blick fiel stechend auf den Thierarzt — „und wir stehen vor dem Pallaste seiner Eminenz.“

„Sind denn die Thiere so krank daß ich jetzt noch hin muß, da doch bereits die Nacht angebrochen?“ — fuhr Don Diego fort — „Ich würde sie vielleicht morgen am Tage viel besser beurtheilen können.“

„Was ihnen fehlt, mein Freund“ — entgegnete der Schüler des heiligen Franciscus — „das kann ich Euch

nicht sagen. Ich verstehe nichts davon . . . . habe nie mit Pferden noch Maulesel zu schaffen, . . . darf auch keine reiten; denn, wie Ihr wißt, verbietet dies die Regel bei uns Alcantarinern, die wir nur mit bloßen Füßen gehen dürfen."

„Da möchte ich an Eurer Stelle keinen Botenlohn verdienen!" — meinte der Doktor und sein maskenartiges Gesicht nahm einen tragisch komischen Ausdruck an. — „Möchte zu viele Steingalle absetzen; obgleich leicht zu heilen mit etwas Schwefelgeist und pulverisirten Drachenblut."

„Weiß nicht, was Ihr wollt!" — brummte der Minorit — „könntet den Spott aber zu Hause lassen. Wer weiß" — setzte er dann fast unvernehmlich hinzu — „ob ein Pater noster und Ave Maria Eurer Seele nicht nöthiger wäre."

„Ich bin ein zu guter katholischer Christ, mein lieber Bruder", — sagte hier der Doktor entschuldigend — „als daß ich über die Regeln eines so heiligen Ordens, als der Eure spotten sollte, ... eines Ordens, dem Spanien so viel verdankt, da aus seiner Mitte der große Kardinal Ximenez hervorging."

„Was Spanien dem Kardinal Ximenez verdankt, weiß ich nicht!" — sagte der Minorit finster.

„Wie?" — rief hier der Doctor stehen bleibend, und die Kohlenstriche seiner Augenbraunen schossen wie Krystalle im Winkel an — „Ihr werdet doch wissen . . . . ."

„Nichts weiß ich!" — entgegnete der Mönch mit dem Stolze einer fanatischen Dummheit — „und will auch nichts wissen; denn alles Wissen ist des Satans, und alles

Uebel das in der Welt ist, kommt von den verdammten Büchern und Bücherschreibern. Und hätte seiner Zeit die Engel nicht der Hochmuth des Wissens geplagt, so hätten sie sich nicht gegen unsern Herrgott empört und wären nicht in den Pfuhl der Hölle geschleudert worden."

„Nun! ich will darüber nicht mit Euch streiten!" — versetzte Don Diego — „aber als Muster und Vorbild wahrer Frömmigkeit solltet Ihr doch den Kardinal Ximenez kennen."

„Nun ja, er schritt — wie wir — barfuß einher; kleidete sich in einen Sack, schlief auf ein wenig Stroh und geißelte sich täglich!"

„Ja" — fügte der Doctor hinzu — „und in besseren Stunden fand man ihn unter den Kastanienbäumen des Minoritenklosters von Toledo, die breit und dicht genug gewachsen waren, um ihm vor der Mittagssonne Schutz zu verleihen. Hier lag er oft mit der Bibel im hohen Grase . . . ."

„Das war gegen die Regel" — sagte hart der Mönch — „der heilige Franziscus hat seinen Schülern das Lesen und Schreiben als Teufelswerk verboten; — nur betteln und beten sollen sie, denn unser Herr und Heiland sammt den Aposteln waren nur Bettler!"

„Ximenez betete auch" — fuhr Diego fort — „und erfuhr im Gebete alle Leiden und Entzückungen einer einsamen Seele, die Gott sucht. Gerade dies war aber auch der Weg zu seiner Erhöhung. Die Königin Isabella nahm ihn zu ihrem Beichtvater, und seitdem erschien er, — lang von Gestalt, blaß und hager, mit tiefliegenden scharfen Augen, einer Adlernase und einer bis in das

höchste Alter faltenlosen Stirne, — von Zeit zu Zeit mit der Kutte am Hofe, hörte ihre Beichte . . . ."

„Züchtigte die königliche Büßerin" — rief der Minorit mit ekelhaft funkelnden Augen dazwischen, nicht bedenkend, daß er damit nicht nur sein Inneres verrathe, sondern auch zeige, daß er doch Einiges von dem großen Kardinal wisse.

„. . . . Und ging nach seinem Kloster zurück" — ergänzte Don Vera — „besonders groß aber steht er durch seine Demuth da. Einmal hatte er die geistlichen Uebungen der Königin in der Fastenzeit geleitet, und bereits seinem Gefährten, Franz Ruyz, ein Gemüse kochen und alles zur Rückreise fertig machen lassen — denn sie wollten den Charfreitag im Kloster zu Ocanna halten — als er noch einmal zur Königin gerufen ward und aus ihren Händen einen Brief mit dem Siegel seiner Heiligkeit und der Aufschrift empfing: „Unserem Bruder Franz, erwähltem Erzbischof zu Toledo." Ximenez las die Aufschrift, gab den Brief mit der größten Ruhe zurück, sagte: „das ist nicht an mich!" und pilgerte ungestört nach seinem Kloster. War das nicht groß?"

„Und nahm es später doch an!" — sagte der Minorit zwischen dem Beten des Rosenkranzes, das er bei dem Läuten einer fernen Glocke begonnen.

„Weil ihn ein neuer Befehl des heiligen Vaters zwang, die Würde anzunehmen und ihn sogar ein zweiter Befehl zwingen mußte, sich ihrer gemäß zu kleiden und zu betragen."

„Du bist voll der Gnade, der Herr ist mit Dir....." betete der Mönch eintönig, dann rief er bitter dazwischen:

„War doch nur verkappter Hochmuth!" und fuhr fort: „Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit...."

„Frommer Bruder" — entgegnete Don Diego lächelnd — „allen Respect vor Eurem trefflichen Blicke, die geheimen menschlichen Krankheiten zu erkennen. Ihr könnt, bei Gott, Arzt werden. Aber hier habt Ihr fehlgeschossen!"

„..... Jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen" — betete der Mönch und sagte: „Ich glaub's nicht!"

„Und was sagt Ihr, die Ihr alles Wissen für Sünde haltet, denn dazu?" — fuhr Diego fort — „Es wird uns erzählt, daß das Leben Ximenez nur That und Ausführung war. So eilte er einmal, von der Synode eines Sprengels, wo er täglich Messe gelesen und geistliche Ordnung gemacht hatte, zu den aragonischen Cortes, und half sie zum Schwur bringen; dann ging's wieder unverweilt zur Universität von Alcala, die sein größtes Werk ist...."

„Gegrüßet seist du Maria!"... „Teufelswerk ist" — schrie der Mönch.... „Verrath am Orden!.... Uebertretung der Regeln!.... betteln und beten ist unsere Pflicht. Universität.... „Du bist voll der Gnaden..." woher kommt denn in Frankreich die Satansrevolution?... „Der Herr ist mit dir......"

„Woher kommt der Koller?" — frug der Thierarzt. — „Heißes Blut,... Wallung.... überritten... zu stark angetrieben..... aber" — rief hier Don Diego Vera mit einemmale und blieb stehen — „sind

wir denn immer noch nicht am Palaste seiner Eminenz? Ich sehe ja hier nichts als alte, himmelhohe Mauern?"

„Stille!" — sagte der Mönch, den Finger auf den Mund legend und seine Augen leuchteten fast wie die eines Raubthieres durch die Nacht. — „Tretet nur herein!"

„In diese verfallene Thüre, die eher einer Höhle gleicht, als dem Eingang in ein anständiges Haus, geschweige in den Palast eines Kardinals?" — rief der Doctor und fing an Verdacht zu schöpfen.

Aber es war zu spät; denn schon fühlte er sich durch seinen Begleiter in die Thüre hineingedrängt und von vier kräftigen Armen gepackt. In demselben Augenblicke waren aber auch sein Mund verstopft und seine Augen verbunden; worauf man ihn schweigsam durch lange unterirdische Gänge führte; — wenigstens schien dies die kühle und doch dumpfe, kellerartige Luft zu verrathen.

Diego war Mann genug; um in dieser höchst zweideutigen Lage nicht zu verzagen; indessen machte sie ihn doch besorgt. War er als Unterhändler des Gefangenen von Pamplona der Regierung verrathen worden? — Hatte sein Humor ihn vielleicht einmal verführt, über Kirche und Geistlichkeit zu viel zu sagen, und war es nun — es graute ihm bei dem Gedanken — die heilige Inquisition, die ihn erfaßt hatte?

In beiden Fällen konnte es sich um Leben und Freiheit handeln. Indeß . . . was war zu thun? Am besten schien es dem Thierarzte, mit Ruhe und Fassung abzuwarten bis und wie sich die Sache aufklären werde, und hierauf sollte denn auch Diego Vera nicht lange warten.

Nach einer halben Stunde hielt man an; die Tücher wurden von Mund und Augen weggenommen und Diego konnte wieder sehen. Er befand sich in einem engen unterirdischen Gewölbe, das nur matt von den Fackeln erleuchtet wurde, die seine Begleiter hielten. Der Anblick dieser Begleiter war aber keinesweges der Art, den Doctor zu beruhigen, da sie, wie die Diener des heiligen Offiziums, gänzlich in schwarze Mönchsgewänder gehüllt waren, und zwar so, daß die über den Kopf gezogene und am Halse zusammen gebundene Kapuze auch das Gesicht verbarg. Nur das Funkeln, Herz und Nieren durchbohrender Augen durch zwei kleine Oeffnungen war zu sehen, und gab den Gestalten etwas ungemein Beängstigendes.

Diegos Herz klopfte doch jetzt bei dem Gedanken, dem Gerichte der Inquisition verfallen zu sein, laut und stürmisch; denn so unschuldig er sich wußte, so gut war es ihm bekannt, daß Unschuld vor diesem furchtbaren Tribunale kein Schutz sei, und die dem heiligen Offizium Verfallenen selten wieder an das Licht des Tages kamen. Aber einem Menschen von Charakter ist die furchtbarste Gewißheit lieber, als eine, die Seele mit matten Hoffnungen hinhaltende Ungewißheit. Der Doctor dachte also: Bei Beinbruch kurzweg zum Fallmeister! Nur nicht lang gewinselt, sondern rasch vor's Messer. Er faßte sich demnach ein Herz und frug: wo er sich befinde? Die Fackelträger aber blieben stumm; nur ihre rechte Hand hob sich langsam und feierlich, lüftete auf der Brust das Gewand und Diego erblickte . . . . das Zeichen der Inquisition!

Würde einst das Menschengeschlecht — sagt Börne einmal — so entartet, daß es den Teufel als göttliches Wesen verehrte, dann fände sich das Testament, welches die Offenbarungen dieser höllischen Religion enthielte, schon längst fertig und gedruckt — in Llorentés Geschichte der spanischen Inquisition. Menschen morden ist etwas; sie foltern ist viel; aber ein ganzes Volk, — ein hochherziges, geistreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das spanische immer war, drei Jahrhunderte auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, sondern auf jener schrecklicheren, welche den ganzen Bau der menschlichen Natur auseinander zieht, — welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß sie sich verrathen; welche die Bande der allerstärksten Liebe, die der Selbstliebe sprengt, so daß der Geängstigte sein eigener Verräther wird, — wie man das nenne? es gibt kein Wort, und will man das Entsetzliche der Inquisition beschreiben, hat man nur immer das Wort Inquisition dafür.

Sollte es auch gelingen (und es wird gelingen) die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und sie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich dreißig Jahre mit äußeren und inneren Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt; auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquisition wohlfeil erkauft. Was sind Septembertage gegen Auto-da-fés, was Füseladen gegen Scheiterhaufen, was ist die wandernde Guillotine gegen das schleichende Gift der geheimen Gefängnisse, der geheimen Zeugenaussagen, welcher sich das heilige Offizium bediente? Treten einst

Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie freigesprochen, wenn ihnen ein General-Inquisitor nahe steht.

Wer dieses Werk Llorentés kennt, und ein Herz im Busen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig ist, wird das Buch zu verbreiten suchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmannes dringe. Wenn dann unter einer Million Menschen es nur Tausend lesen, wenn unter diesen Tausenden es nur Hundert ergreift, dann ist die Freiheit der Völker gesichert, dann ist keine Tyrannei alt genug sich zu erhalten, und keine neue listig genug, sich einzuschleichen.

Als Diego das Zeichen der Inquisition erblickte, wankten für einen Moment seine Kniee und ein kalter Schauer überlief ihn. Da ihm aber sein Stolz nicht erlaubte, sich Angesichts der Vermummten eine Blöße zu geben, faßte er sich rasch und sagte: „Auch gut! Soll ich in den Kerkern des heiligen Offiziums verfaulen, so wird mir wenigstens ein gutes Gewissen als Streu dienen. Der Welt habe ich nach Kräften redlich genutzt. Es gab Zeiten, wo man mich dafür auf den Händen trug, — Zeiten wo ich über das Neue übersehen wurde — und jetzt schlägt vielleicht ein Stündlein, das zwischen mich und das Leben den Riegel schiebt. Je nun! das ist der Lauf der Welt! der stolzeste Renner avancirt mit der Zeit zum Karrengaul und wird als abgezehrtes Gerippe ein Fraß der Hunde und wilden Thiere!“

Es war gut, daß sich in diesem Augenblicke eine kleine Thüre des niederen Gemaches öffnete und eine dritte vermummte Gestalt eintrat; Don Diegos bittere Aus-

fälle hätten leicht seine Stellung verschlimmern können. Jetzt aber winkte der Neueingetretene und der Doctor mit seinen Begleitern folgte. Wenige Schritte und sie standen in einem Gemache, dessen Wände und Decke schwarz ausgeschlagen, dessen Boden mit gleichfarbigem Marmor belegt war. Gelbe Wachskerzen erleuchteten den Raum nur matt und ließen in dem unsicheren Lichte nichts gewahren als eine schwarz=verhängte, mit einem Crucifix gezierte Tafel, hinter welcher eine Reihe Männer, in der gleichen Vermummung wie Diego's Begleiter, saßen.

Der Mittlere von ihnen, — angenscheinlich der Präsident, — war eine lange, hagere Gestalt, deren stehende aus den Löchern der schwarzen Caputze hervorzuckende Blicke etwas Hyänenartiges hatten. Als Diego eingetreten, schlug der Hagere mit einem kleinen Hammer auf den Tisch. Die Begleiter des Doctors entfernten sich und der Thierarzt stand allein dem Gerichte der Inquisition gegenüber. Todenstille herrschte rings umher. Da hub der Präsident an:

„Don Diego Vera! im Namen des dreieinigen Gottes verkündige ich Euch, daß Ihr vor den Schranken der heiligen Inquisition steht, Ihr seid beschuldigt des Verrathes am Vaterlande und der heiligsten Mutter Kirche; denn Ihr habt Theil an einer Verschwörung gegen seine geheiligte Majestät Carl IV., und Salvaterra, eine der ersten Stützen der katholischen Christenheit in Spanien.“

Eine Pause entstand. Es däuchte den Doktor als öffne sich in ihr der Schlund des Grabes. Da er aber bei seinem resoluten Charakter wohl einsah, daß ihn hier,

wenn es beschlossen sei, doch nichts zu retten vermöge, so faßte er den Entschluß, die Sache so kurz als möglich zu machen, und die einfache Wahrheit zu sagen. „Wenn es mir vergönnt ist" — hub er daher mit Festigkeit an — „frei und offen, wie es einem guten katholischen Christen geziemt, Angesichts des heiligen Offiziums zu sprechen, so habe ich auf die Anklage zu antworten: daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, auch nur das Geringste gegen seine geheiligte Majestät den König, oder gar gegen unsere heilige Mutter Kirche zu unternehmen."

„Und doch" — fiel der Präsident, ohne Zweifel der Großinquisitor, ein — „und doch habt Ihr Euch nicht gescheut, auf der Citadelle von Pamplona im Vereine mit einem hohen Staatsgefangenen und zu dessen Gunsten eine geheime Verschwörung einzuleiten. Verblendeter! die Augen der heiligen Inquisition kennen keinen Schlaf; — Nichts bleibt ihr verborgen, und wie vor den Blicken des Allmächtigen liegen die Schicksale, die Thaten, die Gedanken von Millionen vor ihr aufgeschlagen. Glaubt daher nicht, daß ihr das heilige Tribunal täuschen könnt, und bedenkt daß Euch nur die lauterste Wahrheit vor den Kerkern der Inquisition zu retten vermag."

„Mein Leben steht in Gottes Hand!" — versetzte der Doctor — „und, offen gesagt, Diego Vera ist zu stolz, es mit einer Lüge erkaufen zu wollen."

„Gut" — versetzte der Großinquisitor — „so sagt, was Ihr zu sagen habt."

„Das ist in wenigen Worten geschehen" — erwiederte der Gefangene — „Florida-Blanca hat meinem

Bruder Gutes erzeigt; aus Dankbarkeit dafür und aus Theilnahme für jenen edlen Mann, übernahm ich es, zwei Briefe von ihm in Madrid zu bestellen."

„Sie waren an den Prinzen von Asturien und den General Castanos gerichtet."

„Ja!" — sagte Diego mit unterdrücktem Staunen — „Abgegeben habe ich sie; was aber darinnen stand, weiß ich nicht."

„Aber das wißt Ihr wohl" — fiel der Großinquisitor streng ein — „daß sich in Folge dieser Briefe eine Verschwörung zwischen den Ebengenannten, dem Fürsten von Marantea, der Camarera major und anderen Großen bildete, die zum Zweck hat, seine Hoheit den Herzog von Alcudia und mit diesem den Beichtvater der Königin zu stürzen."

„Hochwürdigster!" — rief hier Diego die Hand auf das Herz gedrückt und in Ton und Miene den Ausdruck der Wahrheit. — „Ich habe aufrichtig gewünscht, daß dem unglücklichen Gefangenen von Pamplona des Königs Gunst zurückgeführt werde; — aber weder ich noch Florida-Blanca haben an jener Verschwörung Theil! — nein! nein!" — setzte er leidenschaftlich hinzu — „ich verachte sogar die Mittel die man dort wählt und habe nichts mit den finsteren Plänen des Fürsten von Marantea zu thun."

„Und welches sind diese Pläne?" — frug der Hagere lauernd.

„Ich habe nicht geschworen sie zu verheimlichen", — sagte der Doctor — „und wenn ich sie hier aufdecke, kön-

nen Blutvergießen und Verbrechen aller Art gehindert werden. Darum zögere ich nicht, sie anzugeben."

„Sprecht!"

„Aber die Verschworenen?"

„Haben nichts zu fürchten. Das heilige Offizium will nur das Wohl der Monarchie; — will nur Ruhe, Ordnung, Glaube!"

„Gut denn!" — sagte Diego — „Nachdem der Plan, den jetzigen Minister durch den Grafen Aranda zu stürzen, mißlungen ist, hat der Fürst von Marantea, der Don Godoy aus tiefstem Grunde der Seele zu hassen scheint, aber auch von Florida=Blanca nichts wissen will, einen anderen Entwurf gemacht. Jedermann weiß, daß der Krieg gegen Frankreich in der letzten Zeit eine ungünstige Wendung für Spanien genommen hat. Die Lasten desselben drücken die Nation zu Boden, — ganz Spanien seufzt unter ihnen, und schon beginnt hier und dort der erste Enthusiasmus in Unmuth umzuschlagen. Diese Mißstimmung soll nun, nach des Fürsten Vorhaben benutzt und so lange genährt und gesteigert werden, bis ein wüthender Haß im Volke gegen den Herzog von Alcudia losbricht; dann harren Maranteas Kreaturen schon, um einen Aufruhr gegen den Minister zu erregen, der Palast des Ministeriums soll erstürmt und der Herzog niedergestoßen werden. Dies ist der Plan der Camarilla; daß ich ihm aber fern stehe, beschwöre ich hier bei meiner Seele Heil!"

Diego schwieg, und es war nicht zu verkennen, daß seine Aussage einen tiefen Eindruck auf die Verhüllten gemacht hatte.

Eine lange, peinliche Pause trat ein. Endlich sagte der Großinquisitor mit Grabeston:

„Don Diego Vera! Ihr habt bekannt, was wir wissen wollten; aber vergebens bemüht Ihr Euch, die Beschuldigungen abzuwälzen, die vernichtend auf Euch lasten. Ihr seid dem Gerichte der heiligen Inquisition verfallen; — ihr gehört Euer Leben — ihr jeder Athemzug, der Eure Brust noch hebt — ihr jeder Tropfen Blutes, der noch in Euren Adern rinnt."

„Wie der Allmächtige will!" — entgegnete Diego, der bei den letzten Worten erblaßt war, sich aber rasch wieder faßte. — „Ich werde mit ruhigem Gewissen mein Urtheil hören. Der Tod ist Auflösung — und darum, nach so vielen Stößen der Menschen und des Geschicks, der letzte Gnadenstoß der Natur. Der dort Oben aber weiß, daß ich unschuldig sterbe!"

„Lästert Ihr das heilige Offizium?" — rief mit finsterem Tone der Hagere. — „Soll Euch die Folter das Bekenntniß abzwingen?"

„Das ist nicht nöthig!" — entgegnete der Doktor — „bin ich verurtheilt, so macht es kurz mit mir. Ich hatte in meinem ganzen Leben Mitleid mit den Thieren .... ich denke, man wird es nun auch mit mir haben!"

„Gut!" — versetzte der Großinquisitor — „Ihr verlangt Mitleid? — — wir haben es! Ihr seid den Kerkern der Inquisition mit diesem Momente verfallen .... den Kerkern der Inquisition, aus welchen — wie Ihr wissen werdet — Niemand zum Lichte des Tages zurückkehrt. Und doch, das heilige Offizium ist bereit, Euch das verwirkte Leben auf so lange zu fristen, als Ihr das

tiefste Schweigen über Alles, was hier vorgegangen, beobachten und seinen Geboten gehorchen wollt. Seid Ihr dazu bereit?"

Es ist ein eigenes Ding um das Leben. Der Mensch, sagt Epiktekt, ist ein kleines Theilchen des Ganzen, wie Stunden Theile des Tages und Jahres. Die Stunde kommt, die Stunde vergeht — der Tag bricht an und endet, Jahre wechseln mit Jahren, Schaaren Lebendiger und Todter dringen durch die geöffnete Pforte der Zeit, und eilen wieder hinaus in das unbekannte Woher? in das Land der Schatten, und unsere Jahrbücher melden uns nur so viel, daß es seit Jahrtausenden so gehalten worden sei und nicht anders. Wenn nur nicht das fatale und ungewisse „Wohin?" mit großen schwarzen Buchstaben über die Ausgangspforte des Lebens geschrieben wäre? — Wenn nur Einer uns armen Staubgeborenen die Fragen beantworten könnte: „Was ist denn aber nun eigentlich der Tod?" — „Was ist Sterben?" — Darum eben, und weil es so schwer ist, dem schönen freundlichen Lichte des Tages Valet zu sagen — darum besinnt sich auch der Weiseste, die geheimnißvollen Pforten mit eigener Hand aufzureißen.

Auch Diego Vera fühlte in dem Momente, wo ihm — lebendig in das Grab ewiger Kerkernacht hinabsteigend — die Wahl zwischen Leben und Tod gelassen wurde.... daß es doch süß zu leben und schwer zu sterben sei. War es da ein Wunder, daß er gerne zu schweigen und zu gehorchen versprach?

Aber der Großinquisitor nahm es ernst. Diego mußte vor dem schwarzbehängten Tische niederknieen, seine

Hand auf das ihm hingehaltene Crucifix legen, und — laut und feierlich schwörend — die Worte nachsprechen: „Ich, Diego Vera, schwöre und gelobe bei den Wundmaalen meines Herrn und Heilandes, bei meiner Seele Seeligkeit und so wahr mir Gott in der letzten Stunde meines Lebens gnädig sein soll: daß ich Alles, was ich heute in Betreff der heiligen Inquisition gesehen und erfahren habe und jemals von ihr sehen, hören oder erfahren sollte, unverbrüchlich geheim halten will. Ich schwöre und gelobe bei dem Fluche ewiger Höllenstrafen, daß ich mich Zeit meines Lebens als Eigenthum der heiligen Inquisition und ihr mit dem Leben verfallen betrachten, auch jeden ihrer Befehle, den sie mir unter dem Schibboleth „Jephta gegen Ephraim" oder auf irgend welche Weise zukommen läßt, ohne Zögern und buchstäblich erfüllen will. Ich schwöre dies Alles bei der Strafe, ihr augenblicklich mit Leib und Leben verfallen und jenseits des Grabes ewig verdammt zu sein. So wahr mir Gott helfe. Amen!"

Schon während des Schwörens hatte der Doktor mit Entsetzen bemerkt, in welche furchtbare Abhängigkeit er sich durch dies Gelöbniß begebe; aber der Gedanke, daß ihm eben doch nur die Wahl zwischen diesem Verkauf der Seele und einem namenlos elenden Ende bleibe, ließ ihn jedes Widerstreben unterdrücken. Jetzt aber, als er sich nach geendetem Schwur erhob, trug er das Gefühl, als habe er der Hölle sein besseres Theil verschrieben. Wände und Decke schienen sich auf ihn loszudrängen, als wollten sie ihn zermalmen. Es ward finster vor seinen Augen, chaotisch in seinem Innern, und sich selbst und seine eigene Seele suchend, vernahm er kaum die Stimme des Großin-

quisitoren, die in ihrem Grabeston an sein Ohr schlug, und nur dumpf prägten sich ihm die Worte ein: „Ihr nehmt von der Stunde an den eifrigsten Theil an der Verschwörung der Camarilla und berichtet, bei Eurem Schwure, dem Beichtvater der Königin, Salvaterra, von einem Tage zu dem anderen, Alles was Ihr darüber hört uud erfahrt. Das Wo und Wie werdet Ihr binnen vierundzwanzig Stunden unter dem Schibboleth „Jephta gegen Ephraim" erfahren."

Mehr vermochte Diego nicht zu vernehmen. Eiskalter Schweiß deckte seine Stirne, eine ihm sonst fremde Schwäche überkam ihn, seine Kniee wankten, und bewußtlos schwankte er, gestützt auf fremde Arme aus dem finsteren unheimlichen Raume.

Als er denselben aber verlassen, fielen die schwarzen Kutten der Verhüllten. Bleiche Mönchsgesichter mit ausgelebten Zügen und hohlliegenden Augen blickten finster und kalt sich an. Der Hagere aber war: Salvaterra.

Nach einer Minute tiefen Schweigens sagte der Letztere monoton: „Sekretär des heiligen Offiziums schreibt!"

Der Angeredete nahm unter der Decke eines an seiner Seite stehenden kleinen Tisches die nöthigen Schreibmaterialien, Salvaterra aber dictirte: „An den Pater Hernando im Kloster San Fernando zu Sevilla, dem dereinstigen Beichtvater der Familie des Fürsten von Marantea."

„Im Namen der heiligen Inquisition hat sich Pater Hernando sogleich bei Empfang dieser Zeilen auf Kosten und Rechnung seines Klosters nach Madrid auf den

Weg zu machen, und sich, — hier angelangt, — unvorzüglich dem Beichtvater Ihrer Majestät der Königin, dem hochwürdigsten Bruder Salvaterra, — behufs einer Erörterung über die, einst zu Sevilla von dem jungen Fürsten Don Juan de Marantea begangenen Unthaten — zu stellen. In Rücksicht des hohen Alters des Pater Hernando hat das Kloster für die beste und rascheste Reisegelegenheit zu sorgen."

Als dies geschrieben war, nahm Salvaterra das Blatt, durchflog es und unterschrieb: „der Großinquisitor". Dann gab er es den Anderen, die lautlos ebenfalls unterzeichneten, worauf der Siegelbewahrer das große königliche Siegel des Offiziums aufdrückte.

Alles dies geschah ohne ein Wort zu sprechen — ohne Frage — ohne Widerspruch, — fast ohne Theilnahme der Beisitzenden. Endlich erhob sich der Großinquisitor, befahl dem Secretär: den eben vollendeten Brief sofort durch einen Courier an seine Adresse zu befördern und hob dann mit wenigen Worten die Sitzung auf. Die Verhüllten warfen neuerdings die Kaputzen über, verneigten sich tief vor Salvaterra und verschwanden langsam und feierlich in langer Reihe durch die Seitenthüre.

Als Salvaterra allein war, richtete er sich hoch auf und rief:

„Und nun zu der Königin, auch sie küsse den Staub meiner Füße."

IX.

Ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher Don Diego Vera vor dem Tribunale der Inquisition stand, hatte ein Courier, von der Armee kommend, Don Manuel de Godoy schlimme Nachrichten vom Kriegsschauplatze überbracht.

Dem anschwellenden Strome der französischen Heere, der heroischen Begeistrung der Söhne der Republik, vermochten die Spanier, so tapfer sie sich auch hielten, kaum mehr zu widerstehen. Fontàrabie war den Franzosen in die Hände gefallen und die Treffen in den Thälern von Bastan und Saint-Martial für Spanien verloren gegangen. Was half es, daß die Depesche dabei die große Ordnung lobte, mit welcher der Rückzug ausgeführt worden und Wunder von Tapferkeit meldete, welche die wallonischen Garden und die Regimenter von Ultonia vollbracht, — der Unglücksstern Spaniens ward dadurch nicht verfinstert, — der Schlag nicht gemildert, der das von Vaterlandsliebe glühende Herz Manuels um so mächtiger traf, als Godoy, dies Schooßkind des Glücks, an ein solches Zerschellen seiner Hoffnungen, Wünsche und Pläne nicht gewöhnt war.

So beugten ihn denn auch in der That diese Nachrichten mehr nieder, als es vielleicht sonst bei einem Staatsmanne der Fall gewesen wäre; bei einem Staatsmanne der doch weiß, wie rasch die Launen der Kriegsgöttin oft wechseln. Aber es kam freilich auch noch manch' Anderes dazu, was ihn verstimmt machte und zu Boden drückte.

Oder war es denn nicht vorauszusehen, daß seine Feinde diese Unglücksfälle der spanischen Waffen mit hämischem Eifer benutzen würden, um einmal die ganze Verantwortlichkeit des Krieges auf seine Schultern zu wälzen, das andremal aber die Nation gegen ihn aufzuhetzen? — hörte er nicht schon, von allen Böswilligen verkannt, das Urtheil von Mund zu Munde gehen: Aranda hat doch Recht gehabt; Alcudia trägt die ganze Schuld dieses unseligen Krieges! Er ist es, der das Land in das Verderben stürzte, — der es um sein Ansehen, seine Ehre, seine Macht, seinen Wohlstand, seinen Credit bringt!

Ach! Godoy wußte es nur zu gut, daß das Volk stets demjenigen Recht gibt, dem das Glück den Siegeskranz in die Locken drückt. Erhebe dich und stürze Throne um, so bist du, — wenn dich das Glück begünstigt und zum Siege führt, — ein Held, ein Befreier der Nationen, ein Beglücker der Menschheit, dem die brausenden Wogen eines nicht endenden Hossianas entgegenschallen; — unterliege aber dem Geschick .... und du warst ein Thor, ein Schwärmer, ein Unsinniger, der für all das Elend, was sein mißlungener Versuch hervorgerufen, mit Recht in Schmach und Verbannung, in Ketten oder gar mit dem Tode büßt.

Alle diese Gedanken stürmten jetzt auf Manuel ein, — jetzt gerade, wo er ohnedem mit sich selbst zerfallen war, jetzt wo er sich so allein, so verlassen fühlte, — jetzt, wo ihn die vergeblichen Versuche, von Linda und Anselmo auch nur eine Spur aufzufinden, mit einer Schwermuth erfüllten, die seinem Wesen und Charakter

fremd, eben darum aber auch um so peinlicher für ihn war.

So saß denn Manuel in seinem Schlafzimmer, den Kopf auf den Arm gestützt, den Unglücksbrief in der herabgesunkenen linken Hand haltend, und seine finsteren Blicke starrten gedankenschwer vor sich hin, dachte er doch selbst an einen Blick, der ihm ewig unvergeßlich ..... an jenen süßen bezaubernden Blick, den er bei seiner letzten Zusammenkunft mit Linda zu Aranjuez aus deren Augen gesogen, als sie ihm die Worte zuflüsterte: „Gib mir die weiße Rose, sie soll mir heilig und von nun an das Sinnbild unserer Liebe sein. Wenn Anselmo am Altare unsere Hände zusammenlegt, dann reiche ich dir eine weiße Rose und wenn ich einst gestorben sein werde, dann legst du mir eine solche Blume auf das stille Herz!"

O wie wahr ruft uns doch die Natur entgegen, wenn sie sagt: Der Blick ist der Ausdruck des Innern! Sehr gewöhnlich hört man zwar die Behauptung, daß dem Gefühle der kalte berechnende Verstand fern bleiben müsse, wenn er es nicht tödten solle, und in gewisser Beziehung mag dies auch richtig sein und auch für den Eindruck des Schönen gelten, so weit es der Gefühlswelt angehört. Aber auch das Gefühl kann und muß ja geübt und erzogen werden und wird es nur durch die Aufmerksamkeit auf seine Ursachen und auf die Art und Weise ihrer Wirkungen. Das feine und veredelte Gefühl des Künstlers und Forschers schafft einen eben so reinen und unmittelbaren Genuß, als das rohe, kindliche des Naturmenschen.

Wer aber ist denn der beredteste Dollmetscher Deines Gefühles? — wer anders als das Auge?

Es gibt einen geheimnißvollen Zug, der auch die Menschen an einander kettet, der auf gleichem Streben beruht, der bald die beugende Macht der Verehrung übt, bald die Poesie der Liebe und der Freundschaft weckt, bald den Reiz der Geselligkeit verleiht. Es ist jene mächtige Zugkraft der Seelen, die wir Sympathie nennen. Wir können sie nicht erklären, nicht beschreiben, nicht beweisen, wir können sie nur empfinden — ihr Ausdruck ist nur der tiefe, seelenvolle Blick! Unwillkürlich fesselt oder trennt sie, die einander begegnen. Sie wirkt um so mächtiger, je weniger noch die kalte Hand des Verstandes in das Leben greift. Nicht Dankbarkeit, nicht Schwäche, nein, ein natürliches Band fesselt das Kind an die Mutter. Nicht Berechnung schließt und löst die Freundschaften der Kinder; sie folgen dem augenblicklichen Zuge des Gefühls, den schnellen Veränderungen des innersten Wesens im Gange der Entwicklung. Je bestimmter die Lebensaufgaben sich sondern, je stärker Sehnsucht, Ehrgeiz, Stolz hervortreten, desto vorsichtiger weichen wir dem Gefühle aus, desto öfter täuscht es uns in der Wahl derer, an deren Hand wir unserem Ziele entgegen gehen wollten. Wahre Liebe erlischt, wo berechnete Zwecke sich geltend machen.

Wie mit Menschen, so gibt es aber auch eine Sympathie mit der Natur, eine Wirkung ihres Geistes auf unseren eigenen, denn der Hauch des Lebens wohnt auch in ihr. Durch Organe aber wirkt sie auf unsere Seele und erfüllt sie mit Eindrücken der Lust oder Unlust. Eine

unmittelbare Wirkung des Geistes gibt es nicht; die Sinnlichkeit ist seine Vermittlerin. Darum hat man es von jeher versucht, aus der äußeren Form einen Blick in das Innerste des geistigen Lebens zu werfen, aus dem Bau des Schädels, dem Ausdruck des Gesichtes, den Mienen und Gesten den ganzen geistigen Gehalt des Menschen abzuschätzen. Aber der Mensch ist ein Ganzes, an dem das Einzelne nur im Zusammenhange mit allem Uebrigen wirksam ist; — ein Ganzes, das eben darum nicht aus einem Theile erkannt werden kann. Und doch kann kein geistiger Vorgang in seinem Inneren stattfinden, der sich nicht allen seinen Organen, dem einen mehr, dem anderen weniger, bethätigte, in allen Formen seines Leibes ausprägte. Der schnelle Gang, das funkelnde Auge verräth den Sanguiniker; die geneigte Haltung, die Unsicherheit der Bewegung den Melancholiker; an den knirschenden Zähnen, der gerunzelten Stirne, dem keuchenden Athem erkennen wir den Zorn; — an dem matten Auge, dem halbgeöffneten Munde, den herabhängenden Armen den Schmerz; an der geglätteten Stirne, dem strahlenden Blicke, dem wechselnden Spiele der Mienen die Freude. In den tiefen Furchen der Stirne lesen wir Gram und Lebensüberdruß; in den scharfen Zügen um Mund und Nase: Neid, Spott, Trotz und Schadenfreude.

Aber — und hier kommen wir nun auf unsere ursprünglichen Gedanken zurück — nichts ist so sehr geeignet, uns in unserem Urtheile über Persönlichkeiten zu leiten, als das Auge des Menschen, dies thätigste und zarteste Verkehrsmittel für die Außenwelt.

Was der Sonnenstrahl für die Landschaft,

das ist der Blick des Auges für den Menschen. Er erschließt die Welt des Lebens und mißt die endlosen Grenzen des Raumes, — er enthüllt die Formen der Dinge und weckt die Gefühle des Inneren. Er führt einen unendlichen Reichthum in die Seele ein und spiegelt ihn wieder nach Außen. Er ist die Fackel, mit der wir in das Innere des Herzens dringen, wenn die Lippe schweigt und das Wort lügt. Er spiegelt die Schatten unedler Triebe und das Feuer versteckter Leidenschaft, den matten Schimmer der Hoffnung, den zuckenden Blitz raschen Entschlusses, das klare Licht forschenden Denkens. Er gebietet stumm und ernst, straft und mahnt, tröstet und erheitert, segnet und flucht. Er spricht, wo das Gefühl keinen Ausdruck findet und der Gedanke vergeblich nach Worten ringt.

Im vollsten Genusse ihres Muskellebens bewegen sich die Augen in Bogenlinien. Darum schweift der freie männliche Blick in nach Oben gerichteten Bogen; — der bescheidene, verschämte weibliche Blick unter gesenkten Augenliedern in nach Unten gerichteten Bogen von Punkt zu Punkt. Wo aber der Blick bei stierem Auge geradelinig von einem Punkt zum andern streift, da verräth die Einseitigkeit der Bewegung auch eine geistige Einseitigkeit, Verlegenheit oder Befangenheit. Wo das Spiel der Augen entfesselt alle Grenzen überschreitet, wird der anmuthige lebensfrohe Blick zur sinnlich-verführerischen Trunkenheit.

Wie ein Blitz wird der Blick der Wuth, des Zornes auf seinen Gegenstand geschleudert. Mehr und mehr nähern sich die Axen des Sehens unter dem Antriebe der Sehn-

sucht, der Hoffnung, der Liebe, als wollten die Augen den Gegenstand des Sehens in ihren Bereich ziehen.

So vermag, was das Innere des Menschen bleibend oder vorübergehend bewegt, aus dem Auge erkannt zu werden; — so liest die Liebe ihren Himmel, der Haß seinen Fluch im Auge; — so ist der Blick der Ausdruck des Inneren — der beredteste Dolmetscher unserer Gefühle!

Und was hatte jener Blick Linda's nicht alles gesagt. Ach! — sie selbst war längst verschwunden .... und doch stand er noch vor Manuels Seele, der, — ein zweiter Moses — vom Berge Nebo in das gelobte Land schaute, das er doch nie selbst besitzen sollte!

So mochte wohl dem unbeweglich Dasitzenden eine halbe Stunde vergangen sein, als sich plötzlich eine zarte Hand auf seine Schulter legte. Manuel fuhr wie vom Donner gerührt empor. Es war die Königin.

Noch vor kurzer Zeit würde ihn dieser nächtliche Besuch nicht überrascht haben. Lagen doch seine Gemächer unter denjenigen der Königin, von welchen jene geheime, von aller Welt unbekannte Gallerie zu den seinen herabführte, deren Schlüssel einst Salvaterra der Duenna der Maria de Molina anvertraut hatte, da eine Seitentreppe derselben auch nach dem Thurme führte, den er bewohnte. Es waren demnach nur vier Personen, die um diese Gallerie wußten: Marie Louise und Manuel und — ohne daß diese es im entferntesten ahnten — Salvaterra und Donna Clara.

Mit der größten Ruhe und Sicherheit hatte Marie Louise daher bis in die letzte Zeit diese Verbindung be-

nutzen können, um ihren Günstling nächtlicherweile zu sehen. Jetzt aber, und namentlich seit die Gefahr des Vaterlandes, seit der Ruf „zu den Waffen", seit jener allgemeine nationale Aufschwung Beide aus ihren Verirrungen aufgerüttelt und sittlich erhebend auf sie eingewirkt hatte, — jetzt, da ihre gegenseitige Stellung in der That eine reinere geworden war, überraschte es Manuel nicht wenig, die Königin, gegen die Verabredung, um diese Stunde bei sich eintreten zu sehen.

Unwillkürlich war ihm daher, aufspringend und im Tone des Staunens, der Ausruf: „Majestät?" entschlüpft.

Aber die Königin lächelte trüb und sagte fast vorwurfsvoll mit der Gebärde des Abwehrens:

„Nicht doch, Manuel, nicht diesen Ton. Hat Dich der unselige Krieg jeden anderen Namen für mich vergessen lassen?"

„Nein, Marie!" — versetzte Godoy mild, und von der Weichheit ihrer bezaubernden Stimme ergriffen — „aber ich glaubte, Dein eigener Wille sei es gewesen, daß diese zarte Saite nicht angeschlagen werde."

„Läßt sich das Herz gebieten?" — frug die Königin. — „Aber beruhige Dich, Manuel, auch Marie Louise von Parma ist, seit sie die Krone dieses Landes trägt, Spanierin, — auch sie hat der kühne Flügelschlag nationaler Begeisterung gehoben, — sie ist stark genug, das Weib zu vergessen, wo es gilt sein ganzes Selbst mit männlicher Kraft einzusetzen. Muß ich aber deshalb vergessen, daß ich einen Freund habe, an dessen Seele sich die meine mit tausend Polypenarmen liebend angeklam=

mert? — Soll ich deshalb mit tiefem Seelenschmerze sehen, daß Dich von Tag zu Tag ein inneres Leiden auffallender niederbeugt? Ich komme als Freundin zum Freunde, wird er mich kalt zurückstoßen?"

Freundschaft! — welch' gefährliches Spiel treibt hier dies reizende Weib mit Dir. Ist es nicht das Kosen des Nachtfalters mit der lieblichen aber verkohlenden Flamme des Lichtes? Und wie schön stand sie im leichten weißen Nachtgewande vor ihm? wie drängten sich die üppigen Formen, in ihren zarten Wellenlinien, in ihrem zauberhaften Incarnate aus den prachtvollen Spitzen hervor?.... War es nicht, als ob sich eine Rosenknospe — umhaucht von einem ätherischen nebelartigen Dufte — zur vollen, tausendblättrigen Blüthe entfalte?

Armer Manuel! und unter solchem sinnverwirrenden Gewande reicht Dir die Freundschaft die Hand? — Freundschaft zwischen beiden Geschlechtern ist immer ein Hinführen auf die Zinne des Tempels, und nun gar hier, bei einem solchen Weibe, bei einer Königin und — nicht zu vergessen — bei solchen Erinnerungen!! — Armer Manuel! wer weiß ob hier ein Zeno seinem Stoicismus Ehre gemacht hätte, und Dir muthet das Schicksal zu, hier das moralische Gut als das höchste Gut anzuerkennen?

Und doch! Du thatest es! — Die Pulse flogen, die Augen hoben und senkten sich wie geblendet, die Hand zitterte, als Du sie der Königin reichtest, um sie auf dem Sessel Platz nehmen zu lassen, auf dem Du eben gesessen; .... aber das ist ja eben das Göttliche einer reinen, edlen und wahren Liebe, daß sie selbst die Feuerprobe zu

bestehen weiß, daß sie unser Herz mit einer Willenskraft erfüllt, die das sonst Unmögliche möglich macht.

Die schmerzliche Sehnsucht, nach seiner unvergeßlichen Linda, — das zum klaren Durchbruch gekommene Bewußtsein, nur mit ihr wahrhaft glücklich sein zu können, — die Reue sie so leicht aufgegeben zu haben, — der Gedanke, daß doch eigentlich gerade die Königin es gewesen sei, die sein Lebensglück zertreten, — der Aufschwung zum Edleren, den ihm die Ereignisse der letzten Zeit gegeben, ... dies Alles verlieh ihm die Kraft . . . . . nicht schwächer als die Königin zu sein.

„Marie" — sagte er daher, als sie sich niedergelassen — „welcher Sterbliche auf Erden dürfte sich rühmen eine so erhabene, liebenswürdige und zauberhafte Freundin zu besitzen, als ich? aber wem legte die Huld und Gnade dieser königlichen Freundin auch schwerere Pflichten auf, als mir? Du fragst nach den Falten meiner Stirne, und weißt, daß ich das Vaterland, daß ich Deinen Thron bedroht sehe? Soll ich da nicht erbeben? Gilt es hier nicht Alles zu vergessen, um das mir anvertraute Steuerruder des Staatsschiffes mit fester Hand zu leiten?"

„Und es wären nur Regierungssorgen, die die Stirne meines Manuels kräuselten?" — frug die Königin mit ungläubigem Lächeln.

„Leider sind sie begründet genug!" — entgegnete Godoy, sein Erröthen unter dem Aufsuchen der Depesche verbergend, die er vorhin erhalten.

„So muß es schlimm um unsere Sache stehen?" — frug die Königin weiter.

„Ich wünsche von Herzen" — sagte Manuel, in-

dem er den Brief Marie Louisen hinreichte — „ich könnte meiner königlichen Freundin eine willkommenere Botschaft bieten.“

„Mein Gott!“ — rief Jene in den Bericht schauend — „Fontàrabie genommen!“

„Und die Treffen in den Thälern von Bastan und Saint-Martial verloren.“

„Aber der Rückzug war geregelt .... die wallonischen Garden thaten Wunder der Tapferkeit ....“

„Es bleibt ein Rückzug und die Truppen der Republik haben die Grenze des Königreiches überschritten!“

„Sie müssen wieder geworfen werden!“

„So Gott will! Indeß wird schon der moralische Eindruck ungünstig wirken .... und unsere Feinde im Herzen des Reiches werden ihn benutzen!“

„Und der Herzog von Alcudia wird sie, gestützt auf seine königliche Freundin, zu Schande machen!“ — rief heiter die Königin. Dann faßte sie Godoys beide Hände und zog ihn sanft zu sich nieder, so daß er sich knieend vor ihr auf den Sammetschemel niederlassen und seine Arme auf ihren Schooß legen mußte. Es war eine reizende Gruppe. Sie sah es selbst in einem großen gegenüberliegenden Spiegel, lächelte, strich mit ihrer weißen zarten Hand die dunklen Haare von Manuels Stirne zurück und sagte mit liebenswürdigem Leichtsinn:

„Lassen wir den unleidlichen Krieg und vertagen die Regierungssorgen bis zur morgenden Sitzung des großen Rathes von Castilien; was verloren ist, wird leicht wieder gewonnen. Heute dir, morgen mir! ist Fortunas Motto! Wer wird da gleich zum Melancholiker werden. Aufgeschaut, Herr Ritter,

und laßt uns von etwas Anderem plaudern, der kommende Tag soll uns um so entschiedener handeln sehen. A-propos! was sagt denn mein Manuel zu der Idee Ihrer königlichen Hoheit Marie Theresia von Bourbon, die Scene von neulich in ihr Album zu malen?"

„Je nun" — entgegnete der Gefragte unbefangen — „ich finde den Gedanken recht hübsch. Die Aufführung hat Ihrer königlichen Hoheit sicher Freude gemacht, und so dachte sie die Erinnerung durch ein Bild festzuhalten."

„Gewiß" — fuhr die Königin anscheinend gleichgültig fort, obgleich ein unbefangener Beobachter als Godoy hier ein schlaues, nicht von Aengstlichkeit freies Forschen gewahrt hätte — „und mit welchem Fleiße die Einzelheiten ausgearbeitet waren."

„Ein Beweis mehr für Donna Theresias Talent und Ausdauer."

„Sie war aber auch zum Entzücken schön als Andromeda!" — fuhr die Königin fort.

Manuel lächelte, dann sagte er: „Zum Entzücken schön? Ich glaube das war und ist nur Eine Persönlichkeit am Hofe, und ich möchte Diejenige sehen, die darin Ihrer Majestät der Königin den Rang streitig machen wollte."

„Schmeichler!" — versetzte Marie Louise erröthend und drückte einen leisen Kuß auf Manuels Stirne; dann sagte sie:

„Und wie findest Du die Prinzessin?"

„Sie ist ein ganz nettes Kind" — versetzte Godoy mit der größten Ruhe — „und ich muß gestehen, daß ich sie bis jetzt auch nur als ein solches ansah; obgleich seine

Majestät der König, wie ich glaube, demnächst eine Verbindung mit ihr und dem Prinzen von Neapel beabsichtigt."

„Möglich!" — entgegnete die Königin und athmete frei auf — „möglich, sie ist sechzehn Jahre alt und kann jeden Tag eine Parthie eingehen. Uebrigens theile ich Deine Meinung; ich sah niemals eine unbedeutendere Persönlichkeit. Ich glaube sie wird in schweigendem Gehorsam und ohne einen Seufzer Jedem die Hand reichen, der ihr zum Gemahl bestimmt wird."

„Bis die Reue mit der erwachenden Liebe zu spät ihr Herz zerreißt!" — setzte Godoy hinzu.

„Sie wird ein Opfer der Politik werden, wie wir Frauen alle, deren Wiege unter einem Baldachin steht," — versetzte Marie Louise. — „Aber sie wird dann nicht einmal Kraft und Genie genug haben, die Leere des Herzens durch Ehrgeiz auszufüllen oder mit kühner Hand die unseligen Fesseln der Convenienz zu zerbrechen und nach freier Wahl zu lieben. Nein!" — rief hier die Königin und umschlang mit erwachender Leidenschaftlichkeit den vor ihr knieenden Godoy — „sie wird keinen Manuel finden!"

„Und kein Sterblicher in ihr eine Marie Louise!" — ergänzte dieser, — mit fast übermenschlicher Gewalt seinen Sinnen gebietend, — „eine Marie Louise, in deren große Seele Gott die erhabene Idee senkte, für das Wohl und die Macht und die Größe Spaniens ihr eigenes Leben einzusetzen; — eine Idee, für die allein sie lebt und handelt; — eine Idee, deren Verwirklichung sie höher achtet, als Alles was das Leben sonst bieten kann; — eine Idee, die immer jung und wachsend ihr die Farb-

losigkeit des Erdendaseins verbirgt und sie auf den Gipfelpunkt menschlicher Größe stellt!"

Wenn unter unseren Füßen urplötzlich der Boden erbebt, — wenn eine geheimnißvolle unbekannte Naturmacht das Starre mit einemmale zum Beweglichen umschafft, und ein Augenblick die Illusion unseres ganzen früheren Lebens, — als stünden wir auf unerschütterlichem Grunde — zerstört, mit einem Worte die furchtbare Erscheinung eines Erdbebens uns über die Ruhe der Natur enttäuscht und wir uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt fühlen, wenn wir eben noch in die freundliche Sonne, die unerschöpfliche Quelle der Lust und des Lebens geschaut haben, und im selben Momente der Erde Schlund sich wie ein weites Grab öffnen sehen — dann mag uns ein Gefühl ergreifen, wie dasjenige war, was bei Godoys letzten Worten die Königin durchzuckte.

Das Blut däuchte ihr im ersten Augenblicke im Herzen zu Eis zu gerinnen, dann aber wie feuerflüssiges Metall wieder nach allen Adern auszuströmen. Sie fühlte, daß sie von Godoy an edlem Sinn überflügelt worden sei. Da erwachte ihr ganzer königlicher Stolz. Marie Louise wollte . . . . durfte gegen den Geliebten nicht zurückbleiben. Das Weib richtete sich an dem Manne empor, Edles an Edlem, Großes an Großem. Ueberwunden war die Leidenschaft und ruhig lächelnd sagte sie, indem sie sich langsam und mit unnachahmlicher Grazie aufrichtete:

„Und habe ich nicht in meinem Freunde einen mächtigen Verbündeten? — Ja Herzog" — setzte sie dann mit einem feuchten Blicke auf Godoy hinzu — „Sie haben

recht! nur die Aufrechthaltung dieser Idee, nur das Leben für sie, kann mir die Farblosigkeit des Erdendaseins verbergen. Reichen Sie mir die Hand .... wir wollen vereint dem großen Ziele entgegengehen."

Und ihre Hand Manuel zum Kusse reichend, wandte sich Marie Louise der geheimen Gallerie zu....... aber Beide, Godoy und die Königin, glaubten in die Erde sinken zu müssen ...... als sie im gleichen Momente eben von dorther das Geräusch eines Kommenden vernahmen.

„Gerechter Gott!" — riefen Beide leichenblaß wie aus einem Munde — „Wir sind verrathen!"

„Verloren!"

„Wenn es der König wäre!" — stammelte die Königin. — „Krone, Ehre, Leben stehen auf dem Spiele!"

Aber die Minute drängte. Ein anderer Ausgang war für die Königin nicht möglich. Mit dem Ausdruck eines Ertrinkenden überflogen ihre Blicke das Zimmer.

„Ha!" — schrie sie dann, mit einem Aufblitzen der Hoffnung und war im nächsten Augenblicke hinter dem schwerseidenen Vorhange des herzoglichen Bettes verschwunden.

Alcudia stand am Sessel, sich an dessen Lehne krampfhaft haltend, — blässer als Don Diego kurz zuvor vor dem Gerichte der Inquisition. Die Ueberraschung war zu furchtbar, die Gefahr zu entsetzlich, als daß nicht hier der kaltblütigste Mann die Besinnung hätte verlieren müssen.

Da öffnete sich geräuschlos die unglückselige Thüre und .... Salvaterra trat ein.

X.

Es liegt etwas tief Poetisches in dem Gedanken, die Pforten des Grabes sich öffnen und die Gestalt eines längst Verstorbenen — die Ruhe des Todes in den marmorenen Zügen — wieder unter die Lebenden treten zu sehen.

Hier nun schien dies in der That der Fall zu sein, und fast däuchte es Manuel eine solche Erscheinung, als er die lange, hagere Figur Salvaterras erblickte, mit dem blassen, knöchernen Gesichte, den unheimlich flackernden Augen und dem lippenlosen, scharf zusammengekniffenen Munde. Und war dies nicht Ruhe des Todes, die auf diesen Zügen lag? . . . . auf diesen Zügen, dem Ausdrucke eines bis zur Härte strengen, bis zur Starrheit consequenten Charakters.

Manuel hatte nie deutlicher als in diesem Momente gefühlt, daß es für Salvaterra ein Kleines sein müsse, mit einem schrecklichen Gleichmuthe über jedes Hinderniß — und wäre es auch ein Berg von Leichen — hinwegzuschreiten, wenn es gelte, ein einmal vorgestecktes Ziel zu erreichen.

Freilich waren bei Godoy im jetzigen Augenblicke alle diese Gedanken, Gefühle und Vorstellungen nur ein chaotisches Gemische, und sich noch immer, schwankenden Fußes, an der Lehne des Sessels haltend, bemerkte er nicht, wie Salvaterras durchdringender Blick mit Blitzesschnelle das ganze Zimmer wie suchend überflog und

dann, triumphirend aufflammend, auf dem unseligen Vorhange verharrte.

Aber es war dies Alles nur die Frucht einer Secunde, ... der Moment des Eintretens; schon in dem nächsten verbeugte sich Salvaterra ernst und achtungsvoll vor Manuel und sagte:

„Vergebung, Herzog! daß ich zu dieser Stunde und auf diesem Wege bei Eurer Hoheit eintrete. Ich fühle es, daß ich mich für Beides nicht nur zu entschuldigen habe, sondern daß es der Angabe triftiger Gründe bedarf, um mir Eurer Hoheit Vergebung für diese Kühnheit zu erflehen.“

„Hochwürden!“ — entgegnete Godoy, der sich indessen einigermaßen gefaßt hatte, — „sind mir, als Mann Gottes, stets willkommen; obgleich ich gestehen muß, daß mich die Art Eures Besuches um so mehr überrascht, als mir dieser Eingang in mein Zimmer bisher völlig fremd war.“

„Ich finde das begreiflich, Herr Herzog“ — versetzte der Beichtvater der Königin — „da ich überzeugt bin, daß von den beiden einzigen Schlüsseln, die jemals für diese geheime Gallerie existirten, nur noch der eine vorhanden ist, in dessen Besitz mich der Zufall setzte. Aber Hoheit, ich bin Euch schuldig, über den Zweck und die Art meines Kommens ausführlich Bericht zu erstatten; nur müßt Ihr dem Alter vergönnen, es mit Ruhe zu thun.“

„So nehmt Platz, Hochwürden!“ — sagte Godoy mit einem Ausdruck von Verzweiflung in der Stimme, und war eben bereit dem unwillkommenen Besucher einen

Sessel so hinzuschieben, daß er den Rücken nach dem Bette kehre .... aber .... war es Unglück, war es Fluch des Geschickes, Salvaterra saß bereits und unseligerweise mit dem Gesichte nach dem Vorhang.

Manuel perlte ein eiskalter Schweiß auf der Stirne. Er mußte folgen und sich auch niederlassen.

„Zuerst also meine Entschuldigung und die Gründe für mein Eindringen durch die geheime Pforte" — sagte der Beichtvater der Königin mit einer Ruhe, die Manuel fast wahnsinnig machte — „und dann erst, der Wichtigkeit wegen, den Zweck meines Besuches."

„Ich bin ganz Ohr!" — entgegnete unter heimlichen Verwünschungen der Minister.

„Nun denn" — fuhr Salvaterra fort — „Eurer Hoheit ist es nicht unbekannt, daß dieser Palast nach dem Brande von 1734 unter seiner höchstseligen Majestät Philipp V. durch den talentvollen Piemontesen Saguelts zum großen Theil wieder aufgebaut wurde. Da nun aber König Philipp damals in einem Liebesverhältnisse mit einem Hoffräulein der Königin stand, so ließ er durch Saguelts beim Aufbau dieses Flügels eine geheime Gallerie anlegen, durch welche er aus diesem Zimmer in die Nebengemächer der Königin gelangen konnte. Zu dieser Gallerie aber hatte nur Seine Majestät und die Dame seines Herzens einen Schlüssel, so künstlich gemacht, daß, einmal verloren, kein Anderer die Gallerie zu öffnen im Stande gewesen wäre. Nun aber soll seit dem Tode jener Dame der eine dieser Schlüssel in der That verschwunden sein, da sie ihn, auf das Herz gebunden, aus Eifersucht mit in das Grab genommen habe.

Manuel athmete hier hoch auf; konnte Salvaterra ja doch nach dem eben Gesagten nicht auf den Gedanken kommen, daß eben diese Gallerie durch ihn und die Königin zu einer gleich verbrecherischen Verbindung benutzt werde.

„Nun aber werden Eure Hoheit fragen" — fuhr Salvaterra mit seiner unzerstörbaren Ruhe fort — „wie ich in den Besitz des anderen Schlüssels und hinter das Geheimniß dieser Gallerie kam?"

„Keinesweges, Hochwürden!" — fiel hier Godoy rasch ein — „lassen wir das auf sich beruhen und kommen lieber, da es doch spät ist, auf den Zweck des Besuches."

„Vergebung, Herr Herzog" — versetzte der Beichtvater — „das könnte mich in ein falsches Licht stellen. Eure Hoheit muß wohl die Gnade haben, einen Mann, der in Ehren ergraut ist, auch hier seine Ehre vertheidigen zu lassen."

„Aber bei allen Heiligen! wer, Hochwürden, greift denn Eure Ehre an?" — rief Manuel.

„Wie?" — versetzte Salvaterra — „wenn nun seine Majestät erfahren würde, daß ich, im Besitz dieses Schlüssels, Zutritt zu den Gemächern der Königin hätte .... Gerechter Himmel! ich möchte seinen Zorn nicht sehen .... und was sollte die Welt denken!" ....

Godoy saß wie auf glühenden Kohlen; — jeder Luftzug machte ihn erbeben; denn wenn er auch recht gut wußte, daß Salvaterra sein Verhältniß zur Königin nicht unbekannt war, so hatte dieser doch noch keinen Beweis gegen ihn und Marie Louise in Händen; verrieth sich aber die Königin nur durch den leisesten Ton, so

waren Beide Angesichts Salvaterra's vernichtet und vollkommen in der Gewalt dieses herrschsüchtigen eisernen Charakters. Jede Minute ward daher für Manuel und gewiß auch für die Königin zu einer namenlosen Folter, und doch fuhr Salvaterra mit der größten Ruhe fort:

„So mag denn Eure Hoheit wissen, daß ich mich erst seit ganz Kurzem in dem Besitze dieses Schlüssels und Geheimnisses befinde. Als ich nämlich gestern einen alten Wandschrank in einem meiner Zimmer ausräume, treffe ich auf ein Kästchen von Ebenholz. Da dasselbe nicht verschlossen, öffne ich es und finde nebst mehreren Briefen König Philipps an Saguelts in Betreff des erwähnten Geheimnisses, auch den Schlüssel. Mein Vorsatz war, sämmtliches an seine Majestät auszuliefern, glücklicherweise vergesse ich es über die Geschäfte des Tages und so kam mir dieser Fund — als ich vor einer halben Stunde eine Nachricht erfahre, die sogleich und auf dem geheimsten Wege zu Eurer Hoheit Ohren gelangen mußte — fast wie ein Wink des Himmels vor."

„Und die Nachricht?" — frug Godoy, seine Ungeduld kaum verbergend.

„Sogleich!" — entgegnete Salvaterra, der heute zu Manuels Verzweiflung ganz gegen seine Gewohnheit gesprächig war. „Nur noch Eines muß ich erwähnen, so oft ich diesen Schloßtheil betrete, überfällt mich ein wahrhaftes Grauen, und die Entdeckung der geheimen Gallerie hat es mir neu erregt."

„Warum?"

„Kennen Eure Hoheit die Geschichte der Donna Antonia nicht?"

„Nein!“ — sagte Manuel zerstreut, und wußte kaum was er that; denn durch eine unwillkürliche Bewegung der Königin, wogte eben das schwere Seidenzeug des unseligen Bettvorhanges rauschend hin und her. Godoy erblaßte; ..... aber Salvaterra mußte es nicht bemerkt haben, obgleich es Manuel geschienen, als habe sein stechender Blick gerade in jenem verhängnißvollen Momente nach dem Versteck Marie Louisens geschielt.

„Nun!“ — fuhr Salvaterra fort — „an der Stelle, wo jetzt dieser Schloßflügel aufgeführt ist, stand früher ein bürgerliches Haus, das einem reichen, aber kränklichen und etwas eigensinnigen Kaufmanne gehörte, dessen Weib eben diese Donna Antonia — ein schönes Wesen von 24 Jahren war.“

„Aber Hochwürdigster ...“ — unterbrach hier Manuel den Sprechenden.

„Sogleich!“ — versetzte der Beichtvater — „nur noch wenige Worte. Diese Donna Antonia hatte immer sehr einsam gelebt, als ein junger Valencianer in ihr Haus zog, der an ihren Mann empfohlen war, um hier in Madrid den Gang der Rechtsgeschäfte zu studiren. Seine Figur verschaffte ihm bald Antonia's Gunst und alle damit verbundenen Rechte; doch der Mann entdeckte ihre Verbindung in den ersten Monaten, und vermochte den Valencianer durch ein gutmüthiges Anerbieten zur Abreise, ohne daß Antonia es hindern konnte. Ihre Briefe waren ihm indessen nachgefolgt; und die Liebe hatte sie so beredt gemacht, daß Don Juan nach drei Monaten endlich nachgab, sein Wort brach und heimlich nach Madrid zurückkam. Ihre Zusammenkünfte wurden nun

in einem dritten Hause gehalten, und seine Leidenschaft wuchs mit jedem Tage . . . . . Aber" — unterbrach sich hier der Sprechende — „Ihr seid ungeduldig, Hoheit!"

„Vergebt, Hochwürden" — versetzte Manuel — „ich gestehe es, ja. Ich habe noch wichtige Depeschen auszufertigen . . . . ."

„Dann will ich eilen, zu Ende zu kommen!" — versetzte Salvaterra mit der diabolischen Ruhe eines Henkers, der sein wimmerndes Opfer von einem Grade der Folter zum andern bringt. — „Ich kann nur mein Grauen an diesem Orte nicht überwinden, wenn ich der gepeinigten Seele nicht durch Worte Luft mache. Ihr werdet staunen, wohin die Verbrechen der Liebe den Menschen zu führen vermögen."

Salvaterra hielt einen Augenblick inne, als ausche er:

„War das nicht ein leiser Seufzer?" — sagte er dann zum Entsetzen Godoys wie träumerisch vor sich hin, indem er mit der knochendürren Hand über die hohe kahle Stirne fuhr. — „O ihr armen Seelen! habt Ihr für Eure Sünden noch keine Vergebung gefunden? Doch.... ich soll ja zu Ende kommen. Um jene Zeit also, da die sündige Liebe Antonias und Don Juans zum höchsten Gipfelpunkte der Leidenschaft gestiegen, verfinsterte der Böse ihre Seelen . . . . . Hört, Herzog, verfinsterte der Böse ihre Seelen, und um in ihren Freveln durch nichts mehr gestört zu werden, beschlossen sie den alten, kränklichen und langweiligen Ehegatten aus dem Wege zu räumen."

„Aber was soll denn . . . . ."

„Eine Sünde gibt der anderen die Hand, und Gott der Herr sprach einst zu Kain: „„Ist es nicht also? Wenn du fromm bist, so bist du angenehm; bist da aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thüre; aber laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie!““ Antonia und Don Juan thaten es nicht. Sie beschäftigten sich mit Plänen zur Ausführung ihres ruchlosen Vorhabens, als folgender Umstand, diese beschleunigte. Antonia hatte ihrem Cortejo eine ihrer Uhren geschenkt, die aber der Mann vermißte. Um ihn zu beruhigen, beschuldigte sie ein Kammermädchen, das sie entlassen hatte, des Diebstahls. Da will es die Fügung Gottes, daß der Kaufmann der Angeschuldigten zufällig begegne. Er macht dem Mädchen Vorwürfe und erfährt durch die Vertheidigung der Unschuldigen das ganze Geheimniß. Er nimmt sie mit sich nach Hause, versteckt sie hinter einen Bettvorhang, läßt seine Frau rufen, bringt das Gespräch auf den vorgeblichen Diebstahl, — und das Uebrige läßt sich errathen. Nun schien Alles verloren, — nur der Tod des Lästigen konnte die Liebenden sicher stellen.“

„Aber der Böse ist schlau, und weiß seinen Opfern die Hand zu bieten. Der Aerger hatte dem Kaufmann ein Fieber zugezogen, und er mußte das Bett hüten.“

„Da beschlossen die Beiden, den nächsten Sonntag die Domestiken aus dem Hause zu schicken und den Kranken völlig allein zu lassen. Die Oeffnung der Balconthüre sollte für den wartenden Cortejo das Zeichen sein. Alles geschah. Mit einem Dolche bewaffnet, schlich dieser in der Dämmerung in das Zimmer, stürzte über den schlummernden Kranken her, gab ihm mehrere Stiche in die

Brust, und entsprang. Aber der Ermordete hatte um Hülfe geschrieen, und ein kleines Mädchen, die bei ihrer Tante Antonia war, wollte es gehört haben. Das Geräusch des fliehenden Mörders macht das Kind abermals aufmerksam; sie eilt in das Zimmer des Onkels, sieht ihn im Blute liegen, und ruft Antonia herbei. Ihr könnt denken, Herzog, wie diese vor den versammelten Haufen die Rolle der Verzweifelten spielte. Juan war unterdessen bis an das Thor von Toledo gekommen, als er sich ohne Geld fand. Er eilte demnach in sein Logis zurück, um sich damit zu versehen, erinnerte sich indessen an die mögliche Verlegenheit seiner Mitschuldigen, und beschloß in seinem Hause ihre Nachrichten abzuwarten."

„Zwei Tage waren vergangen. Das Gerücht von der Ermordung hatte sich in ganz Madrid verbreitet, als jenes Kammermädchen, das um die Verbindung ihrer ehemaligen Herrschaft wußte, ihren Beichtvater nach Christenpflicht davon unterrichtete. Auf seinen Rath mußte sie die ganze Sache dem Alcade major entdecken, und der Verdacht wurde durch einen aufgefangenen Brief vollends bestätigt. Man zog die beiden Schuldigen ein. Juan gestand in dem ersten Verhöre, und Antonia, die anfangs geläugnet hatte, war überwiesen. Der Prozeß dauerte vier Monate, das Urtheil erkannte auf den Strang. Antonia war anfangs über das Geständniß ihres Mitschuldigen wüthend geworden und hatte ihn mit Vorwürfen überhäuft; jetzt aber schien ihre ganze Liebe zurückzukehren. Man las ihr das Urtheil vor. „Y Don Juan tendra la misma suerta?" *) fragte sie. Man bejahte es. Da

*) „Und Don Juan hat dasselbe Urtheil?"

sagte sie: „Pues Sennores, la siento mucho mas, que la mia“ *) — und sank ihn Ohnmacht.“

„Unterdessen war der Tag der Hinrichtung erschienen und das Schaffot auf der „Plaza mayor“ errichtet worden. Nachdem die Unglücklichen noch in der Dominikanerkapelle communicirt hatten, wurden sie in der Mitte der bekannten Bruderschaft del Refugio hinausgeführt. Beide waren schwarz gekleidet, und Antonia weinte, sie wollte Don Juan noch einmal umarmen, er wendete sich aber erbittert von ihr ab, denn .... nach vollbrachter Sünde haßt der Verführte den Verführer. Endlich beredete ihn der Geistliche nachzugeben. Sie hatte es sich als eine Gnade ausgebeten, von ihm erdrosselt zu werden; da aber der Befehl gegeben war, beide Executionen in demselben Augenblicke zu vollziehen, so hatten Beide ihren eigenen Sitz. Als man Juan den Strick umlegte, wurde er bleich ... so bleich .... so bleich, Herzog, wie Ihr jetzt seid. Antonia aber, — noch in dem letzten Augenblick schön zum Verführen — setzte sich mit Anstand nieder, kehrte das Gesicht ihm zu .... und war in einer Minute gerichtet!“

Es gibt Zeiten und Situationen im Leben, die so furchtbar nerven- und phantasieaufregend auf uns einwirken, daß uns jedes auch nur halb bezügliche Wort tief in die Seele bohrt, ja vernichtend trifft. So ging es hier auch Manuel und der Königin mit der Erzählung

*) „Nun, meine Herren, das schmerzt mich mehr, als das meinige.“

Salvaterra's, obgleich diese eigentlich ja nur wenig auf ihr Verhältniß paßte. Aber die dumpfe Ahnung, daß dies Alles doch mit Beziehung gesagt sei, und das Bewußtsein der halben Schuld: — sodann die Worte: „so bleich, Herzog, wie Ihr jetzt seid!" und endlich die natürliche und menschliche Theilnahme an dem gräßlichen Schicksale jenes unglücklichen Paares, alles dies verwirrte, traf und folterte Godoy und die Königin so furchtbar, daß ihre Lage eine wahrhaft höllische war.

Würde die Königin — dieses sonst so feste, herrschgewohnte und stolze Weib — gleich im Anfang geahnt haben, daß es Salvaterra sei, der sie so ungelegen zu überraschen kam, sie wäre sicher geblieben, und hätte dem Verwegnen mit fester Stirne Trotz geboten. Aber konnte es denn nicht der König sein? Und jetzt war es zu spät, um den Platz zu verlassen, den sie noch dazu in der Eile und Verwirrung so unglücklich gewählt hatte.

Gleich einem Schlachtopfer, das mit gebundenen Händen und Füßen an den Stufen des Altars liegt, und regungslos den Todesstoß empfängt, mußte daher auch sie ausharren und in ihrer peinlichen Lage, die noch durch Schaam und gekränkten Stolz erhöht wurde, Schlag auf Schlag von Salvaterra's Worten getroffen werden. Es war eine Stunde der Pein, wie man sie niemals in seinem Leben wieder vergißt!

Und Salvaterra war kälter, ruhiger, schrecklicher denn je; eben deshalb aber auch um so mehr im Uebergewicht gegen Manuel, der um der Königin willen doppelt, dreifach, hundertfach litt, und seinen sonst so

sicheren Takt, — sein sonst so klares Bewußtsein ganz verloren hatte.

Er stotterte daher auch verwirrte Dinge, als der Beichtvater der Königin seine Erzählung geendet hatte; Salvaterra aber that, als ob er es nicht merke und sagte:

„Doch ich muß um Vergebung bitten, Hoheit, daß ich Euch mit so kindischen Dingen aufhalte. Ich fühle, auch der stärkste Nacken muß sich den Gesetzen der Natur beugen; auch den sonst so stummen Salvaterra macht das Alter geschwätzig. — Also zur Sache, und in ihrer Wichtigkeit für Eure Hoheit, liegt gewiß auch die vollkommenste Entschuldigung für mein allzu kühnes Eindringen zu solcher Stunde in Euer Schlafgemach. Herzog! — ohne mich, — ohne die schützende Hand des „Unsichtbaren", der Euch so weit geführt . . . . . wart Ihr verloren! Schon sind die Dolche geschliffen, die Eure Brust durchbohren sollten!"

Es ist eigenthümlich, wie eine Gefahr, die ganz entschieden vor uns tritt, wenn sie uns allein bedroht, uns oft weniger erschreckt, als mit einem freudigen Muthe anregt. Es ist dann, so zu sagen, eine Herausforderung des Geschicks an unsere ganze moralische und physische Kraft, die jedes ritterliche Herz freudig annimmt. So ging es auch Manuel. Die letzten Worte Salvaterra's riefen ihn zu sich selbst zurück. Hier galt es einen persönlichen Kampf mit dem Schicksale; — er war wieder Mann!

„Die Dolche?" — sagte er daher ruhig — „also Meuchelmörder? Ich hatte gehofft mir des Volkes Liebe zu verdienen, nicht seinen Haß!"

„Auch werden sie nicht vom Volke geschliffen, sondern ihm nur in die Hand gedrückt!“ — versetzte Jener.

„Erklärt Euch, hochwürdiger Herr!“ — bat Godoy.

„Gut denn!“ — versetzte Salvaterra. — „Eine halbe Stunde bevor ich bei Eurer Hoheit eintrat, erfuhr ich, daß die Camarilla den Prinz von Asturien, den General Grafen Castanos, die Herzogin von Feria und namentlich Euren erbittertsten Feind, den Fürsten Marantea an der Spitze . . . . .“

„Ich kann Euch noch Einige dazu nennen,“ — unterbrach Manuel den Sprechenden — „den Herzog San Carlos, Escoiquiz und Ceballos . . .“

„Daß diese“ — fuhr der Beichtvater der Königin fort — „sich gegen Euch verschworen haben.“

„Ich kenne das von der Geschichte mit Aranda her.“

„Aber, Hoheit, Ihr wißt doch wahrscheinlich nicht, daß eben dieselben Leute das Volk von Madrid gegen Euch aufreizen und beschlossen haben, Euch in einem völlig organisirten Aufstande ermorden zu lassen.“

Es war gut, daß bei diesen Worten die Aufmerksamkeit der beiden Männer von dem Verstecke der Königin auf Momente abgeleitet war; denn Marie Luise hatte die Gefahr, von welcher sie plötzlich ihren Liebling bedroht sah, so überrascht, daß sie unwillkürlich zusammenzuckte und sich die Bewegung dem seidenen Versteck selbst mittheilte.

Manuel blieb weniger berührt. Er hatte so etwas schon längst erwartet und sagte daher nur:

„Haben Eure Hochwürden dafür Beweise?“

„Ja!“

„So werde ich die Sache morgen frühe Seiner Majestät vorlegen.“

„Und der Prinz von Asturien?“

„Für ihn sorge ich.“

„Und glaubt Ihr, Herzog, damit sei die Sache abgemacht? Denkt Ihr nicht daran, daß eine solche Verschwörung ihre Verzweigungen durch einen großen Theil des Adels und der Grandezza hat? und daß jeder Gewaltstreich die Verschworenen zu Märtyrern und Euch zum Tyrannen stempelt? — Nein, Hoheit, überlaßt die Sache dem „Unsichtbaren.“ Entdecken mußte ich sie Euch sogleich, damit Ihr vorbereitet seid und mit mir Hand in Hand gehen könnt. Das Weitere überlaßt mir. Der Aufruhr muß ausbrechen; dann ergreifen wir die Frevler auf der That und Ihr seid der Märtyrer und Jene die Tyrannen!“

Godoy sah die Richtigkeit dieses Calculs leicht ein, und da er ja aus der eigenen Erfahrung an sich selbst wußte, daß Salvaterra ein Meister in der Leitung solcher Intriguen sei, vertraute er ihm gern, während ihn sein edles Herz zur Dankbarkeit trieb. Er reichte daher Jenem die Hand und sagte:

„Hochwürdigster, ich vertraue Euch ganz, und sage Euch meinen innigsten Dank für die Nachricht. Rechnet auf meine Dankbarkeit.“

„Das that ich schon“ — versetzte Salvaterra mit seiner eisigen Ruhe — „ich glaube, wenn ich die Dolche der Verräther zum zweiten Male von Eurer Brust abhielt, darf ich zum gerechten Lohne auf die Gewährung einer Bitte rechnen!“

„Ich werde morgen — außer in zwei Fällen — jeden Eurer Wünsche gern erfüllen!“ — rief Manuel — „aber jetzt . . . .“

„Gerade jetzt“ — versetzte der Beichtvater der Königin mit einem Ernste und einer Härte, die Manuel frappirte — „gerade jetzt möchte ich die Zusicherung . . . .“

„Salvaterra!“ — rief Godoy abwehrend.

„Der Wiedereinführung des Jesuitenordens.“

„Niemals!“

„Niemals?!“ — wiederholte Salvaterra und seine Haltung ward sichtbar drohender und seine stechenden, hyänenartigen Blicke durchbohrten bald Manuel, bald schweiften sie wie lechzend nach dem Vorhange, so daß Godoy in seinem Innersten erbebte, während ihm ein furchtbares Licht über des Beichtigers Erscheinung aufzugehen anfing.

„Salvaterra!“ — rief er daher — „ich weiß, was ich Euch zu danken habe, und bin gerne bereit, Euch Alles zu opfern, was in meinen Kräften steht und sich mit meiner Ehre und mit meinem Gewissen verträgt. Aber dies Verlangen kann ich nicht erfüllen. Ich habe es Euch schon tausendmal gesagt . . . . mit tausend Gründen belegt. Ich betrachte die Vertreibung der Jesuiten und die Beschränkung der Inquisition als die beiden größten Thaten Florida-Blancas, und werde nie meinen Namen dadurch brandmarken, daß ich vernichte, was dieser Großes und für das Vaterland Segensreiches geschaffen hat.“

„Und ich, Herzog!“ — sagte Salvaterra mit einer vernichtenden Hoheit und Ruhe — „und ich habe

Euch meine Gründe für diese beiden Maßregeln gesagt, und frage zum letzten Male: Wollt Ihr die Zurückberufung der heiligen Väter der Gesellschaft Jesu unterzeichnen?"

„Nein!" — rief zornsprühend Manuel.

„Noch einmal! wollt Ihr" — frug Salvaterra.

„Nein! und ewig nein!" — entgegnete Godoy, indem er das Papier zurückstieß, das ihm Jener zur Unterschrift hinhielt.

In diesem Augenblicke rauschte leise das Seidenzeug des Vorhanges.

„Was ist das?" — rief Salvaterra — „War das nicht ein Geräusch?"

„Ich hörte nichts!" — entgegnete Manuel erblassend.

„Doch! doch!" — versetzte der königliche Beichtvater — „ich habe in solchen Dingen ein scharfes Gehör."

„Ihr irrt! — Wer sollte, wer könnte hier sein?" — meinte der Herzog.

„Ich weiß nicht wer" — versetzte Salvaterra — „aber wir reden von Staatsgeschäften, die kein Ohr außer uns hören darf!" — Und mit diesen Worten schritt er gerade auf das herzogliche Bett zu, und hob — ehe ihm Godoy den Weg vertreten konnte — den Vorhang auf.

Es war ein furchtbarer Moment! — — — Godoy — außer sich und jeder Besinnung beraubt — hatte nach einem Dolche gegriffen, um den Zudringlichen nieder zu stoßen, als ihm das Bild der sterbenden Antonia vor die Seele trat. Wie vom Blitze getroffen, wankte er zurück, den Dolch zur Erde gleiten lassend und sich an der Rücklehne eines Sessels haltend.

Die Königin stand zitternd, bleich wie der Tod, aber durch eine riesige Anstrengung aller ihrer Kräfte, hoch aufgerichtet, während sich Salvaterra, scheinbar überrascht, mit heuchlerischer Demuth vor ihr beugte.

In demselben Augenblicke hörte man aber auch — von dem Hauptgange her, der zu Manuels Zimmern führte — das Aufstoßen der Hellebarden, während Godoy's Kammerdiener heftig an die verschlossene Thüre pochte.

„Wer da?“ — rief Manuel.

„Seine Majestät der König kommen!“ — entgegnete der Kammerdiener fast athemlos.

Da tönte es bei Salvaterra, Manuel und der Königin wie aus einem Munde: „Der König!“ Für Marie Louise aber war dieser neue Sturm zu viel; abgemattet von Allem dem, was sie diese Nacht schon überwunden, brach sie ohnmächtig zusammen und sank in Salvaterras Armen. Aber auch Salvaterra mußte es darauf ankommen, das Alleräußerste zu vermeiden; Manuel und die Königin waren ja doch jetzt unrettbar in seinen Händen. Rasch hob er daher, mit einer Kraft, die Niemand ihm zugetraut hätte, die Ohnmächtige auf seinen Arm und verschwand durch die geheime Thüre.

Manuel schwankte nach der Hauptthüre und öffnete. Zwei Minuten später trat der König ein. Er hatte nicht schlafen können und wollte sich mit Manuel über die Jagd unterhalten.

XI.

„Endlich!“ — sagte Diego Vera, der auf einem schönen und kräftigen Thiere ritt, das vielleicht ein Nachkommen dessen war, das einst Sancho, den Berühmten, getragen, zu sich selbst, als er bei hereinbrechender Dämmerung nicht gar weit entfernt ein kleines, höchst ärmlich aussehendes Dorf erblickte — „endlich wird sich ja doch ein Quartier finden. In diesem Neste vermuthet uns Niemand. Es wird zwar schlecht genug dort aussehen — aber — Noth bricht Eisen und hier müssen zwei Mücken mit einer Klappe geschlagen werden. Salvaterra und Florida-Blanca! wie kommt Ihr zusammen! — Da sage noch Einer man könne nicht zweien Herren auf einmal dienen. Freilich“ — setzte er, sein Thier antreibend, hinzu — „wenn der Großinquisitor Wind bekäme, welche Nebengeschäfte meine Wenigkeit bei seinen Aufträgen übernimmt, es könnte ....“ hier biß sich Diego auf die Lippen, zog die Augenbrauen hoch hinauf und machte mit der rechten Hand eine Bewegung um den Hals, die nicht undeutlich auf eine Expedition per Strick hindeutete.

In der That schien er denn auch über diesen sehr ernsten Gegenstand ernst nachzudenken, denn er stellte das Selbstgespräch ein und bemerkte es kaum, als er nach kurzer Zeit das Dorf erreicht hatte.

Das Oertchen, auf dem Wege von Madrid nach Saragossa gelegen, trug in der That, wie die meisten spanischen Ortschaften, das Gepräge der größten Armuth. Im ganzen Neste war keine Glasscheibe aufzufinden, außer

im Hause des Geistlichen, und das Aeußere und Innere der Posada ließ auf das Weitere schließen. Bei Diegos Eintreten in den Raum, der, nach dortiger Sitte, Gaststube, Küche, Wohn- und Schlafgemach zu gleicher Zeit vertrat, fand er eine wahre Jammerscene. Neben dem Feuer, das auf dem halbverfallenen Heerde brannte, stand eine alte Bettstelle mit Säcken voll Maisblättern, auf welchen zwei pockenkranke Kinder lagen, die mit einem Schaafspelze zugedeckt waren. In der andern Ecke sah man eine Wöchnerin und einen Säugling mit ausbrechenden Pocken. Ein anderer Knabe, der sie überstanden hatte, war um ein Auge gekommen, und der Vater, der mit Hülfe der jüngsten Tochter die Wirthschaft führte, hatte sich den Arm ausgefallen. Dazu kam die äußerste Armuth; der Mangel an allen Bequemlichkeiten, an allen Erquickungen und Hülfsmitteln. Da war weder an Reinlichkeit noch an passende Lebensmittel zu denken, und statt aller Medicin, sah Diego nichts als einen Trank von Malven mit Oxymel.

Der Vater that indessen, was er mit einem Arme konnte; seine liebreiche Bereitwilligkeit ermüdete keinen Augenblick. Und hier mußte man gestehen, daß es eine Seelengröße gibt, die sich nur andeuten läßt, aber die unwillkürlich fesselt.

Diego, der unter so eigenthümlicher Hülle ein menschenfreundliches Herz verbarg, that für die Unglücklichen was er konnte, und erst als dies geschehen, dachte er an sich und den Grund, warum er hier eingekehrt. Auf seine Frage: ob er hier nicht für sich und einige

Freunde, die nachkommen würden, Nachtquartier erhalten könne, sagte der Wirth zu seiner Freude:

„Wenn Eure Gnaden nur Obdach und Lager verlangen, kann ich beides geben!“

„Das ist schön!“ — meinte Diego, warf aber doch einen zweifelnden Blick auf die Umgebung — „obgleich es mir scheint, als ob hier keine zwei Personen mehr unterzubringen seien.“

„Hier freilich nicht!“ — sagte der Wirth, mit nicht zu verkennendem Stolze, — „aber neben an sind Zimmer und Betten für zwanzig Personen.“

Diego erschrack, denn er hielt den armen Teufel für närrisch; da dieser ihm aber ganz ernst winkte, so folgte er ihm, mehr aus Mitleid als in der Hoffnung das Versprochene zu finden.

Als sie in den Hof kamen, der die zerfallene Posada von einem noch weit zerfalleneren Klostergebäude trennte, gewahrte der Doctor einen Haufen Menschen, der sich um ein Maulthier gesammelt hatte und hörte zu seinem großen Mißvergnügen und nicht geringeren Staunen, daß dies auch Gäste seien, die, wegen einem beherten Thiere, hier über Nacht zu bleiben sich gezwungen sähen.

Diego hätte geschworen in diesem Neste keine Seele im Nachtquartier zu finden, und hatte gerade darum dieses Dorf gewählt, da ihm Alles darauf ankommen mußte, nebst seinen nachfolgenden Freunden, nicht erkannt zu werden, und jetzt zerfiel diese ganze so unendlich wichtige Voraussetzung durch einen Zufall. Weiter konnte er nicht, da einmal jede andere Station noch weniger Sicherheit bot, und dann auch Arenas de los Cabal-

leros als Punkt des Zusammentreffens den Freunden bezeichnet war.

Aber schon hatte auch des Doktors Geist ein lichter Gedanke durchzuckt.

„Ein behertes Maulthier?“ — sagte er zum Wirthe — „das muß ich sehen!“ und denselben bei dem noch gesunden Arme fassend zog er ihn in den Kreis.

Hier aber standen an zwölf Arrieros um ein Maulthier, das, den Kopf kläglich senkend, mit einer Menge Heiligenbilder und Rosenkränze behängt, einen wunderbaren Anblick gewährte.

„Was ist zu machen?“ — sagte eben einer der gelbbraunen Männer mit den struppigen schwarzen Bärten und zerrissenen Mänteln — „wir sollten morgen schon in Madrid sein, und das verdammte Thier hält den ganzen Zug auf, so daß wir beim Himmel unsere Waaren zweimal vier und zwanzig Stunden später liefern.“

„Jesus Maria!“ — rief ein Anderer und fuhr sich verzweiflungsvoll in die Haare — „wir verlieren die ganze Fracht.“

„So sollen denn auch alle Heiligen verflucht sein!“ — stieß der Dritte zornig aus und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. — „Hab' ich nicht ihre Bilder an dem Satan aufgehängt, als sollt' er das Allerheiligste tragen?“

„Und die geweihten Rosenkränze dazu?“

„Er ist eben behert. Ruft den Pfaffen, daß er den Teufel austreibt, oder wir kommen diese Nacht wieder nicht fort.“

„Vermaledeite Geschichte!“ — schrie wieder der Erste dazwischen — „Ihr hört ja: der Pfaff ist über Land!“

Und nun brach eine Sündfluth von Schimpfworten und spöttischen Bemerkungen, die oft der derbsten Natur waren, über den Geistlichen los. Grauchen aber stand unbeweglich mit schlappen Ohren, offenem Maule und hängendem Schwanze.

Unterdessen hatte Diego von einem neben ihm stehenden Arrieros vernommen, daß die Truppe Tags vorher eine übermäßig weite Tour gemacht hatte. Das Thier war also übertrieben worden und litt jetzt, wie der Doctor an mehreren Symptomen leicht erkannte, an Harnzwang. Da Diego indessen seine Landsleute kannte, und wußte, daß sie ihn eher als einen Ketzer steinigen, als von dem Glauben abgehen würden, daß das Thier behext sei, zog er die Kohlenstriche seiner Augenbrauen ernst zusammen, gab sich eine höchst wichtige Miene, trat in den Kreis und sagte pathetisch:

„Meine Freunde! Ich sehe mit Schmerz und Bedauern, daß Euch der Satan einen üblen Streich gespielt hat. Euer Thier ist behext und Ihr könnt nicht fort. Der Geistliche des Ortes ist nicht da und Ihr wißt Euch nicht Rath. Wollt Ihr mir vertrauen, so will ich den Bösen exorciren?"

„Ja!" riefen sogleich mehrere Stimmen.

„Das ist schön, Herr!"

„Macht Platz!"

„Gut!" — sagte Diego gravitätisch — „so führt das Thier unter den Thorweg und kehrt es mit dem Kopfe der Kirche zu!"

Da war es, als ob ein General commandirt hätte; vierundzwanzig Hände waren sofort bemüht, den eigensin=

nigen Esel um einige Schritte weiter zu bringen. Als diese schwierige Operation vollendet war, fuhr Diego fort:

„Jetzt, meine Freunde, schafft einen tüchtigen Kübel mit Weihwasser herbei!"

Es geschah, und nun fing der Doctor unter dumpfem Hermurmeln unverständlicher Worte an, das Thier am ganzen Leibe mit dem kalten Wasser zu begießen. Die Menge verharrte in andächtigem Schweigen und siehe da, nach einer Viertelstunde fing das Thier an den Kopf zu heben, die Ohren zu recken und das ihm vorgelegte Futter zu fressen.

Da kannte der Jubel der Arrieros keine Gränzen, der Doctor wanderte aus einem Arm in den andern. Jeder wollte ihm etwas geben und selbst der Wirth hatte mit fast furchtsamer Ehrerbietung seine Mütze gezogen. Diego aber dachte, als die Menge jauchzend abzog: „Heilige Einfalt! so vergötterst du deine eigene Dummheit! Ich bin Euch jetzt ein Wunderthäter, und warum? Weil ich erkannte, das das Thier an Harnzwang litt und ihm durch Begießung mit kaltem Wasser Linderung schaffte. Nun!" — fuhr er dann heiter fort — „die Luft ist doch jetzt rein geworden — wir haben jetzt nicht mehr zu fürchten, verrathen zu werden."

Unterdessen war der Wirth, der die Arrieros bis zum Thore begleitet hatte, zurückgekommen und lud nun unter respektvollen Verbeugungen Diego ein, die Localitäten einzusehen, in welchen er — seiner großartigen Behauptung zufolge — zwanzig Personen unterbringen wollte.

Da ergab es sich denn nun freilich bald, daß die

Behauptung eine ächt spanische gewesen; denn die Räumlichkeiten waren nichts anderes, als mehrere halb oder dreiviertel verfallene Zellen des alten Klosters und die Betten . . . . . elende Säcke, mit Maisblätter gefüllt.

Der Doctor konnte sich eines Lächelns nicht enthalten; da er aber mehr einen Versteck, als ein bequemes Quartier suchte, so waren ihm diese Ruinen gerade willkommen und nur der gänzliche Mangel an allen Lebensmitteln — einige eingepöckelte Sardinas ausgenommen — machte ihm eben Sorge, als sich das Getrappel von mehreren Pferden hören ließ, und ein lautes Pochen an dem Thore der Posada verkündete, daß man Einlaß begehre.

Sogleich eilte der Wirth hinunter, den neuen Gästen zu öffnen, Diego aber trat hochklopfenden Herzens an ein Fenster; denn wer konnte es anders sein, als die erwarteten Freunde — wer anders als Anselmo und der Gefangene von Pamplona, der verabredeter Weise auf seiner Flucht hier übernachten sollte. Wer aber beschreibt des Doctors Schrecken, als er statt dieser drei königliche Dragoner von den Pferden steigen sah. Sein erster Gedanke war: Verrath! sein zweiter: die Rettung der Freunde. Sollte diese jedoch unter den jetzt obwaltenden Umständen durchgesetzt werden, galt es, sie so lange von der Posada ferne zu halten, bis sich die Dragoner entfernt haben würden. Diego benutzte also die bereits eingetretene Dämmerung, um sich ungesehen in den Hof herabzuschleichen und von da an auf die Landstraße zu kommen. Ungefähr hundert Schritte außerhalb des Thores von Arenas de los Caballeros befand sich eine Kapelle; dort wollte er

dann die Flüchtlinge erwarten und so lange verborgen halten, bis es in der Posada wieder stille sei.

Gedacht, gethan! Schon aber war der Doctor auf der Straße, als es ihm einfiel, daß er auf diese Art den Verdacht möglicherweise erst recht erregen und somit nicht nur die ganze Sache verderben könne, sondern daß ja die Dragoner vielleicht auch nur ein Zufall hieher geführt habe und somit gar keine Gefahr vorhanden sei. Das Klügste war also, ehe er nach der Kapelle eilte, sich noch einmal mit scheinbarer Ruhe und Sicherheit dem Wirthe zu zeigen und bei ihm nach der Absicht der Reiter zu forschen. Eben war Diego Vera auch im Begriffe dies auszuführen, als er sich von hinten am Arm gepackt fühlte. Sein Blut erstarrte, aber eben so schnell heiterten sich auch wieder seine finster gewordenen Züge auf, als er in das Antlitz seines Wirthes sah.

„Herr!" — sagte dieser zu gleicher Zeit leise und ängstlich — „Ihr habt vor einer halben Stunde den Satan aus dem Beherten escortirt und Anderen geholfen, nach guter Christen Art, und darum muß man allen Respect vor Euch haben, darum komme ich auch Euch zu warnen. Jetzt ist der „Gott sei bei uns" bei Euch hier eingezogen und zwar in Gestalt der Dragoner, jetzt...."

„Nun?" — frug der Doctor, dessen Erblassen nur die Dämmerung verbarg und der doch nicht erschrocken erscheinen wollte — „das möchte doch wohl auf einer Täuschung beruhen. Was sollten die königlichen Reiter von mir wollen? Ich bin weder Franzose, noch ein französisch gesinnter Spion, — ich habe . . ."

„Ich weiß nicht wer Ihr seid und was Ihr gethan

habt!" — fuhr der Wirth fort — „aber ich mag Euch nun einmal leiden, weil Ihr so bereitwillig den armen Arrieros geholfen habt, und darum sage ich Euch: macht Euch aus dem Staube, denn schon hat Einer von den Dreien nach Euch auf höchst verdächtige Weise gefragt?"

„Nach mir?" — rief Diego entsetzt, denn es galt ja mehr die Flüchtlinge, als ihn.

„Nach Euch" — fuhr der Wirth fort.

„Und was sagten sie!"

„Ist ein Mensch da, sagte der Eine unter ihuen, der verdächtig aussieht?"

„Verdächtig!" — brummte Diego nach.

„Ja, ja!" — flüsterte der Wirth — „verdächtig. Kleine Gestalt, Kopf etwas in den Schultern", sagte er..."

„Richtig!"

„Augenbrauen auffallend dick und schwarz ...."

„Auf ein Haar!"

„Ein Mensch, sagte er, der Thierarzt ist."

„Hm!"

„Den, sagte er, sollen wir einstecken?"

„Einstecken?" — rief Diego.

„Einstecken, sagte er!" — erwiederte der Wirth.

„Nun, das wäre freilich ziemlich deutlich!" — meinte Diego — „aber was zu machen?"

In demselben Augenblicke hörte man von der Landstraße von Madrid her, abermals den Lärm von Pferdehufen, und zwar schien es diesmal als nahe ein ganzes Reiterregiment. Diego, der doch sonst kühn und muthig war, glaubte in die Erde sinken zu müssen, denn hier war kein Zweifel mehr: des Gefangenen Flucht mußte entdeckt,

seine Spur gefunden und er wohl gar schon in der Hand der Feinde sein.

Indeß auch diesmal sollte Diego mit dem Schrecken davon kommen. Zwei Minnten später hielt kein Reiterregiment, sondern ein Reisewagen mit sechs Maulthieren bespannt und von einem kleinen Trupp königlicher Leibgarden umgeben vor der Posada.

„Frische Thiere!" — kommandirte eine barsche Stimme.

Der Wirth vor Schrecken halb todt, eilte hinaus, denn er hatte ja in seiner Posada keine Katze zu eigen, geschweige ein Maulthier.

„Verdammt!" — hörte man den Kommandirenden rufen — „Seine Hoheit, der Herr Herzog von Alcudia hat Eile, und keine Thiere . . . . aber, Schurke, ich höre ja eben, daß Du doch drei Pferde und einen Esel im Stalle hast!"

„Halten zu Gnaden" — flehte der Wirth — „die drei Pferde, gehören den drei Herren Dragonern die eben angekommen sind, das Thier aber . . . ."

„Drei Mann Dragoner" — rief wieder die barsche Stimme durch die jetzt völlig eingebrochene Nacht hindurch — „das macht sich ja prächtig. Sollen auf der Stelle aufsitzen, — just drei Mann Garde sind uns marode geworden und zurückgeblieben . . ."

„Herr Kommandant" — sagte in diesem Augenblick der Eine der Dragoner, militärisch vortretend — „wir haben Befehl, noch diese Nacht bei unserer Schwadron..."

„Das Maul gehalten!" — donnerte der Andere —

„was Befehl? Wer hat zu befehlen? wenn seine Hoheit der Herzog von Alcudia befiehlt.“

„Unsere Pferde sind matt, sie können nicht mehr fort!“ — entschuldigte der Dragoner weiter.

Da aber sah man durch das Dunkel das Schwert des Kommandirenden blitzen, indem er in heftigstem Zorne rief:

„In des drei Teufels Namen und in dem Namen Seiner geheiligten Majestät Carl IV. . . . aufsitzen . . . oder ich lasse Euch alle drei als Rebellen aufknüpfen!“

Auf einen solch kategorischen Befehl gegenüber der ziemlichen Anzahl Gardisten, war denn freilich kein Widerstand mehr, und so schienen sich denn auch die Dragoner zu fügen. Sie saßen, wiewohl zögernd, auf, die Truppe nahm sie in ihre Mitte und der Zug flog im Galopp davon.

Niemand aber athmete freier auf als Diego Vera. „Beim heiligen Damianus!“ — rief er aus, als der letzte Ton der davoneilenden Caravane verschollen war — „das heiß ich: Daniel in der Löwengrube! Nun, die Engel des Herrn haben seinen Diener gerettet“ — fügte er zufrieden dazu — „aber den Milzbrand könnte man ja von einem solchen Abend kriegen und dann wäre selbst Lerchenschwamm und Lorbeermehl umsonst. Daß sie die vermaledeiten Dragoner mitgenommen, ist himmlisch; aber — bei Gott! — es hätte ja nicht viel gefehlt, und sie würden sich selbst an meinem Grauen vergriffen und ihn requirirt haben. Aber alle Achtung, Ihr Herrn vom Pferderegiment, vor dem Grauen! Sein schwer zur Erde gesenkter Kopf, sein bedächtiger Schritt, seine einfachen, in's Große gehenden

Gesichtszüge, sein Ernst, seine einfache Nahrung, sein schlichter grauer Ueberrock, seine friedliche Natur auch bei Prügeln, selbst sein Eigensinn machen ihn zum leibhaften Bilde eines Philosophen und zum Stoiker des Thierreiches. Wie diese schreitet er gravitätisch dem Ziele entgegen, das ihm das Schicksal von ferne zeigt; beladen mit schweren Säcken, gefüttert mit Disteln, geprügelt, aber unempfindlich gegen jeden Schmerz — ganz stoisch! Beim heiligen Damian! alle Gelehrten sollten ihn en medaillon als Orden tragen!"

Und mit diesen Worten nahm der Doctor den Wirth — der noch ganz eingeschüchtert und verdutzt dastand — unter dem Arme und trat mit ihm in die Gast- und Krankenstube, in welcher die Kinder, geängstigt durch den ungewohnten Lärmen vor und in dem Hause, laut schrieen und heulten.

Glücklicherweise beruhigten sie sich, sobald sie den Vater sahen und Diego verabredete nun das Weitere wegen dem Nachtquartiere und der Bewirthung der Freunde. „Aber wer sind denn Eure Freunde" — frug der Wirth endlich — „und wo bleiben sie denn?"

„Pferdehändler sind es!" — sagte Diego jetzt wieder mit dem größlen Anscheine von Ruhe — „die mit mir nach Saragossa ziehen wollen, um große Ankäufe für die Armee zu machen. Ich aber soll, als Thierarzt, der Sicherheit halber, bei dem Einkaufe sein; Ihr begreift wohl, daß bei einer solchen Lieferung in Kriegszeiten viel zu verdienen und viel zu verlieren ist!"

Aber was habt Ihr denn als Thierarzt gethan, daß

Ihr durch Dragoner verfolgt werdet?" — frug der Wirth neugierig weiter.

„Je nun!" — versetzte der Doktor rasch gefaßt — „was werde ich gethan haben. Ich weiß es selbst nicht . . . . . . aber halt! da fällt mir ein, was es sein kann. Ich habe bei demselben verwünschten Dragonerregiment jüngst das Pferd des Obersten in der Kur gehabt. Es ist ein alter Schimmel der an der Darmgicht leidet. Da wird denn wahrscheinlich das Thier gefallen sein, und aus Rache will mir der Oberst nun an das Collet. Aber lassen wir das. Ich will jetzt an die Thüre gehen und sehen, ob die Freunde noch nicht kommen, die allerdings lange bleiben . . . . länger als mir lieb ist . . . . die Dragoner sind wir ja jetzt, Gott sei Dank, los, und es ist, bei der Art und Weise wie der Befehlende jener Cavalcade sie requirirte, wohl nicht daran zu denken, daß sie wiederkommen.

Dies sagend stand der Doktor auf, öffnete die Thüre und wollte eben hinaustreten, als er — wie vom Donner gerührt — zurückprallte . . . . zu gleicher Zeit schob sich der Eine jener Dragoner, die kaum die Herberge so unfreiwillig verlassen, durch die geöffnete Thüre herein. Wirth und Doktor erstarben das Wort auf der Zunge. Der Dragoner aber, der sich wie von Schmerzen gekrümmt die Seiten hielt, wollte eben sprechen, als ein Auflodern der Herdflamme, in die der Wirth die Minute vorher eine Hand voll dürrer Reiser geworfen hatte, seine und die Züge Diegos hell erleuchtete. Da war es denn, als ob Beide ein elektrischer Funke durchzucke — als ob sie ein Zauber berührt — als ob es wie Schuppen von ihren

Augen falle! — Erkannte doch Diego in dem Dragoner seinen Freund, den Gefängnißwärter der Citadelle von Pamplona, und dieser in Jenem den heute schon so lang und schmerzlich gesuchten Mitverschworenen.

Und: „Diego!?" — „Ihr!?" — hatten Beide im Tone des höchsten Staunens gerufen; aber der Doktor faßte sich rasch und sagte:

„Nun, Euch ergebe ich mich gern als Gefangenen."

„Ja so!" — versetzte Jener leise, sich nur mit Mühe in seine Rolle zurückdenkend, und immer unter schmerzlicher Gebärde die Seiten haltend — „Herr Wirth, bei Eurem Kopfe, ein Zimmer für meinen Arrestanten!"

„Sogleich!" — entgegnete Jener, noch immer eingeschüchtert, und warf einen Blick des Mitleids auf den Doktor. Dieser aber folgte mit wunderbarer Eile dem Dragoner in das improvisirte Gefängniß. Als sie aber dort allein waren, rief er:

„Um Gotteswillen! wo ist denn er?"

„Florida-Blanca?"

„Nun freilich, der Gefangene und Anselmo?"

„Wo sie sind?"

„Ja! ja!"

„Beim Herzog von Alcudia!"

„Wo?" — wiederholte Diego mit einem unaussprechlichen Ausdrucke und unendlicher Dehnung: „Wo?"

„Bei Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia, erstem Minister seiner katholischen Majestät Carl des Vierten!" — wiederholte der in einen königlichen Reiter verwandelte Gefängnißwärter —

„Sie begleiten seine Hoheit so eben als Dragoner ventre-à-terre nach Saragossa!“

„Jesus Maria!“ — rief der Doktor — „so sind auch sie als Dragoner gekleidet gewesen?“

„Auf ein Haar wie ich.“

„Und waren mit Euch vor einer kleinen halben Stunde hier angekommen?“

„Wie Ihr sagt.“

„Und wurden von dem Befehlshaber der herzoglichen Escorte requirirt!“

„Requirirt, weil drei Gardisten durch den wahnsinnigen Ritt marode geworden.“

„Und ich erkannte Euch nicht!“ — rief der Doktor und schlug sich vor den Kopf.

„So wart Ihr schon hier, ehe der Herzog kam?“

„Freilich! und erwartete Euch mit rasender Ungeduld! natürlich nicht in der Gestalt von Dragonern, sondern, wie es ausgemacht war, in der Kleidung von baskischen Pferdehändlern!“

„So entflohen wir auch, mußten aber — verrathen und verfolgt — in der Gegend von Tarazona die Verkleidung wechseln. Später sollt Ihr Alles hören, jetzt laßt uns nur berathen, was zu thun ist?“

„Ich muß nur erst klar wissen, wie die Sachen stehen!“ — rief Diego. — „Ich kann mich noch immer nicht finden — und wie kommt Ihr, Freund, wieder hieher?“

„Eben so gewaltsam, als ich von hier wegkam!“ — sagte der Gefängnißwärter — „das Teufelsvolk jagte wie mit Sturmesflügel neben, nach und vor dem herzoglichen

Wagen dahin und da ich in meiner Citadelle just keine Gelegenheit hatte, Reitübungen anzustellen, so kam es, daß ich nicht gerade allzu sattelfest war. Ihr könnt Euch also denken, Doktor, was geschah! Mein verdammter Gaul warf mich ab — im Hui! war die ganze Geschichte über mir weg, und ehe ich nur zur Besinnung kam, lag ich allein auf der Landstraße. Wie viele Rippen ich dabei gebrochen habe, weiß ich noch nicht; aber ich richtete mich mühselig auf und hinkte unter verteufelten Schmerzen hieher — und nun könnt Ihr mich, wenn Ihr ein Christenmensch seid, curiren.“

„Und Florida=Blanca und Anselmo begleiten jetzt den Herzog nach Saragossa!“ — wiederholte Diego, die Hände gefalten und den Kopf noch immer vor Staunen und Verzweiflung schüttelnd.

„Alles ist verloren!“ — meinte der Gefängnißwärter, die verletzten Stellen seines Körpers unter Schmerzensausrufen berührend.

„Und was wird dies morgen bei Tagesanbruch für ein Erkennen geben!“ — rief der Doktor und sank auf einen Stuhl.

XII.

Diego Vera, der sonst gar nicht der Mann dazu war, den Kopf so leicht zu verlieren, wußte sich in der That in diesem Augenblicke nicht zu helfen. Er fühlte,

daß es Momente im Menschenleben gibt, wo selbst der klügste Kopf irre an sich, der persönlichen Freiheit des Menschen und dem Einflusse des Schicksals wird und nicht mehr weiß, wo die Grenzen der beiden letzteren liegen.

Was ist denn überhaupt Schicksal? — was freie Wahl? — was eigene Schuld?

Der beschränkte Kreis unserer Freiheit ist unsere Selbstheit; sie bildet eine Sphäre für sich, indeß sie als ein umkreister Entwicklungsmoment im Alldasein, und im eigenen unendlich verlaufenden Dasein, als ein Getragenes besteht, vom Weltall und seinen unendlich mannichfaltigen Entwicklungssphären umschlossen. Ein eigenes Leben herrscht in dieser Sphäre der Selbstheit (der eigenen freien Wahl), voll freier Entwicklungsmomente mit freibestimmendem Einfluß für ihren Kreis, und doch zugleich mit unfreiem, unwillkürlichem Einflusse von und nach Außen.

Diese Außenwirkung (eben das was wir Schicksal nennen) folgt aber einem höheren Weltenplane und die Beziehung unserer Selbstheit dorthin — unserer eigenen freien Wahl — ist eben nur eine allgemein vermittelnde.

Dem gewöhnlichen, nicht an ein tieferes Denken gewöhnten Menschen muß dies freilich als Widerspruch erscheinen: — als ein Widerspruch, der ihn leider oft zu Boden schmettert, da er ihm das Schicksal als einen Riesen zeigt, der das Gewürme der Menschheit mit seiner lächerlich scheinenden Anmaßung freier Wahl bei jedem Schritte zertritt. Das geistige Auge des philosophisch gebildeten Menschen aber — und hier springt der unendliche Werth des eigenen Denkens wieder so recht scharf in's

Auge — sieht auch hier wieder ruhig und klar in die Tiefen des Weltenplanes, und dieser Blick eben ist es, der den Philosophen auch im Sturme ruhig sein, — auch im größten Unglücke lächeln läßt.

Don Diego war nun ein ganz aufgeweckter aber nichts weniger als ein philosophischer Kopf. Grübeln über dergleichen Dinge war ihm schon als Spanier zuwider, und sein Motto war daher bei solchen Gelegenheiten: „Ich habe eine heile Haut; wen's juckt, der kratze sich!" und mit diesem Spruche war er auch in seinem Leben ganz gut über alle philosophischen Schwierigkeiten hinausgekommen. So kam es denn, daß er sich auch heute bald wieder fand, und als praktischer Mensch vor allen Dingen die Frage aufwarf: „Was aber ist nun zu thun?"

Das war nun freilich schwer zu beantworten. Den Flüchtling und Anselmo dem unseligen Zusammentreffen, dem sie gezwungen aber mit klarem Bewußtsein entgegengingen, zu entziehen, lag aus dem Bereiche der Möglichkeit. Eben so unmöglich war es, ihnen nachzueilen, denn nicht nur hatte der Trupp jetzt einen allzugroßen Vorsprung, der arme Gestürzte war ja auch ohne Pferd und konnte vor Schmerzen kaum gehen, geschweige denn reiten. Diegos Grauer aber war auch wohl schwerlich geeignet, die geflügelte Reiterschaar und den mit sechs trefflichen Mauleseln bespannten Wagen zu erreichen. Und doch, zu Diegos und des Gefangenwärters Ehre sei es gesagt, Beide konnten den Gedanken nicht ertragen, bei dem nun einmal begonnenen Werke auf halbem Wege zurück zu bleiben und Florida-Blanca im Augenblicke der höchsten Gefahr im Stiche zu lassen. Immer konnte

ja vielleicht ihre Gegenwart dem Unglücklichen noch von Nutzen sein.

Nach langer Berathung entschlossen sie sich daher so= bald der Doctor den Gestürzten einigermaßen verbunden, dennoch nach Saragossa aufzubrechen, und, wenn auch langsam, mit Hülfe des Grauen, den Freunden zu folgen.

So war es denn schon tief in der Nacht, als sie aufbrachen. Der vermeintliche Dragoner auf dem Thiere des Doctors reitend und diesen, — wenigstens so lange sie dem Wirthe noch unter Augen waren — transporti= rend. Doch machte die Nacht schon nach den nächsten Schritten dieser lästigen, aber der Sicherheit wegen nöthi= gen Comödie ein Ende.

Die Sterne funkelten herrlich, als sie aus Arenas de los Caballeros heraustraten und ihr freundliches Leuchten, so wie der Gedanke, den unseligen Ort auf dem Rücken zu haben, machte ihnen — trotz der Sorge um die Freunde — doch das Herz etwas leichter. Sie brachen daher auch bald das peinliche Schweigen, das sie bis da= hin beobachtet, indem Don Diego sagte:

„Nun aber, Freund, ist es Zeit, daß Ihr mir das Nähere über Eure Flucht mittheilt. Es ist dabei so viel Räthselhaftes, daß ich wirklich darauf gespannt bin!"

„Schön" — sagte der Reiter, der bisher nur hie und da vor Schmerz gekrächzt hatte — „so wird uns auch der Weg etwas kürzer und wir vergessen bei der Erzählung überstandener Gefahren, diejenigen, in welchen unsere Freunde jetzt stecken!"

„Also!" — rief der Doctor.

„Ihr erinnert Euch" — hub hierauf der Gefangen=

wärter an — „daß, als wir vor noch nicht sehr langer Zeit im Vereine mit dem Hauptmann und Anselmo den Versuch machten, Florida-Blanca zu befreien, derselbe auf unseren Plan nicht einging.“

„Wohl erinnere ich mir dies“ — versetzte der Doctor — „er glaubte sich und der Sache des Vaterlandes zu schaden, wenn er voreilig die Flucht ergriffe.“

„Und mag dabei Recht gehabt haben.“

„Ja, wenn er nicht auf die Hülfe vornehmer Herren gerechnet hätte“ — fiel Diego, nicht ohne Bitterkeit ein — „gab er mir nicht Briefe an den Prinzen von Asturien und den General Grafen von Castanos mit, in der Hoffnung, diese würden seine Sache bei seiner Majestät verfechten?“

„Nun? und sie thaten nichts?“

„Verlasse sich Einer, der im Unglück steckt auf die Hülfe Anderer — zumal vornehmer Herren!“ — rief der Doctor — „Leere Tonnen machen mehr Lärmen als volle! und so haben denn auch Jene Lärm genug gemacht, und gethan, als wollten sie für den edlen Grafen etwas thun; was sie aber thaten war . . . . . eigentlich nur für sich. Sie intriguirten gegen den neuen Minister, weil sie ihn — wie der Fürst von Marantea und die Camarera mayor — persönlich hassen; oder, wie der Herzog und der General, weil sie ihre Partei wieder an das Ruder bringen wollten, und dabei hatten sie noch nicht einmal die Courage, selbst vor den König zu treten, ... nein! da sollte erst der alte Aranda die Kastanien aus dem Feuer holen, und jetzt . . . .“

„Nun?“

„Jetzt machen sie Camarilla und geheime Complotte!"

„Nun!" — fuhr der Gefangenwärter fort — „das mochte seine Excellenz auch merken . . . . ."

„Er erfuhr es genau durch mich und Anselmo!"

„Kurz als er sahe, daß nichts flecken wollte, dem Könige die Augen nicht geöffnet wurden, und endlich auch noch der Krieg eine so unselige Wendung nahm . . . ."

„Mißbilligte er denn Don Manuel de Godoys Verfahren?"

„Keinesweges! — Oft, sehr oft, sprach er sogar sein Staunen über dessen Auftreten aus. Hab' ich's nicht gesagt, rief er dann, Don Manuel ist zum Staatsmann geboren. Nur noch mehr Lebenserfahrungen — nur noch einige Jahre älter — nur unabhängig von Salvaterra, und für Spanien wäre gesorgt! — Als nun aber die schlimmen Kriegsnachrichten eintrafen, da blieb er oft, wenn ich ihm wieder eine solche Hiobspost überbrachte, mitten im Zimmer stehen, verschränkte die Arme und rief: O daß ich jetzt frei wäre! Ich in Madrid und Godoy an der Spitze des Heeres, und kein Franzose sollte einen Fuß über die Pyrenäen setzen!"

„O daß es so würde!"

„Endlich" — fuhr der Gefangenwärter fort — „endlich brach ihm die Geduld. Der Nothschrei des Vaterlandes übertäubte jede andere Stimme. Als ich ihm daher jüngst die Nachricht von der Uebergabe Fontarabie's brachte, faßte er mich mit Heftigkeit bei der Hand und sagte: Jetzt kann ich nicht mehr bleiben, — jetzt gilt es das Aeußerste zu wagen, — jetzt nehme ich Eure Hülfe zur Befreiung an."

„Hätte er es früher gethan!"

„Das dachte ich auch; denn wie Ihr wißt, war Bruder Anselmo's Hiersein in Madrid nicht ganz unbekannt geblieben. Er durfte sich nicht mehr sehen lassen; der Hauptmann war entfernt worden, Ihr mußtet in der Hauptstadt bleiben und so war ich nun allein. Aber — mein Wort zurücknehmen? — nein! — lieber sterben und verderben!"

„Freund!" — rief hier der Doctor — „haltet einmal den Grauen an, ich muß Euch die Hand schütteln."

Der Reiter hielt an und der Doctor that wie er gesagt, indem er hinzusetzte: — „Wenn Eure Frau einmal krank wird, behandle ich sie umsonst!"

„Das alte Zankeisen wird mich jetzt wohl nicht mehr zu sehen bekommen" — sagte der Gefangenwärter — „obwohl ich ihre huevos revueltos con tomatas *) manchmal vermissen werde. Doch zur Sache . . . ."

„Ich bin begierig wie Ihr Euch herausgebissen."

„Nun" — rief Jener — „ich denke gut. Hätte uns nur der Teufel hier keinen Strich durch die Rechnung gemacht!"

„Also!"

„Ja: „also!" das ist leicht sagen, aber für mich war es verteufelt schwer allein einen neuen Plan auszuhecken und nun gar auszuführen. Ich zerbrach mir fast den Kopf, da fiel mir plötzlich ein, daß ich ja noch einen Verbündeten auf der Citadelle habe."

---

*) Rühreier mit Aepfel.

„Noch einen?“

„Wen meint Ihr, Doctor?“

„Wie kann ich es wissen.“

„Mateo, des Kommandanten Söhnchen. Das Kind hatte sich gleich von Anfang an mit wunderbarer Liebe an den Gefangenen angeschlossen. Florida-Blancas milder Ernst mochte es anziehen. Und sonderbar, der Mann, in dessen Charakter eine wahre Verachtung des menschlichen Gewürms und eine gewisse trübe Zerfallenheit mit der Welt die Grundzüge bildeten, — der konnte oft stundenlang ein Kind mit dem Kinde sein. Kurz, Beide hatten sich mit der Zeit so aneinander gewöhnt, daß sie sich alle Tage sahen. Ich ging also hinter den Knaben, machte ihm erst das Herz schwer, indem ich ihm sagte, sein Freund werde, aus Mangel an Bewegung und freier Luft, von Tag zu Tag leidender, und spielte dann darauf an, wie gut es für den Unglücklichen wäre, wenn er hie und da in den Gärten des Commandanten, die ja auch innerhalb der Ringmauer lägen, spazieren gehen könnte. Das war genug. Mateo, der kleine Feuerteufel, hatte dies nicht alsobald gehört, als er zu seinem Vater sprang und für seinen gefangenen Freund um jene Gunst nachsuchte. Erst wurde sie ihm freilich abgeschlagen; da Mateo aber nicht nachließ und endlich völlig Sturm auf des Vaters Herz lief, gab dieser unter der Bedingung nach, daß ich an der Seite des Gefangenen bleiben müsse. Was wollte ich mehr? Der Anfang war gemacht.“

„Aber das Entkommen?“

„Geduld! Ich benachrichtigte also sofort Bruder Anselmo, mit dem ich, trotz des geheimen Aufenthaltes,

durch den Abt des Klosters in beständigem Briefwechsel stand, von der Lage der Dinge, bestimmte ihm Tag und Stunde da er mit Pferden und Anzügen baskischer Pferdehändler, — von welchen jetzt, des Krieges wegen, Navarra, Arragonien und Catalonien wimmeln, an einem sicheren Orte unweit der Citadelle eintreffen möge, und schreibe Euch, Doktor, uns Quartier in Arenas de los Caballeros zu machen. Zu der bestimmten Stunde begaben wir uns nun in den Garten der Commandantur. Ich hatte gehofft mit dem Gefangenen allein zu sein, und deßhalb eine Zeit gewählt, in welcher der kleine Mateo gewöhnlich mit Spielen beschäftigt war; allein der Teufelsjunge wollte nun auch den Triumph für seine Bemühungen feiern und den Freund selbst in dem Garten herum führen. Es blieb mir also eine doppelt schwierige Aufgabe: einmal den Jungen zur rechten Zeit zu entfernen und dann mit dem Gefangenen die sehr hohe Mauer zu übersteigen, da der Schlüssel zu dem einzigen Ausgange sich in den Händen des Commandanten befand. Uebrigens war das Uebersteigen der Gartenmauer eine gefährliche Geschichte, da sie nach Außen dicht an einen mehrere hundert Fuß tiefen Abhang grenzte und wir überdies den Blicken der, auf den Wällen auf und abgehenden Schildwachen ausgesetzt waren."

„Die Sache war in der That verwickelt!" — sagte der Doktor.

„Ja wohl war sie das!" — fuhr der Gefangenwärter fort — „aber ich wette Hundert gegen Eins, Ihr seid weit davon entfernt den Ausgang zu ahnen . . . .!"

„So laßt ihn hören!" — rief Jener — „Ihr spannt

ja die Neugierde Eures Publicums, als wollet Ihr einen Roman schreiben."

„Nun, ein Stück davon haben wir wenigstens erlebt!" — meinte der Reiter — „doch zur Sache! Ich zerbrach mir gerade noch den Kopf, wie ich den Knaben ohne Aufsehen zu erregen, fortschaffen könnne, als uns dieser auf eine Terasse geführt hatte, die eine reizende Aussicht in die Ferne gewährte. Der Gedanke: wirst du sie auch glücklich erreichen! mochte in diesem Augenblicke des Grafen Seele erfassen. Er stand bewegungslos, die Arme verschränkt und sein Blick hing so begehrend, so sehnsüchtig an den fernen Höhenzügen von Guadarrama, daß es selbst dem kleinen Mateo nicht entging. Da wurde das Kind plötzlich leichenblaß und gleich darauf feuerroth. Ein Gedanke schien in ihm aufzusteigen." „Versprichst du mir mich hier wieder zu erwarten?" frug es dann heftig den Gefangenen, und als dieser in Sinnen verloren, „ja!" sagte, flog es im Sturme davon. Jetzt schien mir der günstige Moment gekommen. „Rasch!" — rief ich dem Freunde zu — „der Moment kommt nicht wieder. Jetzt über die Mauer!" — Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als Florida=Blanca unbeweglich bleibt und mit einer unaussprechlichen Ruhe sagt: „Nicht um eine Welt werde ich dem Kinde mein Wort brechen!"

„Edler Mann!" — rief hier der Doktor — „daran erkenne ich dich! Ach! nur zehn Männer wie du am Ruder des Staates, und Spanien ist, wie sonst, das erste Reich der Welt!"

„Ich bat, ich flehte" — fuhr der Gefangenwärter fort — „umsonst, wir standen noch da, als Mateo

athemlos zurückkam. „Du hast mir immer gesagt" — rief dieser, als er sich einigermaßen verschnauft hatte und seine schönen Augen flammten dabei in einem so wunderbaren Lichte, daß ich es nie vergessen werde, — „du hast mir immer gesagt, daß man dir Unrecht gethan, als man dich hier eingesperrt?" — „Ja!" — versetzte der Graf — „das hab' ich gesagt, mein Kind, und das ist auch wahr!" — „Nun dann" — fuhr der Knabe begeistert fort — „wenn man dir Unrecht gethan hat, so mußt du es nicht leiden; ich thu's auch nicht, wenn ich Recht habe. Hier ist der Schlüssel zum Thore, eile dich, daß du fortkommst!"

„Goldjunge!" — rief der Doctor.

„Der Gefangene und ich waren wie aus den Wolken gefallen. Als aber der Graf sich wieder weigern wollte, da er fürchtete, das Kind werde für seine Flucht büßen müssen, kletterte der Teufelskerl wie eine Katze an den Obstspalieren der nahen Mauer hinauf und rief von oben herab: „Entweder du gehst, oder ich laß mich da hinunter gleiten!" und dabei standen ihm Thränen der Scham und des Zornes in den Augen. Da durchflammte es auch den Gefangenen. „Das gibt einst ein großer Mann!" — rief er — „Nun denn! wir wollen ihm an Muth und Entschiedenheit nicht nachstehen. Leb wohl, Mateo, wir sehen uns wieder!" — und rasch ging es nach dem Thore, und über die Brücke. Wir waren gerettet. Noch einmal blickte der Gefangene mit feuchten Augen nach seinem jugendlichen Retter zurück, dann faßte er mit krampfhaftem Zucken meine Hand und sagte: „Nun vorwärts!"

„Junge! Junge!" — rief der Doctor — „hätte

ich dich jetzt hier, wie wollt' ich dich an mein Herz drücken. Das heißt doch spanisches Blut in den Adern haben!"

„Ich sah den Grafen nie bewegter, als damals" — fuhr der Reiter fort — „aber es blieb uns keine Zeit, unsere Gefühle auszudrücken. Anselmo stand bereit, unsere Anzüge waren bald gewechselt und nun ging es mit Blitzesschnelle davon. Indessen trat bald ein, was wir vorausgesehen hatten; die Flucht ward schon in der nächsten Stunde entdeckt, und wir wären den nacheilenden Dragonern sicher schon den ersten Tag in die Hände gefallen, wenn der Commandant nicht im Geheimen selbst froh über Florida Blancas Entweichung gewesen wäre, und daher die Verfolgung wahrscheinlich durch übermäßige Umständlichkeit hinausgezogen hätte. So kamen wir auf Nebenwegen nach Viana, wo wir als Pferdehändler auftraten und erfuhren, daß bereits verschiedene Abtheilungen Dragoner auf unserer Verfolgung schon durchgekommen seien. Es war also die höchste Vorsicht nöthig, und so machte ich den Vorschlag, uns minder rasch, und auf noch abgelegeneren Wegen nach Tarazona zu wenden, in dessen Umgebung einer meiner Brüder als Pächter lebte. Am zweiten Abende nahten wir uns denn auch seinem Gute, wurden aber unterwegs von einem furchtbaren Wetter überrascht, das uns bis auf die Haut durchnäßte. Es mochte wohl Mitternacht sein, als wir ankamen. Wer aber beschreibt unsere Bestürzung, als wir hörten, daß vor wenigen Stunden auch schon drei unserer Verfolger hier eingetroffen seien, so naß und so müde, wie wir. Unser erster Gedanke war nun natürlich sofort weiter zu eilen; mein Bruder aber — umsichtiger als wir —

litt es nicht. Die Dragoner lagen in einem Stalle und schliefen wie die Säcke, während ihre Kleider und Waffen, um ein Feuer zum Trocknen aufgehängt und aufgestellt waren. Was that er? — Während wir uns im Hause erfrischten und unsere Kleidung gleichfalls zum Trocknen aufgehängt hatten, stahl er den Dragonern allmählig Montur und Waffen, schirrte ihre Pferde, die nun auch einigermaßen ausgeruht hatten, ließ uns dann die königliche Uniform anlegen, die Dragonerpferde besteigen und schickte uns so — erquickt, erfrischt und umgestaltet — auf unsere eigene Verfolgung. Unsere Pferde kamen auf ein entfernteres Gut und die Dragoner schnarchten, nur noch im Besitz ihrer Hemden, ganz gemüthlich fort; waren dann aber auch natürlich den anderen Tag nicht im Stande uns zu verfolgen, während sie sich selbst und ihrer Fahrlässigkeit die Beraubung zuzuschreiben hatten. Das also, werther Doctor, ist die Geschichte unserer Flucht, und darum traft Ihr uns hier in der Kleidung von Dragonern und nicht, wie abgesprochen, in der, baskischer Pferdehändler; darum aber auch die vermaledeite Requirirung und höchst wahrscheinlich für uns Alle . . ."

„Nun?"

„Nun?! der Galgen oder der Thurm von Segovia!"

„Schöne Aussichten!" — meinte der Doctor — „Aber wir wollen doch den Muth nicht vor der Zeit verlieren: tu ne cede malis, sed contra audentior ito!" und er sang:

„Fällt der Himmel ein,
Er kann Weise decken,
Aber nicht erschrecken.
Laßt uns weise sein."

XIII.

Während aber Don Diego Vera und der Gefangenwärter unter solchen Gesprächen ihre nächtliche Reise langsam fortsetzten, war der Wagen des Herzogs von Alcudia auf der ziemlich schlechten Hochstraße des Guadarrama-Gebirges mit seiner Begleitung so schnell von dannen geeilt, als es die erschöpften Maulthiere und die noch matteren Pferde erlaubten.

Mit der Reise Don Manuel de Godoy's aber verhielt es sich wie folgt:

Jene furchtbare Nacht in welcher der Herzog von Alcudia, in Gegenwart der hinter dem Vorhange seines Bettes verborgenen Königin, aus Salvaterras Munde so bittere Reden hatte hören müssen — jene furchtbare Nacht, die ihm sein Verhältniß zu Marie Louisen — die ihm sein Vergehen und den Fluch seiner schmachvollen Abhängigkeit von dem herrschsüchtigen Beichtvater der Letzteren im schärfsten Lichte gezeigt — — jene furchtbare Nacht hatte ihn endlich zur klaren Einsicht über die Hohlheit seines scheinbaren äußeren Glückes nnd über die Nothwendigkeit gebracht, mit Salvaterra zu brechen, koste es auch was es wolle. Das „Wie?" war freilich jetzt schwieriger denn je, da Salvaterra nun Beweise des sträflichen Umganges Beider mit einander in Händen hatte, und ein einziges Wort von ihm, zur rechten Zeit an den König gerichtet, Marie Louise und Manuel auf das Schaffot liefern konnte.

Und doch! das fühlte Manuel zu tief, hier wa=

ren nur zwei Möglichkeiten gegeben, entweder mußte er oder Salvaterra weichen; denn hatte er sich auch, gegenüber der Königin der Schwäche zu zeihen — — ehrlos konnte ein Godoy nicht dastehen, noch den Flimmer seines Glücks mit dem Küssen eines pfäffischen Sclavenjoches erkaufen.

Aber Godoy fühlte zu seinem Entsetzen noch mehr; er fühlte, daß er Mensch sei, und daß ihn seine Leidenschaft in doppelter Weise bis zu jenem furchtbaren Scheidewege geführt hatte, wo selbst für den Edelsten der Sterblichen, wenigstens für Momente die Wege des Rechtes und des Verbrechens sich kreuzen; — jenem furchtbaren Scheidewege, an welchem es wie aus dem Abgrunde der Hölle zu uns herauftönt: „Er oder ich!"; — jenem entsetzlichen Scheideweg, an welchem die Verzweiflung selbst schon gute Menschen auf die Straße des Verderbens trieb.

„Er oder ich!" tönte es daher auch schon in jener verhängnißvollen Nacht, als der König Don Manuel verlassen hatte, Godoy in Bezug auf Salvaterra entgegen, und es war, als ob höllische Dämonen in diesem Momente namenloser Aufregung mit seinem Gehirne spielten. Er hätte damals mit der gleichen Leichtigkeit sich oder dem Beichtvater den Dolch in das Herz stoßen können, — er wäre zu jener unseligen Stunde im Stande gewesen, den Verhaßten zu zermalmen — — aber glücklicherweise hat es der Ewige so eingerichtet, daß uns Sterblichen der Blitz des Jovis versagt ist. In solchen Zeiten der höchsten Aufregung könnte es, bei Gott! nicht schaden, wenn ein Pater Abraham a Santa Clara vor uns treten und uns entgegen donnern würde: Weißt du denn, Mensch,

wer du bist? Wenn es dir und deinem schlüpfrigen Gedächtnisse entfallen, so beschaue das erste Blatt der heiligen Schrift, allwo dir undankbarem Geschöpf die eigentliche Beschreibung deines ersten Stammhauses wird vor die Augen kommen, und dir fein weisen, dir's verweisen und dich unterweisen wird, wie dich der gütigste Gott, vermöge seiner Allmacht erschaffen habe zu seinem Ebenbilde. Du hast einen Willen, und der ist frei; du hast ein Gedächtniß, und das ist merksam; du hast einen Verstand, und der ist erleuchtet; du hast eine Seele, und die ist unsterblich. Du lebst mit den Thieren, und wächst mit den Bäumen; du verstehst mit den Engeln und trotzest mit allen Geschöpfen. Sonne und Mond sind weniger als du. Gold und Silber sind weniger als du. Himmel und Erde sind weniger als du. Du hast etwas vom Feuer; du hast etwas von der Luft; du hast etwas vom Wasser; du hast etwas von der Erden; du hast etwas von Thieren; du hast etwas von den Engeln; du hast etwas von Gott. Du bist ein Inhalt aller Geschöpfe; du bist ein Meisterstück der göttlichen Hände. Du erkennst das Gute und unterscheidest das Böse; du verwirfst das Schlechte und empfängst das Gerechte. Du bist mit einem Wort das edelste Ebenbild Gottes, und schämest dich nicht, diesem Ebenbilde eine fratzenhafte Maske vorzuhalten, oder eine spöttische Narrenkappe aufzusetzen?

Wahrlich solche Worte wären in solchen Momenten gut; aber auch die Zeit kühlt ab und gibt den Reflexionen der Vernunft freien Spielraum. Letztere Ueberzeugung drängte sich endlich auch Manuel auf und so entschloß er sich, vor der Hand jedes Zusammentreffen

mit Salvaterra zu vermeiden. Sehr willkommen war es ihm daher, daß in dem, den kommenden Morgen statthabenden Staatsrathe ein Zusammentreffen des Herzogs mit dem General Ricardes und den Bevollmächtigten der Republik zu Saragossa festgesetzt wurde.

Manuel warf sich alsobald in einen Reisewagen, umgab sich — der, die Sierra de Guadarrama in diesen Zeiten des Krieges doppelt unsicher machenden Räuberbanden wegen — mit einer Schutzwache und eilte Saragossa zu. Den ganzen Weg, und selbst jetzt noch, brütete Godoy dabei über den verschiedenartigsten Plänen, wie er sich von Salvaterra losmachen wolle. Aber wie er auch sann und wie er auch grübelte, jeder zeigte sich — da es Godoy jetzt bei ruhiger Ueberlegung verschmähte, ein schlechtes Mittel zu ergreifen — unzulänglich, und so glich der Herzog von Alcudia in der That einem Schiffbrüchigen, der, sein letztes versinkendes Gut zu retten, in die Tiefen des Meeres taucht, hier aber, von den tausend Armen eines riesigen Polypen umschlungen, vergebens bemüht ist, sich loszuringen.

Manuel hatte nicht gesehen, daß sie Guadalaxara längst verlassen, — nicht bemerkt, daß drei seiner Begleiter erschöpft zurückgeblieben und der Commandirende sie zu Arenas de los Caballeros durch drei Dragoner ersetzt hatte; — ihm war nicht aufgefallen, daß die Nacht mit ungewöhnlich dichter Finsterniß fast seit Stunden schon die Gegend deckte und die müden Thiere kaum mehr im Stande waren, den schwerfälligen Reisewagen über die schlechte Gebirgsstraße zu ziehen; — er beachtete nicht, daß man jetzt bereits tief in dem damals so verrufenen

Gebirge vorgedrungen — — — Manuel sann — — sann — — und dachte, wie die Ketten zu brechen seien, die ihn zu Boden drückten.

Eben ging es Schritt vor Schritt einen ziemlich steilen Hügel empor. Der Weg war, der Dunkelheit und der sich zu beiden Seiten aufthürmenden waldigen Höhen wegen, die so nahe zu einander traten, daß sie eine Art Hohlweg bildeten, kaum mehr zu sehen. Die Thiere schnauften ermattet und selbst die militärische Begleitung war so müde, daß sie sich kaum auf ihren Pferden halten konnte, — da plötzlich zuckte eine blitzartige Helle durch die Nacht, ein Knall folgte, dann ein Schrei und unmittelbar darauf fielen zwanzig Schüsse, deren Kugeln zum Theil in den herzoglichen Wagen drangen, zum Theil die begleitenden Reiter niederstreckten oder verwundeten.

Man kann sich denken, wie entsetzt Manuel nebst seiner kleinen Schaar bei diesem ruchlosen, von der Dunkelheit und dem Terrain so begünstigten Ueberfalle aus ihrer Lethargie auffuhren.

Wußte doch Niemand, von wo der Angriff kam; — waren doch in der Finsterniß weder die Angreifenden selbst, noch ihre Zahl zu erkennen — blieb es doch jenen, hinter Bäumen versteckt, ein Leichtes, sich von den beiden Seiten des Hohlweges herab bei dem Aufblitzen einzelner Schüsse ihren Mann zu wählen, während Manuels Bedeckung nur hie und da hinter Felsen und Bäumen ein braunes Gesicht hervorblicken sahen. So mußten denn auch die königlichen Truppen zumeist fehlen, während von den feindlichen Kugeln fast jede traf, und da jetzt Schuß auf Schuß folgte, so waren schon in den nächsten zehn Minuten fast

sämmtliche Gardisten, den Commandirenden mit eingerechnet, niedergestreckt. Manuel, unbewaffnet wie er war, hatte schon gleich anfangs den Wagen verlassen wollen, um sich der Waffen eines der Gefallenen zu bemächtigen und mitkämpfen zu können; eine starke Faust aber drückte ihn zurück. Es war zu seinem Erstaunen, wie er beim Blitzen der Schüsse bemerkte, die eines Dragoners, der gleich darauf auch die Leiche des erschossenen Kutschers mit kalter Energie vom Bocke zog, sich mit einem anderen Dragoner auf denselben schwang, die Zügel der Thiere ergriff und im Galopp davoneilte. Alles dies war das Werk eines Augenblickes und ereignete sich so schnell hintereinander, daß Manuel nicht die Zeit blieb, den von Außen gesperrten Schlag zu öffnen. Er sah sich daher in der wunderbaren aber doppelt peinlichen Lage, mitten in dem mörderischen Feuer des Gefechtes auch noch Gefangener in seinem eigenen Wagen zu sein, der übrigens jetzt schon wie toll und rasend über Stock und Stein dahinflog, da der neue Wagenlenker nicht nur unbarmherzig auf die Thiere einhieb, sondern diese auch ein natürlicher Instinct wie mit Flammengeißeln aus dem Bereiche des Todes und des Verderbens trieb.

Manuel glaubte jeden Augenbkick, der Wagen müsse in tausend Splitter zertrümmern, dennoch war es ein beruhigendes Gefühl für ihn, der ja von dem Kampfe ausgeschlossen war, daß die Schüsse immer ferner verhallten, als es mit einem male neuerdings vor den Fliehenden aufblitzte und nun auch der lenkende Dragoner todt oder verwundet vom Bocke stürzte, zugleich fielen gewichtige Fäuste den Thieren in die Zügel und der Wagen hielt. Jetzt aber gab auch die Gefahr Godoy Riesenkräfte, ein ge-

waltiger Faustschlag sprengte die schon halbzertrümmerte Thüre des Wagens; wie der Blitz war Manuel auf dem Boden, riß dem Gestürzten das Schwert von der Seite und da eben jetzt der Mond für einen Augenblick durch die zerrissenen Wolken schaute, schmetterte er mit furchtbaren Hieben zwei der Verwegenen nieder. Da blitzte es dicht vor und hinter ihm auf. Es war der Schuß eines der Angreifenden, und jener des ihn noch begleitenden zweiten Dragoners. Aber wer beschreibt das Entsetzen Manuels, als er bei dem doppelten Lichte in das Antlitz des Feindes schaute. „Marantea!" rief er entsetzt aus; im gleichen Augenblicke aber sauste auch eine breite Degenklinge nach Manuels Haupt. Godoy zuckte unwillkürlich, als der Dragoner mit seinem Gewehr parirend dazwischen sprang. Der Hieb glitt ab, traf aber den Dragoner, der stöhnend zusammensank. Jetzt war es um Manuel geschehen, wären nicht im gleichen Momente vier der Gardisten, der ganze Rest der kleinen Schaar herbeigesprengt, während das Sturmläuten einer nahen Glocke wie ein Ruf der Verzweiflung durch die Lüfte heulte, und die Stimmen herbeieilender Menschen sich hören ließen.

War es nun die Furcht eine Uebermacht sich bilden zu sehen, — war es in Folge des Rufes, den der Herzog, seinen Feind erkennend, ausgestoßen, die räuberische Horde benutzte den Moment, in welchem neue Wolkenmassen den Mond bedeckten, sich zurückzuziehen, doch sandte sie noch einige Schüsse, deren Kugeln sämmtlich so dicht an den Ohren Godoy's vorbeipfiffen, daß sie nur zu deutlich

verriethen, wie der ganze Ueberfall dem Leben des Herzogs gegolten.

Nur wenige Minuten noch und der Kampf hatte ausgetobt und nur das Heulen der fernen Glocke, das Rufen der Herbeieilenden und das Stöhnen der Verwundeten ließ sich noch hören, während wieder die tiefste Nacht auf der Erde lag.

Manuels Kopf brannte fiebrisch. Schien ihm doch, was er eben erlebt, wie ein gräßlicher Traum. Er frug sich selbst, ob er wache? — ob er lebe? — ob das in der That Maranteas Züge gewesen, die er — mitten unter den Feinden — erblickt? — Und woher kamen jene Dragoner, von welchen der Eine ihn aus dem ersten Gedränge, der Andere in der That von dem Tode gerettet hatte? — Und wie? waren sie in ihrem edlen Bestreben geblieben, oder ging von ihnen jenes schwache Stöhnen aus?

Manuels Herz schlug mit peinlicher Ungeduld den sich nahenden Fackeln entgegen; — er hätte sie herbeiziehen mögen . . . . als ihn etwas Anderes wunderbar überraschte und erschütterte.

Plötzlich ertönte nämlich aus der Ferne ein feierlicher Chorgesang weiblicher Stimmen. Er kam aus derselben Gegend, von welcher her auch das Gewimmer der Glocke erschallte. Manuel war so überrascht, so mächtig ergriffen, daß es ihm dünkte, der Himmel habe sich geöffnet und Engelschöre begrüßten seine Rettung. Und wie die Lüfte die Wogen der Töne immer ernster und voller und inniger zu ihm herübertrugen und vor seiner entzündeten Phantasie himmlische Gestalten sich bildeten, da wußte er

nicht, wie es kam, sie trugen alle Linda's Züge, — sie blickten ihn alle an mit Linda's schwärmerischen Augen, — sie riefen ihm zu mit Linda's Stimme. . . . . und . . . . . horch! . . . . . hatte es da nicht neben ihm am Boden wie ersterbend wirklich Linda gehaucht? — Das war keine Täuschung, das war kein Fieberwahn, das war kein Vorspiegeln erhitzter Phantasie . . . . Manuel hatte es mit eigenen Ohren gehört . . . er beugte sich nieder . . . . er frug . . . keine Antwort . . . . . Alles blieb stille, nur ein leises Athmen ließ sich vernehmen; . . . . . da endlich kamen die Männer mit Fackeln und Waffen; es waren die Diener und Bauern eines nahen Klosters, dessen Sturmglocke sie gerufen und in welchem die Nonnen eben, um die Rettung der Ueberfallenen flehend, die Hora sangen.

„Hierher!" — rief Manuel; aber er glaubte ein Blitz müsse ihn zerschmettern als nun der grellrothe Schein der Fackeln auf die Züge desjenigen fiel, der Linda's Namen im Sterben gelispelt, und er . . . . . . Anselmo erkannte. Anselmo, der lang Gesuchte, hier! . . . und in der Kleidung eines Dragoners . . . . . und Manuel hätte wahnsinnig werden können . . . . . vielleicht in wenigen Minuten todt!

Aber das war ja noch nicht Alles! unwillkürlich suchten jetzt Godoys Blicke Anselmos Gefährten, den Retter seines Lebens. Er lag bewußtlos, das Angesicht mit Blut überdeckt, über einem Rade des Wagens. Manuel ergriff ihn mit einer wunderbaren namenlosen Angst und ihn leise den Bauern in die Arme legend, wischte er mit einem Tuche so gut er konnte, das Blut aus seinem

Gesichte. Kaum aber war dies geschehen, als er mit den Worten: „Jesus Maria!" zurückfuhr; — — er hatte den Verwundeten erkannt.

Jetzt erst fing eine entfernte Ahnung des Vorgefallenen in Manuels Seele zu dämmern an. Mit demselben Augenblicke kehrte ihm aber auch das volle Bewußtsein, die alte Energie zurück. Rasch ertheilte er die nöthigen Befehle.

Anselmo und der Gefangene von Pamplona wurden leise in den Wagen gehoben, und auf dessen Sammtkissen gebettet. Vier Bauern erfaßten die Maulthiere, sie Schritt für Schritt führend, Manuel selbst aber ging, begleitet von zwei Fackelträgern, dicht neben dem Wagen her, jeden Athemzug der Unglücklichen mit Todesangst überwachend. Die Hälfte des übrigen Trupps begleiteten den Wagen, während der Rest nach der Stelle eilte, wo der erste Kampf stattgefunden, um auch dort den Verwundeten Hülfe zu bringen.

So ging denn der Zug nach dem nahegelegenen Kloster Nuestra Sennora de la Penna de Francia, dessen erleuchtete Kirchenfenster sich auch bald zeigten, und von woher noch immer die frommen Chöre der Schwestern herüber tönten. Manuel litt auf dem kurzen Wege unendlich. Er starb hundertmal mit Anselmo und dem Grafen, an die ihn ja — nicht nur die heißeste Dankbarkeit, als an seine Lebensretter — sondern auch noch so tausend andere Gefühle fesselten. Und welche Verantwortung — der Welt gegenüber — hatte Manuel nun durch die wunderbarste Verkettung der Umstände, in Beziehung auf Florida-Blanca! Welche Gelegenheit für seine Feinde, bei des-

sen Tod, einen furchtbaren Verdacht auf Godoys Schultern zu laden! Und wenn Bruder Anselmo starb, wo dann Linda finden? — Linda die gewiß der Stütze, der Aufrichtung, des Trostes so sehr bedurfte. Indessen waren es — zur Ehre Manuels gesagt — nicht allein diese egoistischen Gründe, die sein Herz aus Angst für die Verwundeten erbeben machten, sondern in der That ein rein menschliches Gefühl; — ein Mitgefühl, das um so stärker war, als ihn aufrichtige Achtung an beide Unglückliche fesselte. Und wenn er auf sie blickte, in welchem Zustande lagen sie da? Beide starke Charaktere, — mächtige Geister! und nun .... ein Nichts ... bewußtlos .... dem Tode in den Armen .... vielleicht nur noch mit einem Hauche für Minuten an das Leben gekettet!

„Unglückseliger Widerspruch der Natur! — dieser freie emporstrebende Geist ist in das starre unwandelbare Urwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen Schwächen vermengt, seinen Schicksalen angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Würmern verwiesen!" Unwillkürlich ruhten hier Manuels Blicke auf den bleichen, noch vom Blute entstellten Zügen desjenigen Mannes, den er — wenn auch gegen seinen Willen — aus seiner Stellung verdrängt und gestürzt hatte, und der nun sein Lebensretter geworden war, — auf den bleichen starren Zügen desjenigen Mannes, der noch vor so kurzer Zeit dem Throne so nahe gestanden, als allmächtig gegolten und zu dessen Füßen die Göttinnen der Ehre und des Ruhmes ihre Kronen niedergelegt.

„Ach!" — dachte er da, indem er sich über den Schlag des Wagens bog und die kalte Hand Florida

Blankas, wie um Vergebung flehend, leise drückte, — „Ach! was ist doch der Mensch und stünde er im Leben noch so hoch! Kann der Ruhm seinen Leichnam vor dem Wurme, der ihn im Grabe nagt, bewahren? oder kann das preisende Europa deines Herzens Schläge jetzt auch nur um einen einzigen vermehren?"

Wie wunderbar! — War es nicht als ob die Hand des Ewigen Don Manuel mitten im Taumel seiner Größe und seines Glückes ergriffen, um ihn hier plötzlich dem Tode entgegenzustellen und in dieser furchtbaren Scene ein warnendes Bild vorzuhalten?

Bei Gott! Godoy hörte tief erschüttert das „memento mori!" das ihm aus dieser Stunde seines Lebens mit hohlem Grabeston entgegenklang. Und streicht nicht auch oft genug dieselbe eisige Hand warnend und erinnernd über unsere von derber Lebenslust glühende Stirne dahin? Mögen wir dann nicht nur schaudernd zurückfahren, sondern den Gedanken festhalten, den ihre Berührung erzeugt, den fruchtbaren Gedanken an unseren Ursprung; denn nur Derjenige ist weise, der Ursprung und Ende seines Daseins wohl erwägt und richtig zu schätzen weiß. Nur ihm strahlt die Sonne ruhigen Bewußtseins und erhellt die dunkele Scene dieses Lebens; nur ihm geht jenes Gestirn in majestätischem Glanze auf und verwandelt in seinem Lichte die Riesenübel der Erde auf einmal in Zwerge. Wie verlieren dann die Herrlichkeiten der Erde ihren Schimmer und ihre Phantome die bezaubernde Pracht. Dann ist ein Königreich eine schimmernde Seifenblase, Indiens Goldgruben sind ein Nichts, Herrscher und Sklaven sich gleich!

Aber nur Thoren warten, bis die Marmorfaust des Geschickes an ihr Herz greift und ihnen die geöffnete Gruft diese Wahrheit predigt.

Unterdessen war der Zug an den Pforten des Klosters angekommen, und obwohl sich diese in der Regel keinem männlichen Wesen, außer der nöthigen Dienerschaft, öffneten, so machte hier die Aebtissin Angesichts des Todes und in Betracht der so höchst gefährlich Verwundeten eine Ausnahme, indem sie Manuel und seinen Begleitern die Wohnung des Gärtners anweisen ließ, welche von dem eigentlichen Kloster noch durch einen zweiten, mit einer hohen Mauer versehenen, Hofe getrennt war. Auch stellte sie mit christlicher Menschenfreundlichkeit die Apotheke des Klosters zur Verfügung der Ankömmlinge. Nur an dem Nöthigsten — an einem geschickten Chirurgen — fehlte es, und so sandte Manuel auf der Stelle einen reitenden Boten nach Saragossa, um einen solchen in größter Eile herzuholen. Er selbst aber kam keine Minute von dem Lager der beiden Hauptverwundeten und nur Eines schmerzte ihn, daß er sie, der Zusammenkunft mit Ricardos und den Bevollmächtigten der Republik wegen, schon am Morgen verlassen mußte.

Wer weiß indessen wie es sich mit Anselmo und Florida Blanca, die noch immer bewußtlos dalagen, gestaltet hätte, würden ihre Wunden mit dem Verbande auf den von Sarragossa herbeigerufenen Chirurgen haben warten müssen. Glücklicherweise aber waren Don Diego Vera und der Gefangenwärter mit dem Reste der vom Kloster herbeigeeilten Truppe auf jener Stelle zusammengestoßen, an der der erste Angriff stattgefunden.

Man kann sich denken, mit welchem Entsetzen sie hier die Nachricht von dem Ueberfalle und der Einbringung zweier auf den Tod verwundeter Dragoner vernommen hatten, und wie sie sofort den Freunden zu Hülfe eilten. Zogen sie doch eben jetzt mit jenem Reste der Ausgesandten ein, die auf schnell zusammengezimmerten Tragbahren von Baumästen noch neun Verwundete mit sich führten.

So war denn das Gärtnerhaus des sonst so stillen Klosters Nuestra Sennora de la Penna de Francia zu einem wahren Spitale umgewandelt, in welchem Don Diego, so gut es ging und seine chirurgischen Kenntnisse reichten, Hieb- und Schußwunden reinigte, Verbände anlegte und Verordnungen gab, während der Herzog von Alcudia bei Anselmo und dem Gefangenen von Pamplona mit einer in der That rührenden Sorgfalt den Pfleger und Aufwärter machte. Ach! er ahnte nicht, daß an demselben Orte ein Herz in stiller Verborgenheit für ihn verblute; — ein Herz, das ihn weit entfernt wähnte und doch sein Bild stets in seinem innersten Heiligthum trug.

Erst als der von Saragossa herbeigerufene Chirurg erschienen war, die Behandlung Diego's gebilligt, und gegen Bewilligung einer großen Summe versprochen hatte, nicht von dem Lager der Freunde zu weichen, bis diese außer Gefahr, verließ der Herzog das Kloster, mit dem Vorsatze, so schnell als möglich in dasselbe zurückzukehren.

XIV.

Es ist kaum möglich, sich in Gottes weiter Welt eine schönere Lage zu denken, als die des Klosters Nuestra Sennora de la Penna de Francia.

Von den Hauptgebirgsketten des Inneren von Spanien, die im Allgemeinen die Richtung von Ost=Nord=Ost nach West=Süd=West nehmen, beginnt die nördlichste an der Westgränze von Arragonien, bildet unter dem Namen der Somosierra und des Guadarrama=Gebirges — mit dem 7700 Fuß hohen Ponnalare — eine Scheidung zwischen den beiden Castilien (weßhalb man sie am Besten das castilische Scheidungsgebirge nennen könnte), senkt sich zu den öden Bergebenen — den Parameras von Avila — herab, steigt dann zu der Sierra de Gredos empor, welche die höchste unter den zahllosen Ketten und Gruppen dieses ganzen Scheidungsgebirges ist, setzt sich unter dem Namen Penna de Francia und Sierra de Gata, längs der nördlichen Grenze von Estremadura fort, und zieht sich dann nach Portugal hin, wo sie unter dem Namen Estrella bekannt ist und in dem Vorgebirge de la Roca am atlantischen Meere endigt.

Schon aus dieser flüchtigen Andeutung des Höhenzuges, auf dessen schönstem Theile das obengenannte Kloster liegt, geht hervor, daß es sich nicht, wie sein Name erwarten ließe, in der Penna de Francia, sondern viel nördlicher, in den herrlichen Wäldern des Guadarrama=Gebirges befindet. Die Sage erzählt nämlich, wie bei der Kapelle zu Loretto die Engel die Casa santa oder das heilige

Haus (die Wohnung der Maria) aus Galiläa nach Dalmatien und von da nach Loretto gebracht hätten, so hätten sie auch hier das gleiche Wunder verrichtet und die Kirche von Nuestra Sennora de la Penna de Francia in das Guadarrama-Gebirge gebracht. Muß doch Spanien, dieses auf seine katholische Rechtgläubigkeit so stolze Land, mit Italien die gleichen Wunder wenigstens theilen, wenn nicht die in Frömmigkeit rivalisirende Halbinsel an besonderen himmlischen Gnadenacten noch überbieten, und gewiß wird Niemand einen ächten, eingefleischten Spanier ausfindig machen können, der nicht von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß sein Vaterland unserm Herrgott vor allen Ländern der Welt am Herzen liege.

„Espama es et mejor pays del mundo!" — „Spanien ist das beste Land der Welt!" — ist das Motto auf der ganzen pyrenäischeu Halbinsel; und wie Tausende erklären es, — schmutzige Lumpen auf dem Leibe, Brod und Zwiebeln als alltägliche Kost vor sich und die bigotteste Beschränktheit in dem Kopfe, — für das Paradies der Erde.

Ihr glücklichen Unglücklichen! wer möchte euch euren Glauben nehmen! Wahrlich! wenn irgendwo, so heißt es hier mit Recht: der Glaube macht selig!

Uebrigens haben wir unstreitig den Grund jener Sage in dem offenen Sinne des Spaniers für die Schönheiten der Natur zu suchen; denn, wie schon erwähnt, kann es kaum einen herrlicheren Punkt auf der Welt geben, als denjenigen, auf welchem das oftgenannte Kloster erbaut ist. Muß sich doch Jeder, der ihn betritt, gestehen: hier fühlst du dich, getragen und gehoben von der großartigen Schönheit der Natur, dem Ewigen näher; — müßte doch Jeder,

der den Heros deutscher Dichtung kennt, hier mit ihm ausrufen:

Auf den Bergen ist Freiheit!
Der Hauch der Grüfte,
Steigt nicht herauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!

Ja, bei Gott! es wäre ein Göttersitz! — ein Thron der Freiheit! — ein Fleckchen Paradies . . . . . . wenn eben kein Kloster dastünde.

Indeß was hilft dies „aber"? Nuestra Sennora de la Penna de Francia erhebt sich nun einmal hier, — mitten in der blühenden Natur ein stilles Grab zahlloser Hoffnungen; und während am Fuße seiner himmelhohen Ringmauern im freundlichsten Lichte der Sonne die lieblichsten Blumen in zahlloser Menge ihre duftenden Kelche erschließen und weit und breit die reinen Lüfte mit einem wahren Zauberdufte erfüllen, schleichen jenseits jener Mauern bleiche Wesen, den martervollen Tod der Entsagung langsam sterbend, durch die finsteren Kreuzgänge; — welke Rosen, über deren Lebensfrühling zumeist ein hartes Schicksal seinen eisigen Hauch sandte oder die mißverstandene Religiosität — wenn nicht menschliche Habgierde und Herrschsucht um ihr schönes Dasein betrog.

Klagen darüber denn nicht, im Abendwinde flüsternd, jene uralten, riesigen Kastanienbäume, die, in dichten, finsteren Alleen das Kloster auf drei Seiten umgeben? — O Gott! wie viele Thränen mögen sie schon gezählt, wie vielen Seufzern gelauscht, wie vielen brechenden Herzen

ihren wehmüthigen Abschiedsgruß zugewinkt haben; während die dichtbewaldeten Bergkuppen, die sich ernst und majestätisch hinter ihnen und über sie erheben, nur kalte Beschauer all dieses Jammers blieben.

Und war es dem schönen, grünen, duftigen Wald, der sich so keck und lebensfrisch bis dicht an die Mauern des Klosters herandrängt, denn nicht möglich, die Pforten dieses Riesengrabes lebendiger Wesen zu öffnen? Seht doch nur, wie er auf der einen Seite, — da wo auch die Kastanienalleen zurücktreten, — einen bezaubernden Blick in Gottes große, weite, herrliche Welt offen läßt, gleich als wolle er Euch zurufen: Da seht es doch! — Nur durch vernünftige Anwendung seiner Kräfte kann der Mensch zur Förderung seiner Darstellung des göttlichen Reiches auf Erden beitragen, — des göttlichen Reiches, das da draußen liegt, wo gute Menschen sich, schaffend und wirkend und liebend, zu guten Menschen gesellen; — nicht aber da innen, in Euren dumpfen Grabgewölben, wo Unnatur und Entäußernng der heiligsten Menschenpflichten ihren finsteren Thron aufgeschlagen haben.

O schaut doch nur, wie sich dort in blauer Ferne die herrliche Ebene Saragossas dehnt, bespült von des Ebros klaren Wellen. Schaut nur, wie in emsigem Treiben diesem Fluthenkönige sieben Flüsse und eine Menge großer und kleiner Bäche den Tribut der pyrenäischen Abhänge bringen; — schaut hier die wogenden Saaten und dort die üppigen Wiesen; — und ganz in der Ferne die zahllosen Thürme der „berühmten und heroischen" Stadt.

Wie der Oelbaum in der aufgedeckten Landschaft ein wohlthuenden duftigen Mittelton bildet, und das hin

und wieder zerstreute saftigere Grün der Citronen- und Orangenbäume oder das dunkle Laub der Stacheleiche so lieblich hervorhebt, und der Nußbaum zum Schmucke der Gegend — von Reben dicht umsponnen — sein blätterreiches Haupt mit stillem Ernste hebt.

Wahrlich, es ist und bleibt unbegreiflich, wie so Tausend und Abertausend Menschen, mitten in der herrlichsten Natur, — dieser Natur so untreu werden konnten. Aber sie hören eben ihre Sprache, sie verstehen ihr stilles Walten nicht, obgleich der Schlüssel zu diesem Verständnisse in ihrem Geist und Herzen ruht. — — —

Die Sonne mußte schon hoch am Himmel stehen, denn eben erst gelang es ihren Strahlen, sich über die äußere Klostermauer zu stehlen, die bis zum Dache der inneren Gebäulichkeiten reichte, so daß diesen alle und jede Aussicht nach Außen geraubt war. In der That genossen denn auch nur die Zellen des oberen Geschosses — und auch hier nur die nach Osten gelegenen — das Glück, einen kleinen Theil des Tages von der Sonne bedacht zu sein; waren aber auch, vielleicht gerade darum, als zu weltlich, von der strengen Aebtissin den Nonnen entzogen. Dennoch fanden jetzt die goldenen Strahlen jenes freundlichen Gestirnes in einer dieser Zellen ein überaus reizendes, von einem schmermüthigen Hauche übergossenes Bild.

In einem ziemlich engen Raume, dessen Decke und Wände mit einer lichten gelblichen Farbe überzogen waren, und den nichts schmückte, als ein kleines Crucifix und zwei Gefäße mit Blumen, ruhte, in einen weißen Morgenanzug gehüllt, ein Mädchen.

Der Anzug verrieth sogleich, daß sie keine der blei-

benden Bewohnerinnen des Klosters sei, da er, außer seiner großen Einfachheit, nicht das Geringste mit der Tracht der Benedictinerinnen gemein hatte. Die Arme mochte sich, wie es schien, nach einer schlaflosen Nacht auf das Bett geworfen haben, und war nun einem leichten unruhigen Schlummer — wohl mehr aus Ermattung als aus Bedürfniß in die Arme gesunken. Ihre feinen und edlen Züge trugen den Ausdruck eines tiefen Seelenschmerzes, während die überraschende Bläße ihres Gesichtes jetzt durch ein eigenthümliches, durchsichtiges, scharfbegrenztes Erglühen der Wangen gehoben wurde. Die rechte Hand auf der Stelle des Herzens ruhend, die langen, dunklen Wimpern wie mächtige Wolken herabgesenkt, ein unendlich sanftes, aber zugleich auch schmerzliches Lächeln um die Winkel des Mundes . . . . so lag sie da, das Bild eines schlummernden Engels.

Wer mochte, wer konnte es anders sein, als Linda, — die süße idealistische Schwärmerin, das sanfte Kind, die edle, reine Seele, die ein hartes Schicksal so früh aus ihrem stillen, selbstgenügsamen inneren Leben voll hoher Gefühle und entzückender Ideale herausgerissen, um ihr erst in dem höchsten Aufschwunge einer beseligenden Liebe den Schwerpunkt ihres Seelenlebens zu geben — dann aber gerade durch diese Liebe, das Mark ihres Lebens zu verzehren.

Darum auch jenes stille, schmerzliche Lächeln; denn wer einen Himmel verloren hat, hat doch noch die Erinnerung an ihn, und ist selbst in seinem Schmerze seliger als der, der nur in leerer, nie gestillter Sehnsucht die Arme nach ihm ausbreitet! —

Aber die schlummernde Linda war nicht allein. Zu den Füßen des Bettes saß ihre treue Amme, die sie als Duenna auch in diesen Winkel der Erde begleitet hatte, und lauschte mit der Besorgniß einer Mutter ihren Athemzügen. So vorsichtig aber auch indessen die gute Alte war, jedes Geräusch von der Schlummernden fern zu halten — sie wagte selbst kaum zu athmen — so konnte sie doch nicht verhindern, daß der Wind, der eben an dem alten und morschen Klostergebäude rüttelte, bald eine Ziegel von dem Dache mit fortriß, bald an einer der ferneren Zellen einen Fensterladen, dessen verrostete eiserne Klammer der Zeit verfallen war, zuschlug.

Man kann sich daher ihren Aerger denken, als nun auch der Hofhund zu bellen anfing, und Linda in der That mit dem Ausrufe: „Mein Gott!“ erschrocken in die Höhe fuhr.

„Der verfluchte Hund!“ — rief zürnend die Alte — „ich vergifte ihn doch noch! Jetzt hat er mein Schäfchen wieder geweckt, und ich war froh, daß es ein Bischen schlief.“

„Ach!“ — sagte Linda leise und fuhr mit der wunderzierlichen Hand über die Stirne — „das war eine entsetzliche Nacht! Ich weiß mir kaum alles mehr zu erinnern. Es ist so wüste in meinem Kopf ..... das Sturmläuten ... das ferne Schießen .... das Jammern der Schwestern .... o Gott!“ — unterbrach sie sich hier, beide Hände auf die wunde Brust drückend — „wie das wieder klopft!“

„Sei ruhig, Herzchen“ — versetzte die Amme, die sich zu der halb Aufgerichteten auf's Bett gesetzt hatte und ihr jetzt die dunklen Haare aus der Stirne strich, —

„sei ruhig Kind und rege Dich nicht auf's Neue auf. Die Sache ist ja vorüber, und der heiligen Jungfrau sei Dank, besser, als wir dachten!"

„Besser?" — wiederholte Linda — „sind nicht Menschen geblieben? — sind nicht Tode und Verwundete hier eingebracht worden?"

„Allerdings!"

„Und wer waren denn die Angegriffenen? Hast Du nichts Näheres erfahren?"

„O ja!"

„Nun so sprich!"

„Ja, alles was ich eben erfahren konnte — die Schwester Beata berichtete es mir, als sie die Geißenmilch zu Deinem Frühstück brachte — ist, daß ein vornehmer Mann, ein Herr vom Hofe . . . ."

„Mein Herz!" — rief hier Linda.

„Was ist Dir?" — frug die Amme entsetzt.

„Mein armes Herz!" — wiederholte Linda und rang nach Athem — „den Namen . . . . den Namen . . . ."

„Den Namen wußte Schwester Beata nicht, er wurde nicht genannt!" — versetzte die Duenna ärgerlich und stand auf.

„Bist Du böse?" — frug Linda sanft.

„Freilich bin ich's!" — rief die Alte fast mit Härte. — „Wie kann ich Dir auch nur das Geringste anvertrauen, wenn Du immer gleich so erschrickst."

„Vergib!" — sagte Donna Illescas sanft, der Amme die Hand bietend, — „ich will ruhiger sein. Ach! ich dachte an ihn!" und sie wischte eine Thräne aus ihren schönen Augen.

„Immer das alte Lied!“ — fuhr die Alte mit gerunzelter Stirne fort und gab sich Mühe recht derb zu sprechen, während sie sich doch etwas zu schaffen machte, um auch aus ihren Augen ein paar Tropfen ungesehen abzuwischen. — „Ich dachte an ihn! Wie kann man nur an einen so treulosen, abscheulichen Menschen immer noch denken. Wenn Du wüßtest wie ich ihn hasse ....“

„Margaretha!“

„Ja hasse! hasse!“ — fuhr die Alte eifernd fort. — „Hat er nicht Dein Lebensglück zerstört? — Hat er Dich nicht aus Deinem stillen glücklichen Leben herausgerissen? Hat er Dir nicht die Ehe versprochen? .....“

„Ich war glücklich in seiner Liebe!“

„Und bist nun ....“

„Glücklich in der Erinnerung!“

„Ja, daß sich Gott erbarm'!“ — fuhr die Alte immer heftiger fort. — „Ein schönes Glück! Eingekerkert in den schrecklichsten Winkel der Erde, — einsam, verlassen von Gott und der Welt, — Thränen im Auge, wenn die liebe Sonne aufgeht, Thränen, wenn sie untergeht!... und die Nächte? Meinst Du vielleicht ich wüßte es nicht, wie oft Du sie durchweinst?“

„Du täuschest Dich!“

„Nein Herz! Aber Du täuschest D i c h, wenn Du glaubst ich schliefe, wenn Du weinst.“

„Du hast Unrecht, Du solltest .....“

„Lachen, wenn mein Herzblatt leidet? Nein!“ — rief die Duenna — „das kann die alte M a r g a r e t h a nicht,

und wenn Du den Treulosen nicht bald vergißt, so bricht mein Herz noch eher, ... als das Deine!"

„Gute Seele!" — rief hier Linda, die Amme an ihr Herz ziehend und Beide weinten lange und stille.

O Manuel! Manuel! hättest Du diese Scene sehen können, Dein besseres „Ich" würde sich wie ein Riese erhoben und mit einem Ruck die Banden zerrissen haben, die Dich noch an den Thron fesselten. Ach! hier, hier in diesem Herzen war Dir ja ein Thron aufgeschlagen, reicher, köstlicher, als alle Throne der Erde! — —

„Aber!" — sagte Linda nach einer längeren Pause — „wir sind ja ganz von unserem ursprünglichen Gespräche abgekommen. Du wolltest mir über die Vorfälle dieser Nacht berichten."

„Ja so!" — versetzte die Alte — „Nun! jener angesehene Herr, der wahrscheinlich schon von der Unsicherheit unserer Gegend gehört haben mußte, — wer weiß, es ist vielleicht ein französischer Unterhändler, — hatte sich von Madrid eine starke Begleitung mitgenommen. Deß ohnerachtet ward er bei den drei Kreuzen in dem Hohlwege von Räubern — vielleicht auch von Patrioten angefallen . . . ."

„Und?"

„Und nun begann jener Kampf, dessen Schüsse wir hier hörten und auf die hin die Sturmglocke des Klosters gezogen wurde."

„Und der Ausgang?"

„Die Angreifenden flohen — die Angegriffenen aber — es sollen ihrer hundert Mann gewesen sein — waren bis auf Wenige zusammengeschossen."

„Und der vornehme Herr!“

„Kam glücklich davon .... die Aebtissin ließ ihm und den Verwundeten die Wohnung des Gärtners anweisen.“

„Also ist er noch hier?“

„Nein, Kind; nachdem ein Chirurgus aus Saragossa angekommen, ist er mit Tagesanbruch abgereist.“

„Er war es nicht!“ — lispelte Linda leise vor sich hin und ihr Köpfchen sank auf ihre Brust — „er hätte seine Unglücksgefährten nicht so rasch verlassen.“

Die Alte hatte diese Worte nicht gehört, sie fuhr daher fort und sagte: „Das Haus des Gärtners soll wie ein Lazareth aussehen; über zwanzig Verwundete liegen dort, von denen Viele schon verschieden sind!“

„Die armen Menschen!“ — rief Linda, indem sie aufstand und nach einem Sessel schwankte — „wir wollen hingehn und sie pflegen.“

Aber sie hatte den Satz noch nicht vollendet, als sie schon — selbst ohnmächtig — das schöne Haupt in die Lehne des Sessels sinken ließ.

Margaretha, an solche Umstände seit der Catastrophe von Aranjuez gewöhnt, beeilte sich, ihr Hülfe zu bringen und so kam Donna Illescas auch nach wenigen Minuten wieder zu sich.

„Wenn nur Bruder Anselmo wieder hier wäre!“ — sagte sie dann nach einer kleinen Pause. — „Seine Abwesenheit ist ganz allein an meinem Unwohlsein schuld. Ich ängstige mich Tag und Nacht um ihn und daher kommt auch das unselige Herzklopfen.“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Nein, Schäfchen,“

— sagte sie dann — „das kommt von etwas ganz Anderem. Aber ich darf ja nicht sagen von was!"

„Konnte er denn anders handeln?" — frug Linda hocherröthend.

„Wer?" — versetzte die Amme — „Anselmo?"

„Ach, Anselmo!" — sagte Linda in Purpur glühend — „Er — er, der Herz und Kopf und Seele mir erfüllt, Manuel, der mein armes Leben zertrat und den ich doch liebe. Aber war er nicht dazu gezwungen? Hing nicht für ihn und uns Freiheit und Leben von seiner Verzichtleistung auf meine Hand ab?"

„Hätte ihn der Ehrgeiz nicht verblendet", — rief die Amme, — „wäre er ein Mann gewesen und kein Feigling . . . ."

„Margaretha!"

„Vergib, Kind, aber ich kann nicht anders . . . . . so hätte er es nicht so weit kommen lassen! Man sagt uns Weibern nach, wir cokettirten so gern und fielen darüber; aber bei allen Heiligen! die Männer cokettiren mit Ehrenstellen, Titeln, Orden und wie der Flitter alle heißt, noch weit mehr, und ziehen dann im Fall oft ganze Familien nach. Und Bruder Anselmo kann ich auch nicht begreifen. Erst bringt er uns in dieses Eulennest — Gott vergeb' mir meine Sünde — und dann läßt er uns auch noch Monate lang im Stiche."

„Sei nicht ungerecht, Margaretha," — fiel hier Linda sanft ein — „weißt Du denn, welche höhere Pflicht Bruder Anselmo von uns ferne hält?"

„Nein!" — versetzte diese, nicht ohne Spur von

Aerger — „Ich war nicht so glücklich in das Geheimniß eingeweiht zu werden.“

„Nun, Du kennst doch Anselmos edlen Charakter . . . .“

In diesem Augenblicke öffnete sich rasch die Thüre. Linda fuhr erschrocken hoch auf und ihr Blut stürzte mit solcher Gewalt nach dem Herzen, daß sie beide Hände auf dasselbe drücken mußte, gleich als wolle sie es vor dem Zerspringen hüten.

Es war die Aebtissin, die eingetreten war.

Groß und heroisch von Gestalt, finstere Strenge in den derben Zügen, gehüllt in die unkleidsame Tracht ihres Ordens, war sie eine Erscheinung, die wirklich erschrecken konnte. Was ihr aber sogar etwas Unheimliches gab, war der religiös-fanatische Stolz, der aus ihren Augen blitzte; — ein Stolz, der einstens mit ihrem Eintritt in das Kloster nur seine Richtung gewechselt hatte, da sie, aus einem altadligen Hause stammend — egoistischen Familienrücksichten geopfert worden war. Galt er daher seiner Zeit Reichthum und Rang, so galt er jetzt der Ausübung einer, fast bis zur Grausamkeit gegen sich selbst gehenden Ascetik. Schlief doch die Oberin des Klosters Nuestra Sennora de la Penna de Francia seit vierzig Jahren nie anders als auf dem bloßen Boden, geißelte sie sich doch mit eigenen Händen jede Woche, hatte sie doch einmal, als eine Novize zur Buße für ein Vergehen mit nackten Füßen in eine Wanne mit kochendem Wasser treten sollte und nun unter entsetzlichem Schreien sich mit Leibeskräften gegen diese grausame Strafe wehrte, mit der größten Ruhe und ohne eine Gesichtsmuskel zu

verziehen, den eig'nen Fuß hineingesteckt, um Jener ein Beispiel heroischen Duldens zu geben. Ganz natürlich daher, daß schon die Erscheinung einer solchen Frau, die selbst der Schrecken aller ihr untergebenen Schwestern war, auf Linda — zumal in ihrem jetzigen Zustande — einen peinlichen Eindruck machen mußte. Aber es lag diesem Erschrecken auch noch etwas Anderes zu Grunde. Wunderbarerweise hatte die Aebtissin, die anfangs von Linda, — der sie auf Bruder Anselmo's Verwendung einen Zufluchtsort in ihrem Kloster gegönnt, — gar keine Rücksicht genommen, in der letzten Zeit angefangen, das arme Kind mit Bekehrungsversuchen zu bestürmen. Mit anderen Worten sie bearbeitete seit einigen Wochen Donna Illescas, um sie zu dem Entschlusse zu bewegen, den Schleier zu nehmen und als Benedictinerin in dem Kloster Nuestra Sennora de la Penna de Francia einzutreten.

Woher der sonst so stolzen und für sich abgeschlossenen Frau diese Bekehrungswuth mit einemmale gekommen, ahnte Linda freilich nicht. Konnte sie doch nicht wissen, daß sich unter den Papieren der Oberin seit Kurzem auch ein Briefchen befand, das von der Hand Salvaterra's geschrieben war, und unter der Ueberschrift „Jephta gegen Ephraim" die Aebtissin bedeutete, wie wünschenswerth es sei, Linda hinter den Mauern jenes Klosters von der Welt verschwinden zu sehen.

Die Oberin, die trotz ihres harten und religiös-fanatischen Wesens dennoch ein reiner Charakter war, deutete aber diese im Briefe unterstrichenen Worte nicht anders, als auf die angedeutete Weise, und hatte daher auch —

unbedingten Gehorsam nach Unten fordernd und an unbedingten Gehorsam nach Oben gewöhnt — das Bekehrungsgeschäft, so widerlich es ihr war, übernommen. Was aber die Aebtissin von Nuestra Sennora einmal übernahm, das übernahm sie auch ganz; und wie sie mit ihrer Feldherrnnatur gewohnt war, im Sturmschritt auf das vorgesteckte Ziel loszugehen, so auch hier.

Zu ihrer großen Ueberraschung hatte sie freilich bei Linda einen ungeahnten Widerstand gefunden. Dies zarte, sanfte Wesen, das in seinem stillen Dulden und Dahinwelken einer geknickten Rose glich, die scheidend noch den süßen Duft der Liebe in die stillen Abendlüfte haucht und gern und willig und lächelnd unter den letzten Strahlen der fernen, aber so heißgeliebten Sonne, wie unter dem Dolchstoße süßer Erinnerungen, stirbt — dies zarte, sanfte, in stillem Schmerz zergehende Wesen wies ihre Vorschläge mit überraschender Energie zurück.

Warum? — Weil Linda eine selbstgeschaffene Welt in ihrem Innern trug, deren Schwerpunkt eben die Liebe war, und weil sie fühlte, daß das Aufgeben der Liebe zu Manuel einem Aufgeben ihres innersten Wesens gleichkommen würde. Diese Liebe war ja die Sonne ihrer inneren Welt geworden — der Glorienschein — in welchem ihrem sonst so religiösen Gemüthe selbst die Gottheit verklärt aufgegangen war. Warum also nach Außen suchen, was sie schon in ihrem Inneren trug? — Warum es suchen in todten Formen, in Kleidung, vorgeschriebenen Gebeten, Ritual, was in und mit ihr lebte, was ihr ganzes Wesen durchdrang?

Von allem dem begriff freilich die Aebtissin von

Nuestra Sennora nichts. Waren doch Linda und sie polare Gegensätze. Natürlich sah daher die Oberin Donna Illescas Weigerung auch als Eigensinn, Weltlichkeit und Schwäche an und verdoppelte daher nur ihre Angriffe. Linda dagegen hätte längst den, ihr früher durch seine Zurückgezogenheit so lieb gewordenen, Aufenthalt verlassen, wenn sie Bruder Anselmo an der Seite gehabt; da dieser aber einer großen und heiligen, wenn auch ihr sonst unbekannten Sache wegen, von ihr entfernt war, so harrte sie seiner eben jetzt mit doppelter Sehnsucht.

Aus allem dem wäre der Schrecken Lindas beim Eintreten der Aebtissin schon erklärlich gewesen, wenn er nicht noch augenscheinlicher seine Begründung in dem auf höchst bedenkliche Weise zerrütteten Gesundheitszustande Lindas gefunden hätte. Ach! der Schmerz um Manuel — die Glut einer verzehrenden Liebe — das, wenn auch mit Resignation, getragene Bewußtsein zertretenen Lebensglücks — alles dies hatte die Kraft der Armen gebrochen. Still zehrte sie an der Erinnerung ihrer Liebe; — aber diese Liebe zehrte sie selbst auf.

So sank sie denn auch jetzt wieder, die Hände auf das Herz gedrückt, die Augen geschlossen, das Antlitz bleich wie der Tod, in den Sessel zurück. Eine Situation, die — kindischer Schwäche zugeschrieben — auf dem Antlitze der Aebtissin nur einen Zug kalter Verachtung hervorrief.

„Erholt Euch, Donna Illescas" — sagte die Oberin daher in dem ihr eigenen rauhen, fast männlichen Tone, indem sie sich zugleich mit nicht minder männlichen Bewegungen auf dem einzig noch übrigen Stuhle des Zimmers niederließ. — „Ihr müßt Euch das mädchenhafte

Zeug abgewöhnen. Mein Gott! wer wird denn bei jeder Kleinigkeit erschrecken. Oder ist es meine Person, die einen so übeln Eindruck auf Euch macht?"

„Gewiß nicht, hochwürdige Frau!" — entgegnete die mühsam Zusichkommende mit kaum vernehmlicher Stimme — „aber mein armes Herz . . . ."

„Ach was, Herz!" — rief die Oberin — „das sind aber die Folgen sündhafter Weltlichkeit. Das Herz der Creatur gehört nur Gott! Habt die Kraft, Euch von der Welt und ihren Lockungen loszusagen und Euer Herz wird bald stille werden!"

Linda lächelte trüb; dann sagte sie mit unendlicher Wehmuth: „Ich denke, das wird es ohnehin bald."

„Donna!" — flüsterte die Amme; aber in dem einen Worte lag ein so bitterer Vorwurf, daß Linda ihr abbittend die Hand reichte.

„Das sind nun alles Mädchengrillen!" — meinte die Aebtissin — „Wendet Eure Liebe Gott und der heiligen Jungfrau zu und solche sündige Gedanken werden Euch ferne bleiben."

„Ich kann mich nicht überzeugen" — entgegnete Linda mit sanfter Freundlichkeit — „daß eine reine Liebe, wie sie mir Gott nun einmal ins Herz gepflanzt hat, Sünde sein soll. Wahrlich, hochwürdige Frau, es gibt in der Liebe Wonneminuten, die den Sterblichen göttlich durchglühen, d. h. die eine unaussprechliche Liebe gegen Alles, was da ist, in unser Herz gießen und unsere Arme der ganzen Menschheit öffnen! und ein solches Gefühl sollte Sünde sein?"

„Und ist das nicht gerade die Sprache menschlichen

Hochmuthes, der selbst die eigene Leidenschaft vergöttert?" — versetzte die Aebtissin hart — „Wie kann man, gefangen von den frivolsten Gefühlen, die Gedanken auf einen Mann gerichtet, es wagen, von einer göttlichen Erhebung zu reden?"

„Ich weiß nicht, hochwürdige Frau" — versetzte Linda schüchtern — „was Ihr unter frivolen Gefühlen versteht; aber da Ihr über meine Verhältnisse unterrichtet seid, so kann ich Euch sagen, daß ich mich nie besser, nie gotteswürdiger, nie seliger fühlte, als seit ich Don Manuel liebe. Das Verhältniß zu ihm hat mich über mich selbst und meine Bestimmung klar gemacht — dies Verhältniß gerade war es, was mich anspornte, nach immer höherer Veredlung zu ringen, durch diese Liebe getragen und gehoben verklärte sich vor mir Welt und Leben."

„Und diese heidnische, Gott und seine heilige Kirche in den Hintergrund drängende Liebe, hat Euch mit höllischen Künsten verblendet, daß Ihr Euer Herz der Religion entfremdet und an den Götzen der Erde hingt."

„Ich dächte" — versetzte Linda mit einer Gelassenheit, die die Oberin fast verwirrte — „wahre Religiosität ist: die Schönheit und Göttlichkeit in allem Geschaffenen erkennen und sich ihrer freuen!"

Aber diese Worte zündeten bei der Oberin von Nuestra Sennora de la Penna de Francia wie ein Blitz. Sie verspürte darin etwas von den gottlosen Ideen eines Voltairs, der — ihrer Meinung nach — einer der erstgeborenen Söhne der Hölle war. Mit der ganzen Härte ihres Charakters, mit der ganzen Wucht ihrer Beredsamkeit, fiel sie demnach über die Sünderin her, Buße predi-

gend und ihr als einzigen Rettungsanker den Eintritt in ihr Kloster zeigend.

Linda hörte sie mit einer wahren Engelsgeduld lange schweigend an; als aber die Aebtissin endlich mit der Frage schloß: Wie es nun stehe? Ob sie die dargebotene Hand ergreifen und den Weg der Gnade betreten, oder in ihrem Sündentaumel untergehen wolle? sagte sie entschieden: „Ich werde den Schleier nie nehmen, da ich dem Schwur meiner Liebe bis zu meinem letzten Athemzuge treu zu bleiben gedenke.“

„Nun denn!“ — rief die Aebtissin rasch aufstehend und den Stuhl so heftig zurückstoßend, daß Linda erblaßte — „so mag es denn sein. Ich habe das Meine gethan, geht dann in Eurem Unglück unter!“

„In meinem Unglücke?“ — wiederholte Linda sanft und ein wahrhaft himmlisches Lächeln spielte um die Winkel ihres Mundes, während ihr dunkelbraunes Augenpaar, schwärmerisch unter den langen Wimpern hervorschauend, mit feuchtem Glanze nach Oben blickte. — „Wer sagt Euch denn, hochwürd'ge Frau, daß ich unglücklich bin? Ich liebte Don Manuel und ich liebe ihn noch. In seiner Gegenliebe fand ich einen Himmel voll Seligkeit, und in der Erinnerung an diese Seligkeit werde ich schwelgen, bis dies arme Herz bricht. Ja, bis es bricht,“ — fügte sie leise hinzu — „denn ohne ihn kann es ja nicht leben und ihn wiederfinden wird es nicht. Und doch preise ich Dich allgütiger Gott!“ — fuhr sie mit erhöhtem Tone, mit gefalteten Händen fort und der feuchte Glanz ihres Auges wandelte sich in das Strahlen der Begeisterung, — „und doch preise ich Dich allgütiger Gott, daß Du mir

in diesem armen Erdenleben so viel Seligkeit gegeben hast, daß Du mich ihn finden ließest, der mir Herz und Seele erfüllte und dessen Geist mich so oft auf kühnen Schwingen zu Dir emportrug. Was kann er dafür, wenn ich armes Wesen, in meiner bescheidenen Erscheinung, ihm nicht mehr zu genügen vermag? Wo das Vaterland ruft und die Pflichten des Thrones gebieten, da muß das Seufzen eines Mädchens verstummen. O halte nur Deine Hand segnend über ihn, schütte den ganzen Reichthum irdischen Glücks über ihn aus; — und wenn dies arme Herz bricht, so nimm es auf in Deine Arme und laß es in der Fülle Deiner ewigen Liebe vergessen, daß es auf dieser Erde . . . . . nur zu lieben versuchte."

Linda schwieg; aber in demselben Momente stürzte auch das Blut wieder mit gierigen Wellen nach ihrem Herzen, — die nächtigen Wimpern senkten sich und ohnmächtig lag sie in den Armen Margaretha's.

Die Aebtissin warf einen Blick der Verachtung auf sie und verließ die Zelle.

XV.

Mit Bruder Anselmo und dem Gefangenen von Pamplona stand es indessen immer noch schlimm; namentlich mit Ersterem, dessen Bewußtsein selbst am dritten Tage nach jenem unseligen Ereignisse noch nicht zurückgekehrt war. Etwas besser ging es dem Grafen von Flo-

rida Blanca, wenn auch nur um Weniges. Aber er war doch wieder bei sich und nach der Erklärung des Chirurgen außer Lebensgefahr. Im Uebrigen hatte Diego Vera dafür gesorgt, daß Beide nach wie vor unter fremden Namen und als Dragoner figurirten, und da die Strenge der Aebtissin nicht den mindesten Verkehr der Männer mit dem inneren Kloster duldete, sie sich selbst eben so ferne hielt und Anselmo in den Mauern von Nuestra Sennora de la Penna de Francia auch nur ihr, Linda und Margarethen bekannt war, so darf es nicht auffallen, daß keine Seele eine Ahnung von Anselmo's Unglück, noch weniger aber von seinem Aufenthalte im Kloster selbst, hatte.

Zwar war es Anfangs Linda's Absicht gewesen, die Oberin zu ersuchen, die Verwundeten pflegen zu dürfen; da aber jene stürmische, schreckenvolle Nacht auf Donna Illescas nachhaltiger eingewirkt, als diese selbst erwartet, mußte sie dies Vorhaben aufgeben. Ihre Nerven, ihr ganzes Wesen, ihr Körper und ihre Seele waren zu erregt; auch wollten die Kräfte kaum reichen, nur den kleinen alltäglichen Spaziergang vorzunehmen, der ihr — frische Luft zu schöpfen — erlaubt war, da sie ja weder Regel noch Gelübde an den traurigen Kerker einer Zelle bannten. Außerdem hatte Linda erfahren, daß nur noch zwei Dragoner unter guter Pflege zurückgeblieben, die übrigen Verwundeten dagegen sämmtlich nach Saragossa gebracht worden seien.

Mit den gemischtesten Gefühlen, unter Furcht und Hoffnung, erwarteten indessen Diego Vera und der Gefangenwärter die Zurückkunft Don Manuel de Godoy's.

Mußte sie doch über das Schicksal des flüchtigen Gefangenen und ihr eigenes entscheiden, da sie ja zu dessen Entkommen behülflich gewesen. Wohl sahen Beide ein, daß ihre Köpfe dabei auf dem Spiele standen, aber sollten, konnten und durften sie die Leidensgefährten in ihrer bedenklichen Lage verlassen? Einer solchen Feigheit waren Beide nicht fähig. — „Geduld!“ — sagte daher der kleine Doctor oft, wenn der Gefangenwärter darüber verzweifeln wollte, daß ihr kühnes Unternehmen noch im letzten Momente so schmählich gescheitert sei. — „Geduld! Freundchen! laßt uns das Ende abwarten. Mit Zeit und Geduld, wird aus einem Maulbeerblatt Atlas, und mit einem Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen, wie mein Vater sagte, als mit zwanzig Tonnen Essig. Was ich von dem Herzoge von Alcudia bei dieser Gelegenheit gesehen, läßt mich hoffen, daß er das Herz auf dem rechten Flecke hat und nicht eigensinnig wie ein störrisches Pferd ist. Warum ist der Teufel des Heldenthumes in uns gefahren. Es heißt nicht umsonst: Ruhm und Nachruhm macht Helden, und das Loos eines Helden ist: länger als andere Menschenkinder in der Geschichte zu leben ..... aber desto kürzer .... auf Erden.“

„Ein schlechter Trost!“ meinte der Gefangenwärter.

Des Doctors Augenbrauen zogen sich aufwärts indem er sagte:

„Warum habt Ihr das Sprüchwort vergessen: Furcht muß den Wald hüten! Ihr würdet jetzt noch bei den Fleischtöpfen Egyptens sitzen.“

„Und bei meinem Weibe.“

„Und bei köstlichem huevos revueltos con tomatas!“

„Zum Teufel Weib und Rühreier!“ — rief hier der Gefangenwärter. — „Glaubt Ihr, Freund Doctor, mich reue, was ich gethan? Noch zehn, noch hundertmal setze ich mein Leben für einen Mann, wie Florida-Blanca ein; wenn es nur etwas fruchtet. Aber so . . . . .“

„St!“ — flüsterte Diego in diesem Augenblicke — „wir sprechen zu laut. Der Graf möchte erwachen.“

„Das wäre schlimm. Die Ruhe thut ihm gut. Wenn es nur mit Bruder Anselmo auch so weit wäre.“

„Wünschte es auch!“ — seufzte der Doktor. — „Weiß Gott! sehe ich die blassen Züge des armen Freundes, hat es selbst mit dem Einzigen ein Ende, was mich bisher noch Oben gehalten hat . . . . mit meinem Humor.“

Und in der That, der unerschöpfliche Humor Diego Veras war es auch allein, der den Doktor, und durch ihn den Gefangenwärter, in diesen trüben Tagen und in ihrer höchst peinlichen Lage aufrecht erhielt. Diego hatte recht, wenn er sagte: „Wen Gott mit Humor gesegnet hat, der danke ihm auf den Knieen dafür; denn ächter Humor ist ein Pflaster auf alle Wunden; — ein Balsam, der beißt, aber desto gründlicher heilt. Hirschleber bei Milzbrand!“ Hätte er Jean Paul gekannt, er würde mit diesem von dem Humor das göttliche Wort gesagt haben: Humor ist der Vogel Merops, der zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt! — Und verräth denn der Humor nicht gerade ein edles, tieffühlendes, weises Herz, wie es Diego hatte; empfänglich für die Menschheit und deren Leiden? — Ein Herz, das unter Lächeln verbluten kann?

Hier drohte es wirklich zu verbluten. Da kam Manuel zurück.

Er hatte diesmal die Vorsicht gebraucht, seine Abreise von Saragossa ganz geheim zu halten. Der Reisewagen ging leer, aber mit großer Escorte auf einem Umweg nach Madrid, er selbst in der Kleidung eines einfachen Bürgers nach dem Kloster Nuestra Sennora.

Aber mit welchem Schmerz vernahm er den noch immer so trostlosen Zustand Bruder Anselmos; — mit welchem Staunen betrachteten dagegen Diego Vera und der Gefangenwärter Manuels Benehmen gegen Florida=Blanca. War das der Mann, dem man den Sturz des Gefangenen von Pamplona zuschrieb?! — Unmöglich! denn ein Sohn kann gegen seinen Vater nicht aufmerksamer, dankbarer, achtungsvoller sein!

Und doch von so vielen Seiten ein so hartes Urtheil — ein so vorschnelles Zurechnen?

Der Mensch sollte von Gott und Rechtswegen — sagt in dieser Beziehung Rudolph von Fraustadt — nirgends in der Welt behutsamer, gewissenhafter, peinlicher und duldsamer sein, als wo es sich um ein Urtheil von „Hörensagen" oder um sittliche Zurechnung handelt. Denn nirgend im menschlichen Wissen herrscht noch tieferes Dunkel und räthselhafteres Schweigen, als über die geheime Werkstatt, in der die Triebfedern und Hebelwerke der menschlichen Thaten liegen, und wer kann etwas garantiren, wobei er nicht Augenzeuge war?

Gewiß eine große Wahrheit, die, beherzigt, den Menschen manche Thorheit ersparen würde.

Was ist That? Vor dieser Frage schaudert der Weiseste zuweilen und so viel ist gewiß, daß kaum die Hälfte dessen, was jetzt, wie die Leute sprechen, gethan wird, wirklich That ist, und daß unendlich viel dazu gehört, wenn der Wille ganz freier Wille sein soll.

O ihr hartherzigen, überklugen, eingebildeten Sittenlehrer und Splitterrichter, die ihr so gar schnell zum Stabbrechen bereit stehet — fühlt doch nur einmal recht lebhaft, welch' erbärmlich zusammengeflicktes und gesticktes, von allen Seiten bestürmtes, jämmerlich zusammengedrängtes und unbeschreiblich verwickeltes Ding der menschliche Wille ist! Greift nur einmal in Euern Busen! und gesteht Euch selber, wie der Gedanke Euch unwillkürlich entsteht und bald riesengroß seinem eigenen Vater auf den Kopf tritt, und wie sogar vielfach und künstlich die Brücken und Pfade sind, vom Gedanken zur That!

Bedenkt, wie es dem Geiste so schwer wird, sich loszumachen von der Herrschaft des Leibes, und welch' mächtige und gewaltige Streiter der Leib selbst überall in seinem Heere hat. Gemüthsart, Blut, äußeres Einwirken, Leidenschaft, Bewegung, Spannung der Nerven, augenblickliche Stimmung, ja oft die unbedeutendsten leiblichen Kleinigkeiten sind im Stande, Thaten hervorzubringen, an denen der Geist nicht mehr Antheil hat, als an dem Wahnsinn des Fieberkranken.

Ein Augenblick des bewegten Blutes, ein kaum merkliches Ueberwiegen der Begierde im schwankenden Kampfe auf eine unendlich kleine Zeit, eine unwillkürliche Zuckung der Gelenksehnen, wenigstens halb noch wider Willen — und das schrecklichste Verbrechen ist vielleicht äußerlich be-

gangen, so daß der Thäter noch in demselben Augenblicke die starr in die Ewigkeit herausgetretene That selbst staunend anschaut und deren Wirklichkeit bezweifeln möchte.

Menschen! richtet und strafet die Sünden der Bosheit; aber die Sünden der Schwachheit stellt dem anheim, der uns alle schwach erschaffen; — richtet und strafet die Thaten der Finsterniß, aber seid zuvor vorsichtig in Eurem Urtheil!

Was Manuel so lange auf dem Herzen gehabt, sich persönlich gegen Florida-Blanca über die bekannte Katastrophe auszusprechen, die seine Erhebung und des Grafen Sturz nach sich gezogen, geschah jetzt, so wie Godoy sogleich auch dem Flüchtling, der sein Lebensretter geworden, die Freiheit und Verwendung beim Könige zusagte. Auch den Freunden, die bei der Flucht behülflich gewesen, versprach der Herzog Schutz und Vergebung. Dennoch kam man überein, der Sicherheit wegen und in Betracht der so mächtigen Partei Salvaterra's und der Camarilla, das Dunkel beizubehalten, was auf den Verwundeten lag.

So schwach sich noch Florida-Blanca fühlte, so strahlte doch sein Auge, theils in dem Bewußtsein der eigenen großmüthigen That, theils über die Freude sich in Manuel nicht getäuscht zu haben und für die Zukunft vielleicht mit ihm Hand in Hand für das Vaterland wirken zu können.

Hatten sich hier doch zwei große Charaktere auf die wunderbarste Weise von der Welt, und noch dazu Angesichts des Todes, gefunden — zwei Charaktere, die sich längst gegenseitig angezogen, obwohl sie bisher das Schicksal gewaltsam auseinander gehalten; was war daher na-

türlicher, als daß die Stunde, die sie jetzt vereinigte, die Geburtsstunde einer großen edlen Freundschaft ward. So sind ja unsere Schmerzen so oft auch die Wiege unseres Glücks.

Die Unterredung hatte indessen Florida=Blanca erschöpft. Er sank matt und bleich auf sein Kissen zurück, so daß Diego den Herzog bat, sich auf kurze Zeit zu entfernen, bis sich der Verwundete erholt haben würde. Und in der That! Godoy gehorchte gern, da sein Herz so freudig bewegt stürmte, daß er Ruhe und Gleichgewicht in der freien Natur wieder suchen mußte.

Es war ein unvergleichlich schöner Abend, der eben über der Welt lag.

Godoy trat hinaus. Ein leiser Wind rauschte durch die uralten, himmelhohen Kastanien und bewegte ihre dunklen Blätterbüschel zierlich hin und her, gleich als ob sie miteinander sprächen und sich wunderviel in die Ohren zu flüstern hätten. Hinter den Kastanienalleen aber, da lagen die Wälder so still und so schweigsam, als seien sie schon in Schlaf gesunken. Kein Laut ließ sich hören .... nur hie und da der schwermüthige Schrei eines Falken, der in unabsehbarer Höhe seine Kreise zog.

Manuel überkam ein wunderbares Gefühl. Die Ruhe der Natur theilte sich auch ihm mit. Langsamen Schrittes, die Arme auf der Brust verschränkt, ging er daher, dem einzelnen dürren Blatte nachschauend, das der Wind in Absätzen raschelnd vor ihm am Boden hintrieb. Da öffnete sich mit einemmale die Aussicht. Er blieb überrascht stehen.

Welch' neues, wunderschönes Bild, und doch so ganz passend in den Rahmen der nächsten Umgebung!

Vor ihm, da wo auf beiden Seiten die Kastanienalleen endeten, senkte sich der Berg in raschen, felsigen Absätzen, rechts und links von lebendigen Mauern schwarzer Fichten begränzt, der Tiefe zu. Und wie dehnte sich dort nun die unermeßliche Ebne mit ihren Wiesen und Feldern und den Silberblicken des Ebro's und seiner Nebenflüsse; — wie athmete auch sie wie die duftige Ferne eine unaussprechlich wohlthuende Ruhe.

Manuel fühlte sich in einer wahrhaft feierlichen Stimmung. Der Blick in die unermeßliche Weite, rief in seinem Herzen die Sorge für das Vaterland wach. Heute noch wohnte der tiefste Frieden auf diesen Fluren, und in kurzer Zeit waren sie vielleicht von den Hufen der Rosse zerstampft, — wütheten vielleicht die Furien des Krieges über sie hin! Die Abgesandten der Republik hatten zu Saragossa Friedensvorschläge gemacht, die nicht anzunehmen waren.

Manuel strich sich mit der Hand über die Stirne und rief sich selbst zu: „Nichts von Politik in dieser Stunde; nur der eine Abend sei einmal wieder ganz mein!"

Und von der Luft bewegt, nickten ihm die zahllosen Feldblumen wie alte Bekannte beifällig zu.

Aber gebiete einmal deinen Gedanken Stillstand — binde die Flügel deiner Phantasie — halte sie zurück die schwellenden Wogen der Sehnsucht! Armer Sterblicher! Wenn dich das Schicksal in das Getriebe der Welt geschleudert, wenn du hast hassen und lieben, fürchten und hoffen gelernt, ... dann ist es aus mit jener idyllischen

Ruhe in Geist und Herz, wie sie nur die Zeit der Kindheit kennt; dann wirbelt es fort und fort in deinem Gehirne, regt sich in deinem Geiste, flammt in deiner Phantasie und stürmt in deinem Herzen, ... bis du hinabgesunken bist unter die Scholle und Frieden gemacht hast mit der ganzen Welt.

Manuel fühlte, wie ihn Ruhe beglücken könnte..... und seufzte tief auf, denn er war ja weit, so unendlich weit entfernt von einem friedlichen und befriedigenden Seelenzustande.

„Ist der Mensch nicht wahnsinnig," — rief er endlich aus — „daß er sich so in den Strudel des Lebens stürzt, und um eitler Ehre, nichtigen Glanzes, flüchtiger Genüsse willen . . . das Köstlichste aufopfert, was er besitzen kann, ... Ruhe der Seele? Ach! jetzt erst verstehe ich Euch, die Ihr Euch hier in die Einsamkeit der Natur zurückgezogen und in stillen Klostermauern, abgeschieden von der Welt, lebt! — Bei dem allmächtigen Gott! wenn das Vaterland nicht riefe . . . . : ich könnte mich zur Stelle entschließen, auch in ein Kloster zu gehen, so ekelt mich die Welt und das Leben an!"

Und er dachte an Anselmo, der ja auch mit der Welt abgeschlossen, und den vielleicht sein letztes Eingreifen in das Leben, um dasselbe brachte.

„Armer Freund!" — seufzte er — „so wird Dir denn vielleicht bald, was Du im Stillen so sehnlichst gesucht . . . . . Und was ist denn der Tod? Was anders, als Luft und Freiheit für die eingeschlossene und umwölkte Seele! — was anders, als Luft und Freiheit, um die Fähigkeiten, die ich in mir spüre, zu entwickeln, ...

die Fähigkeiten eines Wachsthums in's Unendliche! . . . . Luft und Freiheit!" — wiederholte er schmerzlich und breitete wie aus Sehnsucht die Arme aus — „ach! sie fehlen mir Beide!"

Spanien! und das ruft derjenige, den du für deinen Regenten hälst, — das ruft der unumschränkte Günstling zweier Majestäten, — der, den die Welt das Schooßkind des Glückes nennt?

Aber was ist Glück, wenn das Herz leer und unbefriedigt ist! — — —

Die Sonne war längst hinter den waldigen Gipfeln der Sierra de Quadarama versunken. Das Kloster und seine Umgebung lagen in tiefer Dämmerung und nur die ferne Ebene erglänzte noch in den letzten Strahlen der Scheidenden.

Der Himmel aber glich einem Meere von Gold, Purpur und Feuer, durch das einzelne Wolkenmassen wie riesige Schiffe langsam und schweigend segelten.

„Nehmt mich mit!" — rief Manuel unwillkürlich aus tiefster Seele — „und führt mich zu ihr, die ich thörigt genug war, aufzugeben . . . . . . und die vielleicht jetzt vor Kummer stirbt!"

Er schwieg . . . . . aber ein namenloser Schmerz durchschnitt sein Inneres. Er glaubte, das Herz müsse ihm brechen . . . . da hörte er plötzlich einen Grabgesang. Die Glocken des Klosters fingen ernst und feierlich zu läuten an, und wie er eine kleine, in der Mauer angebrachte Thüre, die nur angelehnt war, öffnete, sah er einen Leichenzug, der sich langsam nach dem kleinen Kirchhof bewegte, der vor ihm lag.

Es durchrieselte ihn mit Eiseskälte. Er wußte nicht warum er an Linda dachte ...... warum es ihm war, als flüstre ein Unsichtbarer ihm zu: „Das ist sie!..... da begräbt man sie .... und du hast sie gemordet!"

Godoy wollte fliehen, aber er konnte nicht. Er war wie eingewurzelt. Wie im Fieber starrte er, von Cypressen verdeckt, vor sich.

Durch einen langen, finsteren Kreuzgang aber bewegte sich unter dem Läuten der Glocken und dem Absingen frommer Chöre ein Zug von Nonnen, wohl fünfzig an der Zahl, alle schwarz gekleidet mit weißen Schleiern und Jede eine flammende Kerze in der Hand. Ein Kreuz voraus, dann folgte der Sarg, von Schwestern getragen und mit Blumen reich geschmückt, hinter dem Sarge aber folgte die Oberin und — — Manuel starrte.....Manuel strich mit der Hand über die Stirne, auf der ein kalter Schweiß perlte — er riß die Augen mit Gewalt auf, als wolle er genauer sehen — — hinter dem Sarge folgte die Oberin und — — Lindas Amme!!

Da ward es dunkel vor den Blicken Godoys .... es überlief ihn siedendheiß und eiseskalt ..... er wollte aufschreien, er konnte nicht ..... er wollte zu dem Sarg springen und das Bahrtuch wegreißen ..... er vermochte es nicht.

Himmel und Erde verschwammen in dem Gedanken „du hast sie ermordet! ....." und Manuel brach bewußtlos zusammen.

XVI.

Als Godoy nach langer Zeit wieder zu sich kam, wußte er kaum, wie ihm geschehen. Er versuchte zu denken aber es hielt ihm schwer. Sein Gehirn war wie ausgebrannt. Er hatte die Empfindung als hätte ihn Jemand durch einen ungeheueren Schlag auf den Kopf niedergeschmettert. Dies Gefühl ließ ihn denn auch im ersten Augenblick die Gegenwart mit der Vergangenheit verwechseln, so daß es ihm vorkam, als sei er in jenem Kampfe, der Anselmo fast das Leben gekostet, auch verwundet worden, und erwache eben erst.

Bald aber besann er sich doch eines Anderen, und als seine Augen allmählig die ihm ganz fremde Umgebung musterten, und seine Blicke von den Cypressen weiter schweiften, und er vor sich die stillen Hügel sah, welche der Mensch über den Furchen aufgeworfen, die der Tod hier gezogen, und den Kreuzgang erblickte . . . . . da dämmerte es mit einemmale furchtbar in seiner Seele.

Aber war es denn nicht nur ein böser Traum, der ihn gefoltert?

Manuel glitt mit der Hand über die Stirne, um zu sehen, ob er in der That wache. Aber das Leben lag zu derb vor ihm, um an seiner Wirklichkeit zu zweifeln. Er befand sich auf dem Kirchhof des Klosters, und . . . . . keine dreißig Schritte von ihm kniete ein Wesen an einem frisch aufgeworfenen Hügel!

Jetzt wußte er Alles, was geschehen war; aber es war ihm auch, wie es einem Verbrecher sein mag, der die

letzte Nacht seines Lebens durchschlafen hat und bei dem Erwachen von dem Gedanken überrascht wird . . . . . in einer Stunde besteigst du das Schaffot!

Allmächtiger Gott! — dachte er — wenn es wirklich Linda gewesen, die man hier begraben? — Aber wie komme ich auf den unsinnigen Gedanken? . . . wie sollte Linda gerade hier sein? . . . . und doch! war es denn nicht ihre Amme, die dicht hinter dem Sarge herging? Und es wälzte sich mit Bergeslast auf seine Seele, und er zitterte vor der Frage an die stille Beterin, die am Hügel kniete.

Aber lieber die Gewißheit ewiger Verdammniß, als die Furcht vor ihr.

Manuel schwankte dem Hügel zu. Es war keine der Benedictinerinnen, die hier betete, das verrieth der Anzug. Godoy schöpfte Athem; aber die Frage erstarb ihm auf den Lippen. In demselben Augenblicke erhob sich die Beterin langsam und wie es schien mit Mühe. Manuel trat bescheiden vor . . . . sie schaute auf . . . . . und „Manuel!" . . . „Linda!" schallte es durch die Lüfte und eine Ohnmächtige lag in Godoy's Armen.

Glücklicherweise befand sich Margaretha ganz in der Nähe. Der Schrei hatte ihr Ohr getroffen, sie eilte herbei, wäre aber selbst fast in die Erde gesunken, als sie ihre Herrin in den Armen Don Manuels erblickte.

„Jesus Maria! um Gottes und aller Heiligen Willen!" — rief sie — „wo kommen denn Eure Gnaden her?"

„Laßt das gut sein bis später" — entgegnete Manuel verwirrt — „und schafft vor allen Dingen hier Hülfe!"

„Großer Gott, das arme Kind!“ — jammerte die Amme — „ich kann mir denken, wie sie erschrocken sein mag. Ist ohnedem so leidend und heute gar . . . . beim Begräbniß der Schwester Beate, ... der Einzigen, die sich hier etwas um uns bekümmerte. Und mußte so schnell sterben, die gute Seele. Ja! was ist doch der Mensch! — Vor drei Tagen bringt sie uns noch die Geisenmilch zum Frühstück und den Abend liegt sie auf dem Stroh! . . . . . Aber“ — fuhr sie fort, Donna Illescas ein Riechfläschchen unter die Nase haltend — „Schäfchen, mein Herzchen, komm doch zu Dir! . . . . ach! warum habt Ihr sie auch so plötzlich überrascht?!“

„Konnte ich denn etwas dafür!“ — rief Manuel besorgt — „wie hätte ich ahnen sollen . . . .“

„Ja so, Euer Gnaden . . . .“ — aber die Amme unterbrach sich hier, indem sie erschrocken und mit einer Verbeugung voll Grandezza, in der aber nichtsdestoweniger eine gewisse Bosheit lag, sagte — „Vergebung, Herr Herzog, Eure Hoheit, wollt ich sagen — Eure Hoheit konnte ja nicht wissen, daß sich Donna Illescas hier befinde.“

„Zu allen Teufeln die „Hoheit!“ — rief Manuel ärgerlich — „Laßt doch jetzt das Ceremoniel, wo es gilt Linda in's Leben zu rufen.“

„Und doch“ — versetzte die Amme mit einem stechenden Blick auf Godoy — „und doch, war es gerade die „Hoheit“, die das arme Kind fast um's Leben brachte.“

„Wie so?“ — frug Manuel zerstreut, indem er mit der einen Hand Margaretha half, Linda's Schläfe mit einer stärkenden Essenz zu reiben.

„Je nun“ — fuhr diese fort — „seit der unglücklichen Geschichte zu Aranjuez — also gerade seit der Zeit als Eure Hoheit Herzog sind — kränkelt die Arme, — ist grausam aufgeregt, — hat beständig Herzklopfen und Beengungen und weint Tag und Nacht.“

„Ist das wahr, Margaretha?“ — frug Manuel, und die Scham trieb eine dunkle Glut auf sein Antlitz — „Ihr übertreibt!“

„Ja! so schaut doch nur in das liebe, blasse, vergrämte Gesichtchen!“ — rief die Amme und Thränen liefen ihr über die alten, welken Wangen — „steht's denn da nicht geschrieben, daß wenn wir sie auch heute noch nicht begraben, es doch vielleicht morgen sein kann?“

„Nein! nein!“ — rief Manuel außer sich vor Schmerz, denn er mußte gestehen, während ihrer Trennung hatte sich ein Zug tiefen Leidens hier eingegraben — „Nein! Margarethe, wir begraben sie nicht. Es soll alles anders werden!“

„Das gebe der Himmel und die heilige Jungfrau!“ — sagte schluchzend die Alte — „Aber jetzt stille! sie kommt zu sich!“

In der That hoben sich in diesem Augenblicke die langen seidenen Wimpern langsam empor und ein Blick unendlicher Liebe strahlte Manuel entgegen.

Und nicht die Spur eines leisen Vorwurfes in den milden Zügen, die ein engelreines Lächeln verklärte.

Der Augenblick war zu groß für Worte. In einem heißen Kuß flammten beide Seelen zusammen, dann lagen sie sich lange schweigend in den Armen. Linda weinte leise; aber desto stärker pochte ihr Herz . . . . . so

stark, daß sie sich endlich losmachen und nach Athem ringen mußte. Manuel glaubte, es wühle ein Dolch in seiner Brust .... und er hatte nicht Unrecht .... es war der dreischneidige Dolch eines bösen Gewissens.

Wenn die Glückseligkeit in dem Genusse des höchsten und dauerhaftesten Guten besteht, dessen ein Mensch fähig, und in der Befreiung von den größeren und kleineren Uebeln, deren Abwendung in unserer Gewalt ist: so lehrt uns alles, die Vernunft, unser Herz und die Erfahrung, daß ein ehrliches, pflichttreues Handeln, der einzig sichere Weg zu unserem wahren und wohlverstandenen Glück ist; oder, mit anderen Worten, daß uns der Besitz und die Ausübung der Tugend die höchsten und beständigsten Freuden gewähre, und die größten Uebel entweder abwende, oder uns doch die Last derselben erleichtern helfe.

Wir sind, wenn wir uns auf der doppelten Seite des Körpers und der Seele betrachten, verschiedener Freuden fähig, verschiedenen Uebeln ausgesetzt. Wir finden Vergnügen und Schmerzen des Körpers, geistige Vergnügen, Freuden des Herzens, und Unruhen und Vorwürfe desselben; Freuden, die theils der Lebhaftigkeit und Dauer, theils der Güte und Würde nach, sehr verschieden sind.

Die sinnlichen Freuden, die aus der Stellung der körperlichen Begierden entstehen, sind die flüchtigsten und zugleich die unedelsten; denn wir haben sie mit den Thieren gemein.

Ihr Genuß läßt nichts in unserer Seele zurück, über das wir mit voller innerer Zufriedenheit nachdenken könnten. Die herrlichste Mahlzeit gehalten zu haben, ist kein Gedanke, dessen sich unser Geist im Stillen rühmt, —

kein Trost, der unsere Seele im Elende aufrichtet, kein Flügelschlag des in uns wohnenden göttlichen Seins, das entzückt in die Tiefen des Allebens hineinblickt, wie ein reizendes Kind in die crystallene Fluth, das Bild betrachtend, das die spiegelnde Fläche lächelnd zurückwirft, und der Schönheit sich freuend, die es doch selbst ihnen gab.

Die Freuden einer nur sinnlichen Liebe, ohne den Geist verständiger Freundschaft, ohne den Schwung der Poesie, ohne das Aufflammen jener göttlichen Glut, die der Brennpunkt unseres innersten Wesens ist, — — sind, wie die kürzesten, so auch die niedrigsten dem Range nach. Selbst die unschuldigsten Freuden der Sinne gleichen den Blumen, sie sterben ..... sobald sie gepflückt sind.

Wir nehmen ferner wahr, daß die Freuden der Sinne nur in einem gewissen Maße genossen, mit unserer Natur übereinstimmen; daß uns dagegen das Uebermaß derselben: Schmerzen des Körpers, Schwachheiten und Krankheiten erwecken, das Mark des Lebens aufzehren, die Ruhe der Seele, die Achtung vor uns selbst, Zufriedenheit und jene Freudigkeit des Herzens rauben, ohne welche das menschliche Leben das qualvolle Hinsterben auf einer Folterbank ist.

Wir nehmen wahr, daß diese natürlichen Neigungen zu sinnlichen Vergnügen durch eine uneingeschränkte Befriedigung zu stürmischen Leidenschaften werden, die uns zum Gegenstande der Lust hinreißen, den Verstand blenden und dennoch in das Herz jene Oede und Leere pflanzen, die ein Hauch des Todes — ein Spiegel des Nichts ist!

Wir nehmen ferner wahr, daß die Begierde der Selbstliebe, daß der Ehrgeiz, daß das Verlangen nach Ruhm, Macht und Ansehen, nach Reichthum, Pracht und

Größe, wenn sie zu stark anwachsen, ihre anmuthige Seite verlieren, sich in unser Unglück verkehren und die Fieber der Seele werden, die wir Egoismus, Ehrsucht, Geiz, Wollust, Ruhmgierde u. s. w. nennen. Stürme der Seele, die verwüstend über unser und über das Leben Anderer dahin brausen und in ihrer Wuth so manches Paradies entwurzeln.

Wenn wir also von dieser Seite gesichert sein, uns nicht selbst zuwider handeln, und nicht die höchsten Seligkeiten des Lebens für einen flüchtigen Rausch opfern wollen: so entsteht die ernste Pflicht, sich selbst und seine natürlichen Neigungen in ihrem von dem Gewissen und von der Vernunft angewiesenen Schranken zu halten. Die Ausübung dieser Pflicht aber, deren Krone wahres Lebensglück, ist eben . . . . das unerschütterliche Festhalten an Recht, Vernunft und Wahrheit.

Und wie? . . . . . weiß dies denn nicht jeder Mensch? . . . wird uns denn dies alles nicht schon von Kindesbeinen an, in der Schule, in der Kirche und im Leben alltäglich gepredigt?

Freilich wissen wir's Alle, so gut als es Manuel gewußt; aber wir thun nur allzu oft nicht darnach — wie es Godoy auch bis dahin nicht gethan.

Aber glücklicherweise lebt der alte Gott noch, und greift gar manchmal plötzlich mit einem erschütternden Ereigniß an unser Herz, uns weckend mit der Schmerzen wildem Stoß.

So ging es hier auch Manuel. Die Frucht war reif und fiel ab. Das Jugendfieber unersättlichen Ehrgeizes, tobender Sinnlichkeit hatte nachgelassen, und die

Sonne sittlicher Größe brach endlich mit Entschiedenheit durch die Nebelschichten der Leidenschaften.

Ach! und was ist denn selbst der Thronsaal mit seiner Pracht, mit all' seiner Lust, mit all' seinem Glanze? Was anders? . . . . als ein höheres Stockwerk über dem Grabe!

Bunt und flüchtig wogten alle diese Gedanken jetzt an Manuels Seele vorüber, während sein Blick mit Entzücken und doch auch wieder mit namenloser Wehmuth an Linda hing, die sich, gestützt auf Margaretha, auf einer nahen Rasenbank niedergelassen, um Athem zu schöpfen und dem Herzen Zeit zu gönnen, sich zu beruhigen.

Als dies geschehen, war natürlich das Nächste, daß sich beide Theile über die Art und Weise befrugen, wie sie hiehergekommen. Wie sollte sich aber hier wieder Manuel aus der Verlegenheit ziehen. Linda konnte von Anselmos Unglück wohl nichts wissen, sonst wäre sie ihm gewiß längst zu Hülfe geeilt und Godoy durfte ihr auch nichts davon sagen, einmal des Geheimnisses wegen, das ihn und den Gefangenen von Pamplona schützen mußte, und dann . . . . wie hätte die Leidende diesen Schlag jetzt zu ertragen vermocht. Also verschweigen.

Manuel erzählte demnach sein Abenteuer der Wahrheit getreu, jedoch ohne Florida Blancas und Anselmos zu gedenken.

„O gütiger Gott!" — rief, als sie dies hörte, Linda — „wenn ich in jener schrecklichen Nacht gewußt hätte, daß es mein Manuel sei, dem jene Schüsse gegolten, ich wäre vor Angst und Verzweiflung vergangen."

„Nur ruhig! mein Herzchen!" — sagte hier die Alte — „danke Gott, daß Du es nicht gewußt."

„Und Du warst hier" — fuhr Linda fort und reichte Manuel lächelnd die Hand und zog ihn zu sich — „und ich ahnte es nicht. Doch! . . . . doch!" — unterbrach sie sich selbst mit auffallender Gereiztheit — „Weißt Du noch Margaretha? . . . . . wie mein Herz pochte . . . . als Du erzähltest . . . . . es sei ein vornehmer Herr . . . . . ."

Sie hielt inne. Blässe deckte ihr Gesicht. Ihre Hand ließ die Manuels fahren und eine eisige Kälte überrieselte sie, indem sie sagte:

„Vergebung, Hoheit! ich hatte vergessen . . . . daß ich zu dem Herzog von Alcudia und nicht mehr zu Don Manuel de Godoy spreche!"

Und sie warf sich laut schluchzend an Margarethas Brust.

Wie doch oft die Donner der Vernichtung, — der Fluch des Ewigen, — die Qual der Verdammniß . . . . . in ein paar kleinen Wörtchen liegen können.

Linda hatte das Letzte so mild, so vorwurfsfrei gesagt . . . . und Manuel klang es wie ein Todesurtheil. Aber er war fertig mit sich. Seit einer Stunde war er ein völlig anderer Mensch. Weggeschleudert war sein bis dahin so unfertiges, schwankendes Wesen. Sein „Ich" erhob sich fest, edel und männlich! die Crisis war überwunden.

„Linda" — sagte er daher nach einer kleinen Pause, in der sich diese ausgeweint, mit Würde und doch so weich, daß seine Stimme fast zitterte — „Linda, vergib. Ich

habe Dir Unrecht gethan; aber konnte ich damals anders? — Gott im Himmel ist mein Zeuge, wie ich Dich seitdem gesucht. Du warst verschwunden. Jetzt, da ich Dich wieder in meinen Armen halte, — jetzt ist alles in mir klar geworden. Ich kenne meine Pflicht, und werde ihr als Mann von Ehre nachkommen."

„Nicht doch!" — unterbrach ihn hier, unter Thränen lächelnd, Linda — „Du sollst Deine Zukunft nicht der Pflicht opfern."

„Als ob Pflicht und heiße, innige Liebe hier nicht Eines wären!"

„Verstehe mich nicht falsch!" — fuhr Donna Illescas fort — „Ich wollte Dir vorhin ja keinen Vorwurf machen .... und weinte, nur weil ich ein albernes Kind bin, dessen Herz so leicht überfüllt ist."

„War ich nicht der Unselige, der es aus seiner schönen Ruhe aufstörte?"

„Und der es so unendlich glücklich machte!" — rief Linda und schloß den Geliebten mit fast fieberhafter Glut in ihre Arme.

„O daß ich es im reichsten, vollsten Maße für die Zukunft könnte!" — entgegnete Manuel.

„Du kannst es!" — sagte Linda — „Lebe dem Vaterlande und laß mir nur die Gewißheit Deiner Liebe. Still und im Verborgenen will ich dann Deinen Thaten folgen, und wenn die Welt aufjauchzt und Spanien Dich preißt, dann werd' ich den Blumen, den Wolken, dem flüsternden Walde entzückt zurufen: es ist mein Manuel, der dies gethan .... mir, mir gehört jener große edle Mann .... an diesem Herzen hat er einst geruht ....

und dieses Herz wird ihn lieben . . . . bis es nicht mehr schlägt."

„Ach das sind Dummheiten!" — rief hier, halb gerührt, halb zornig, die Amme dazwischen — „nehmt mir's nicht übel, Herr Herzog, aber ich weiß das besser! Das klingt Alles schön und rührend und in einem Buche möcht' ich es auch lesen, in der Wirklichkeit aber grämt man sich darüber zu Tode. Ich will von einem solchen Glück nichts wissen, und wenn der Herr Herzog ....."

„O stille!" — unterbrach sie Linda — „soll Manuel um meiner kleinen, kränkelnden Person willen, seine, für das Vaterland so wichtige Stellung aufgeben? Kann er es? — Hat er jenen Posten nicht unter der Bedingung übernommen ...."

„Das ist es eben!" — sagte die Amme in Eifer kommend — „das habe ich ja immer gesagt, vorher hätten der Herr Herzog sein Wort halten ....."

„Margaretha!"

„.... und Donna Illescas ehelichen sollen, denn was der Herr zusammenfügt, das soll der Mensch nicht trennen. Und was man verspricht, das muß man halten. Ja winkt mir nur! .. Hilft alles nichts, jetzt muß es heraus, Euer Leben und mein Leben die hängen an einem Faden. Ich habe Euch als Kind an meiner Brust getragen, habe Euch sprechen und laufen lehren, habe Euch gehegt und gepflegt und erzogen .... und jetzt soll ich Euch — so mir nichts, dir nichts — dahinwelken sehen? Nein! Schäfchen! Da geht jeden Tag auch ein Stück von meinem Herzen ab, und darum ist's besser, ich rede jetzt für Dich, und sage dem Herrn Herzog, wie die Dinge

stehn, und daß Du ihn nun einmal so heidnisch liebst, daß Du nicht ohne ihn leben kannst!“

„Aber Margarethe!“ — rief Linda und ihre Wangen färbten sich mit einem fiebrischen Roth.

„Laß sie nur!“ — sagte Manuel freundlich — „es ist ein treues Herz und sie hat Recht. So höre denn, was mein fester unumstößlicher Vorsatz ist. Sobald ich morgen frühe in Madrid angelangt sein werde ...“

„Mein Gott! so schnell willst Du wieder weg?“

„Ich muß, mein Kind, der König erwartet mich mit Ungeduld. Verhandlungen von größter Wichtigkeit, sind in der Schwebe.“

„Nun denn!“

„Nun! Sobald ich also morgen frühe in Madrid angelangt sein werde, begebe ich mich sofort zum Könige und verlange eine geheime Audienz. Carl liebt mich, er ist gut, er wird mich anhören. Ein einziger Hieb soll dann den gordischen Knoten lösen. Ein Mann will ich vor ihm stehen, wahr und offen. Alle Intriguen lege ich aufgedeckt hin, — auch jene, die mich in Aranjuez von Deinem Herzen rissen, — um Deine Hand brachten. Mag dann der Himmel entscheiden; . . . entweder ich oder Salvaterra! entweder siegen, oder mit gutem Gewissen untergehen!“

„Das nenn ich wie ein Mann sprechen!“ — rief strahlend die Amme.

Linda aber war anderer Ansicht. „Nein!“ — sagte sie — „nein! Manuel, das darfst Du um meinetwillen nicht thun. Ich kenne zwar die unseligen Intriguen des Hofes nicht, von welchen Du sprichst; aber ich

weiß, daß Du schon einmal nahe daran warst, ihr Opfer zu werden. Es ist wahr, ich werde ohne Dich wie eine geknickte Rose hinwelken; ..... aber was liegt denn an mir? .... Du aber gehörst dem Vaterlande, Du bist Staatsmann .... Lenker der Geschicke Spaniens .... und jetzt doppelt unentbehrlich .... eine höhere Pflicht gebeut Dir daher Deine Stellung nicht um eines Mädchens willen in die Schanze zu schlagen!"

„Als ob es außer mir keine Männer gäbe, deren Herz für's Vaterland schlägt!" — rief Manuel — „und die tüchtiger und erfahrener sind als ich. Wenn ich nun dabei zu gleicher Zeit ein Unrecht gut machte, das zwar nicht durch mich begangen, aber zu dem ich mißbraucht wurde? Wenn ich nun Alles daran setzte, den edlen Florida-Blanca wieder an seine Stelle zu bringen und — zurücktretend — an der Hand meiner geliebten Linda auf einer bescheideneren Stelle meine Kräfte Spanien opferte?"

„Manuel!" — rief Linda, die Hände auf ihr Herz gedrückt und eine unaussprechliche Freude glänzte aus ihren Augen — „wie edel, wie gut, wie groß bist Du! — Ach! Margaretha, nicht wahr, dann würde ich auch wieder wohl werden und wieder so still freudig sein können wie ehemals."

„Gewiß, Schäfchen!" — sagte die Alte, während Manuel das Mädchen küssend an sein Herz zog.

„Und" — fuhr Linda mit einer fast beängstigenden Lebendigkeit fort — „wenn dann noch Bruder Anselmo bei uns weilt, und wir alle Drei .... nein ... alle Viere ... denn meine Margaretha ist ja auch dabei

. . . . so recht innig verbunden mit einander leben, ein Herz und ein Gedanke und eine Seele, und uns wieder Stunden blühen, wie einstens in unserem kleinen Garten zu Madrid; Stunden, in welchen uns die reinste Liebe auf ihren Flügeln emporträgt, zu dem Throne des Ewigen, — uns schauen lassend in die Gefilde der Seeligkeit — — o wie wollen wir dann Gott danken, daß er die Gewitterstürme des Schicksals so gnädig an uns vorübergeführt . . . . . wie wollen wir lächeln, über die Thränen, die wir geweint, ... wie wollen wir doppelt, dreifach, hundertfach glücklich sein."

„Ja, Kind!" — sagte Manuel, — dem nur der Gedanke an Anselmos Zustand den Augenblick trübte — „Gewiß, das wollen wir!"

„Und wie will ich Dich, mein süßer Manuel, auf den Händen tragen" — fuhr Linda immer aufgeregter fort — „aus Deinen Augen will ich jeden Gedanken, jeden leisen Wunsch lesen; . . . . aufgehen soll meine Seele in der Deinen; . . . . nur für Dich will ich leben, denken, handeln, sein! . . . . O ich fühle es ja, wie mich Deine Liebe, Deine Nähe, wieder anhaucht mit der freudigen Glut früherer Tage. Die Wolken an meinem Himmel sind zerrissen und die Sonne scheint wieder . . . . . und weißt Du, Margaretha, ich kann auch wieder denken . . . . . ja, recht licht flammt es wieder in meinem Geiste und die Liebe trägt mich wieder hoch über die Erde, daß mir so wohl . . . . . so unendlich wohl ist . . . . . als gehörte ich ihr gar nicht mehr an!"

Sie schwieg erschöpft und ein Schauer schüttelte ihre Glieder.

„Kind!“ — sagte besorgt die Amme — „Du fröstelst!“

„Der Abend ist kühl!“ — entgegnete Linda und zog die Mantille fester an.

„Der Abend?“ — wiederholte Margaretha — „die Nacht willst Du sagen, und ..... wir sind auf dem Kirchhofe!“

„Wo die gute Beate heute zum erstenmale schläft!“ — sagte wehmüthig Linda, nach dem frischen Hügel schauend. — „Und ich dachte nicht mehr daran. Ach Gott!“ — setzte sie traurig hinzu — „wie bald ist man vergessen, wenn man todt ist.“

„Süßes Herz!“ — sagte aufstehend Manuel — „Laß jetzt die Todten ruhen!“

„Ja, laßt sie ruhen!“ — versetzte Linda, plötzlich in einen fast feierlichen Ton übergehend — „Weißt Du auch, Geliebter, daß ich schon todt war?“

„Linda!?“ — rief Manuel überrascht und auch ihn erfaßte ein leiser Schauer.

„Ja!“ — fuhr Jene fort — „denn der Mensch ist todt, der nicht mehr geliebt wird und nicht mehr lieben kann! . . . Einmal war es mir so . . . . aber“ — setzte sie rasch und leidenschaftlich aufflammend hinzu — „Du hast mich ja auferweckt, wie der Herr den Lazarus, darum bete ich Dich auch in Liebe und Dankbarkeit an!“

Und Beide lagen sich lange in den Armen, bis die Alte, der Ort und Gespräch mehr und mehr unheimlich wurden und die auch wirklich um Linda besorgt war, zum Abschied trieb.

Ach! warum so häufig auf dieser Erde nach einer so kurzen Freude einen so derben Schmerz!

Es dauerte lange, ehe es Linda und Manuel möglich war von einander zu scheiden. Endlich geschah es, nachdem sie ausgemacht, daß Linda vor der Hand keiner Seele etwas von dieser Zusammenkunft mittheilen solle. Sobald Manuel sein Vorhaben, dem Könige gegenüber, ausgeführt, versprach er Linda sofort die weiteren Nachrichten zugehen zu lassen.

Die Klosteruhr zeigte in langsam aufeinander folgenden Schlägen die eilfte Stunde an. Durch die Kirchenfenster brach ein mattes Licht. Wie Meereswogen erbrausten die Töne der Orgel . . . . . die Schwestern aber riefen noch einmal der Heimgegangenen in einem feierlichen Chorale ihr „Lebewohl!“ zu.

Und hoch unter den Sternen und still flammenden Sonnen, im Schooße der Unendlichkeit, ruhte der Ewige. Und Manuel und Linda blickten auf zu ihm — da sagte ihnen das Herz: Er wohnt auch hier!

XVII.

Noch in derselben Nacht eilte Manuel — nachdem er mit Florida-Blanca und seinen Freunden das Nöthige besprochen — nach Madrid.

Jetzt erst überblickte er aber auch die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich ihm von allen Seiten bei der Ausführung seines jüngsten Entschlusses entgegenthürmen mußten.

Wie war die einmal vorgefaßte Meinung des Königs gegen Florida-Blanca zu besiegen? — Eine Meinung, die sich gewiß nicht durch die Flucht des Gefangenen günstiger gestellt hatte. Wie sollte sich Godoy der Königin gegenüber benehmen? — Mußte es nicht verdächtig erscheinen, daß er jetzt, mitten unter den Donnern des Krieges, den er doch mit heraufbeschworen, sich die Last der Durchführung desselben, scheinbar wenigstens — von den Schultern wälze? — Setzte er sich nicht hier aus, in den Augen der Welt als unconsequent, feige, ja sogar vielleicht als ein Verräther am Vaterlande zu gelten? — War es vorauszusehen, daß er so mit einem kühnen Wurfe den König von Salvaterras und der Camarilla Ränke überzeugen werde? — Und wie dann, wenn nun — was sicher bevorstand — der Beichtvater der Königin hervortrat und Carl dem Vierten das Verhältniß Manuels und Marien Louisens entdeckte?

Mit Ensetzen sah sich Manuel in einem grauenhaften Netze verstrickt, dessen Maschen wahrlich so leicht nicht zu zerhauen waren.

Wohl erkannte er, daß es ein Mittel gebe, sich mit diplomatischer Geschicklichkeit aus diesem Labyrinthe herauszufinden, und zwar noch dazu ohne Wagniß, ohne das Aufgeben seiner Stellung der Welt und Spanien gegenüber — selbst ohne Linda sein Wort zu brechen — — aber was war das für ein Mittel? — — Er konnte sich nicht dazu entschließen, Salvaterra's geheimen Verlangen: die Wiedereinführung des Jesuitenordens und die Herstellung der Inquisition in ihrer früheren Gestalt, zu

genügen, obwohl er leicht begriff, daß Salvaterra um diesen Preis selbst die Hand zu einer Verbindung mit Donna Illescas bieten werde.

Aber hier hatte Manuel in der That Festigkeit genug. Eher wollte er doch das Aeußerste wagen — eher sammt Linda untergehen — als seinen Namen vor Gott und der Welt durch diese Thaten brandmarken.

Um hier Manuel de Godoy zu verstehen, ist es indessen nöthig, einen Blick auf diese historisch so merkwürdigen Erscheinungen zu werfen.

Was die Jesuiten betrifft, bedarf es zwar keiner Worte, da Jedermann diese Pest der Menschheit kennt; weniger ist aber vielleicht die Welt mit der spanischen Inquisition bekannt.

Welch' ein Fluch diese Inquisition für Spanien war, lehrt die Geschichte dieses Landes, in welchem das erste Inquisitions-Tribunal 1233 zu Lerida errichtet wurde.

Die Art und Weise, wie die Inquisition in Spanien seit ihrer Einführung bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waltete, war folgende:

Mit Aufsuchung und Aburtheilung der Ketzer waren aber auch in Spanien die Mönche, und zwar vorzugsweise die Dominikaner, beauftragt. Ein solcher, der Großinquisitor für Arragonien, Nikolaus Eymerik, verfaßte in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zum Gebrauch für die Beamten der Inquisition eine Sammlung von Vorschriften unter dem Titel: „Directorium inquisitorum," welches zuerst 1503 und später noch in mehreren neuen Auflagen durch den Druck veröffentlicht wurde.

Der spanischen Inquisition, wie sie bereits in ihrer ersten Gestalt war, unterlagen folgende als verbrecherisch bezeichnete Handlungen zur Untersuchung und zur Aburtheilung:

1) Ketzerische Lehren über die Eigenschaften Gottes und angeblich gotteslästerliche Reden über diesen Gegenstand, selbst wenn sie im Zustande der Trunkenheit gesprochen wurden.

2) Wahrsagerei und Zauberei.

3) Bündnisse mit dem Teufel.

4) Längeres Verharren im Kirchenbann.

5) Nichtanerkennung des Papstes als sichtbares Kirchenoberhaupt und Abweichungen von den Grundglaubensbegriffen der Kirche.

6) Hehlung, Begünstigung und Unterstützung der Feinde der Kirche.

7) Widersetzlichkeit gegen die Inquisition und deren Beamte.

8) und 9) Weigerung der Landes- und Gutsherren, ihre ketzerischen Unterthanen zu vertreiben und die Kirche gegen dieselben zu vertheidigen.

10) Beibehaltung jener Städteordnungen, welche den Anordnungen der Inquisition zuwiderliefen!!

11) Angebliche Versuche von Juden und Mauren, katholische Christen zum Abfall vom Christenthume zu bewegen.

12) Sogenannter qualificirter Verdacht der Ketzerei u. s. w.

Diejenigen, welche in schwerem Verdacht derselben standen, bezeichnete die Inquisition mit dem Kunstausdrucke

„de vehementi,“ die im leichten Verdachte mit dem „de levi.“

Wie war nun aber das Verfahren in jenen Zeiten dabei?

So wie ein Mönch zum Inquisitor ernannt worden war, wurde der König davon in Kenntniß gesetzt, welcher sodann an alle weltlichen Tribunale die Anweisung ergehen ließ, demselben allen möglichen Vorschub und Schutz zu leisten, und ihm die von ihm als Ketzer zu bezeichnenden Personen unweigerlich zu überantworten. Der Inquisitor aber setzte gleich nach seiner Ankunft in einer Stadt die Obrigkeit davon in Kenntniß und vereidigte sie zur Vollziehung aller Verfügungen gegen die Ketzer.

Wer sich weigerte, diesen Eid abzulegen, verfiel in den Kirchenbann.

Hierauf hielt der Inquisitor an einem Festtage eine Predigt und forderte in derselben alle der Ketzerei schuldigen Bewohner auf, sich binnen Monatsfrist freiwillig zu stellen. In diesem Falle kamen sie bloß mit einer leichten Kirchenbuße davon.

Nach Verlauf dieser Frist aber begannen die Ankläger und Denuncianten ihr verabscheuungswürdiges Geschäft, wobei sehr oft die niedrigsten Leidenschaften im Spiele waren, und nicht selten ein bloßes Gerücht hinreichte, um einen Schuldlosen in die Hände der Inquisition zu bringen.

Die Angeklagten wurden nun ungesäumt eingezogen, und von dem Augenblicke an, wo sie sich in dem Gewahrsam der Inquisition befanden, waren sie von der Welt

verschwunden — von aller und jeder Verbindung mit Außen getrennt — waren ihre Güter und ihr Vermögen verfallen, wobei das sogenannte „heilige Gericht" auf die Rechte der Gatten, Kinder und Verwandten nicht die mindeste Rücksicht nahm und dieselben oft dem bittersten Mangel Preis gab. Armes Spanien!

Um nun aber die Verhafteten zum Geständnisse zu bringen, bedienten sich die geistlichen Richter jedes Mittels, und nicht selten der Lüge und des Betruges.

Gestand der Verhaftete seine Ketzerei und verlangte er, sie abzuschwören, so hatte er sich bloß Kirchenbußen zu unterwerfen; dies galt indessen für zurückgefallene Ketzer („Relapsi") nicht. War die Gewißheit nicht zu ermitteln, ob der Angeklagte sich wirklich schuldig gemacht habe, dann mußte er alle Ketzereien überhaupt feierlich abschwören und erhielt die „Absolution ad cautelam," trug jedoch noch immer den Verdacht der Ketzerei. Verstärkte sich dieser Verdacht, so wurde er, selbst wenn er das Gegentheil betheuerte, als hartnäckiger Ketzer in den Kerker zurückgebracht und einem neuen, gerichtlichen Verfahren unterworfen. Man gab ihm einen Advokaten, welcher jedoch nur in Gegenwart der Inquisitoren mit ihm sprechen durfte und welcher weiter nichts zu thun hatte, als — — ihn zum Geständniß seines Verbrechens zu bewegen!

Nun aber kommt es immer besser! Gelang das Geständniß auf mildem Wege nicht, so wurde der oder die Angeklagte der Tortur, d. h. der Folter übergeben, welche den Unglücklichen meistens das Be-

kenntniß entpreßte; oft aber schien dies den Inquisitoren nicht einmal nothwendig, und sie verurtheilten rein nach ihrem Gutdünken.

Bei der Wahl der Zeugen, sah man dabei auf nichts weniger als Unbescholtenheit, und oft genügte es schon, wenn nur zwei Zeugen aussagten, die bloß von der Sache reden gehört hatten. Selbst die Denunzianten ließ man als Zeugen gelten und Gatten, Eltern, Kinder, Herren und Diener konnten und **mußten** gegen einander aussagen, und überdies wurden die Zeugen nicht einmal dem Angeklagten gegenüber gestellt.

Die verschiedenen Strafurtheile waren folgende. Der bloß in leichtem Verdacht Befindliche mußte die Ketzerei, deren man ihn beschuldigt hatte, abschwören. Er wurde an einem bestimmten Tage in die Kirche geführt, wo er eine Erhöhung besteigen und eine Messe hören mußte; vor der Epistel hielt der Inquisitor eine Predigt gegen die Ketzerei, dann mußte der Angeklagte feierlich auf Krenz und Evangelium die Abschwörung leisten, und hierauf erhielt er die Absolution unter der Bedingung, an den Festen Allerheiligen, Weihnachten, drei Könige und Maria Lichtmeß, so wie ferner an allen Sonntagen in der Fastenzeit, baarfüßig, im Bußhemde und mit verkreuzten Armen bei der Procession in der Hauptkirche zu erscheinen und vom Priester Schläge zu erhalten. Am Gründonnerstag wurde er dann wieder aufgenommen.

Endlich mußte er ein besonderes Kleid tragen, welches sich durch Kreuze auszeichnete, deren Farbe von der Grund-

farbe des Bußkleides abstach. Diese Buße dauerte von drei bis zu sieben Jahren.

Die Strafen für sogenannte „unbußfertige, zurückgefallene und hartnäckige Ketzer," von welchen die zwei letzten nie auf Gnade der Inquisition Anspruch machen konnten, waren verschieden. Zurückgefallene hatten stets bloß den **Tod auf dem Scheiterhaufen** zu erwarten, höchstens mit der Linderung, daß man sie, wenn sie erklärten: im katholischen Glauben sterben zu wollen, ... erdrosselte, bevor man sie den Flammen übergab.

Abwesende wurden in contumaciam verurtheilt und ihre Bilder verbrannt.

So ungefähr war denn in Spanien die sogenannte alte Inquisition beschaffen, ein auf dem Begriffe von der Alleinherrschaft der römisch-katholischen Kirche beruhendes, ursprünglich und ausschließlich geistliches Gericht, welches mit der weltlichen Macht nur in so fern zusammenhing, daß es sich derselben unbedingt bediente.

Eine neue Einrichtung erhielt die spanische Inquisition in den Tagen König Ferdinand's V. und Papst Sixtus IV., welcher dieselbe durch die Bulle vom Jahre 1478 bestätigte.

Im Jahre 1483 nämlich wurde Thomas de Torquemada, der Beichtvater Isabellens von Castilien (der Gattin Ferdinand V.) zum Großinquisitor ernannt und berief im Jahr 1484 eine Generalversammlung der Inquisitoren und Räthe nach Sevilla; welche das Grundgesetz für die neue spanische Inquisition entwarf, die nun nicht mehr bloß dem geistlichen, sondern auch zugleich

dem weltlichen Despotismus als das furchtbarste Werkzeug diente. Der von König Ferdinand eingesetzte königliche Inquisitionsrath hieß nun die „Suprema" und der Großinquisitor wurde lebebenslänglicher Präsident desselben.

Und nun einen Blick auf die Wirksamkeit dieser verjüngten Inquisition, — die — ihres furchtbaren Auftretens, ihrer namenlosen Gräuel wegen — unter Carl III. durch Florida=Blanca und Aranda beschränkt, ja in ihrer öffentlichen Wirksamkeit fast aufgehoben worden war, und deren Wiedereinführung in ihrer alten schauderhaften Ausdehnung **Salvaterra** von **Manuel** forderte.

Der Großinquisitor besetzte lediglich nach seiner Willkür die gänzlich unter ihm stehenden Untertribunale.

Was heißt das anders, als .... er war der eigentliche Regent von Spanien.

Ferner: jedes von diesen Untertribunalen hatte zwei bis drei Inquisitoren, drei Sekretäre, einen Fiscaladvokaten, einen Schatzmeister, mehrere Qualificatoren und Consultoren, (theologische und rechtsgelehrte Beisitzer) einen Alguazil oder Obergerichtsdiener, sodann einen Kerkermeister, Gefangenwärter und — Folterknechte.

Die Inquisitoren trugen für gewöhnlich ihre Ordenstracht, bei feierlichen Gelegenheiten jedoch violete Kleider mit einem weißen achteckigen Kreuze; die niederen Diener hatten schwarze, mit Silber verzierte Stäbe. (Hier ist zu bemerken, daß dies alles noch vor der Zeit Don Manuel de Godoy's war, da sich um diese Zeit jenes finstere Gericht auch in den Schleier der Finsterniß und in den Mantel des Geheimnisses hüllen mußte. Eine Ursache

mehr, die Salvaterra mit allen Kräften nach der Macht und dem Einflusse eines Torquemada streben ließ.)

Die Fahne der spanischen Inquisition — jetzt in Trauer verhüllt — war damals von rothem und schwarzem Sammt. Auf ihrer Vorderseite sah man ein grünes ästiges Kreuz, rechts mit einem Olivenzweige und links mit einem bloßen Schwerte, so wie mit der Ueberschrift: „Exurge domine et judica causam tuam.“ (Psalm 73. „Erhebe dich, o Herr, und richte deine Sache!“) auf der Rückseite befand sich das spanische Wappen.

Aber die Inquisition griff noch weiter und tiefer in das staatliche, häusliche und bürgerliche Leben! Zur Inquisition gehörten im weiteren Umfange auch die „Familiaren,“ so wie die „Santas Hermandades;“ beides Brüderschaften von Spionen, welche überall verbreitet waren und sich mit aller List der Entflohenen zu bemächtigen wußten, — und endlich die Bruderschaft der „Cruciata“ — oder „Kreuzträger,“ gleichfalls Spione, welche besonders die Moralität und das Benehmen der Spanier überwachten. Und wer sollte es glauben? — so entsittlichend, so alles Ehrgefühl ertödtend, wirkte die Inquisition, daß sich selbst die Sprößlinge der edelsten spanischen Familien freiwillig in diese verschiedenen Bruderschaften aufnehmen ließen, — nur — um dadurch vor den Verfolgungen der Inquisition sicher zu sein.

Und nun auch hier das Verfahren! War irgend Jemand denuncirt, so wurde er sofort vorgeladen. Erschien er nicht, wurde er excommunicirt und war verloren; erschien er . . . . blieb er verhaftet. Aber welch' ein

Loos, selbst für den Schuldlosesten, wenn er den Kerkern der „heiligen" Inquisition verfallen war!!

Gleichsam wie zur Verhöhnung alles Heiligen hießen diese Kerker „heilige Häuser" („Santas casas"); hier nun war der Aufenthaltsort eines Gefangenen eine Zelle von meistens zwölf Fuß in der Länge und zehn Fuß in der Breite, feucht, ungesund und so dunkel, daß der Gefangene nur zur Noth einen Gegenstand vom andern unterscheiden konnte. Die Gefäße zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse wurden bloß einmal in der Woche geleert, so daß die Luft in diesen Kerkern ganz verpestet war. Von Lesen oder Schreiben war für die Gefangenen nicht die Rede, — ja man trieb die Grausamkeit mit einer wahrhaft teuflischen Raffinirtheit so weit, daß die Unglücklichen nicht einmal seufzen durften. Auf den ersten Laut, welchen der Kummer diesen Elenden auspreßte, folgte sogleich eine schreckliche Strafe. Man verschloß ihnen mehrere Tage lang den Mund durch Knebel, und wenn dies Mittel nichts fruchtete, so wandte man die Peitschenstrafe an, ohne dabei Rang und Stand, Alter und Geschlecht auch nur im mindesten zu berücksichtigen. Jungfrauen, ja sogar Nonnen, wurden zu diesem Behufe entkleidet und nackt . . . . bis auf das Blut gepeitscht!

Kurz, der Zustand des Gefangenen in den Kerkern der Inquisition war — selbst während der Untersuchungshaft — so schrecklich, daß sich Viele aus Verzweiflung den Tod gaben.

Großer allmächtiger Weltengeist! Du, — Gott der Liebe — zu dem einst Christus die Menschen wie Kinder zu ihrem Vater beten lehrte, wie grauenhaft haben Dich

Deine Priester durch Herrschsucht und religiösen Fanatismus entheiligt!! — Wie haben sie dich, Spanien, Paradies der Erde, in eine Mörderhöhle, in einen Höllenpfuhl umgewandelt — — — und — — — wie würden sie heute noch dasselbe thun — — wenn sie es vermöchten!!

Gestand der Angeklagte sogleich, so war sein Prozeß entschieden, denn man nahm an, daß er sich selbst durch das Geständniß das Urtheil gesprochen. Uebrigens dauerte es oft Monate lang, bis der Verhaftete nur zum Verhör zugelassen wurde, und während dieser Zeit erhielt er die schlechteste, nicht selten auch unsauberste Kost; nur alle zwei Monate besuchte ihn der Inquisitor nebst dem Sekretär.

Läugnete der Angeklagte, so griff man, um sein Geständniß zu erpressen, zu dem schrecklichen Mittel der Tortur oder Folter!

In diesem Falle brachte man das unglückliche Opfer in die Folterkammer, wohin sich auch die Inquisitoren und ihre Gehülfen begaben, um gleich an Ort und Stelle das Geständniß zu den Akten zu nehmen. Die Folterkammer war meistens eine unterirdische gewölbte Grotte, so tief, daß man den Schmerzensschrei der Gemarterten auswärts nicht vernehmen konnte, für die Inquisitoren und ihre Gehülfen standen ein Tisch mit Lichtern und Schreibgeräthe, so wie Stühle bereit; die Folterknechte waren in schwarzen Zwilch gekleidet und hatten das Gesicht verhüllt. Der Unglückliche, welchen sie unter ihre Hände bekamen, wurde ganz nackt ausgezogen, und bevor man die Folter anwendete, von den Inquisitoren nochmals zum freiwilli-Bekenntnisse aufgefordert. Verweigerte er dies, so

schritt man zur Tortur. Man hatte eine Menge Gattungen derselben. Die hauptsächlichsten waren: die Tortur durch Schrauben, die durch den Strick, die mit Wasser und die mit Feuer. Durch Schrauben renkte man den Gefolterten alle Glieder auseinander, bis das Blut unter den Nägeln, aus Nase und Mund hervordrang. Wurde die Tortur mittelst des Strickes angewendet, so schnürte man den Inquisiten die Hände auf dem Rücken zusammen und zog ihn an einem Seile in die Höhe; einige Zeit ließ man ihn so hängen, um ihn dann plötzlich bis ungefähr einen halben Fuß hoch vom Boden niederzuschleudern. Der Strick schnitt dem Unglücklichen hiebei oft tief in das Fleisch und durch den jähen Ruck wurden ihm meistens die Glieder verrenkt und die Muskeln zerrissen.

Dieses barbarische Verfahren wiederholte man öfters bis zur Dauer einer Stunde und noch länger; erst wenn der im Dienste der Inquisition stehende Arzt erklärte, daß eine Wiederholung der Folter den Tod des Inquisiten nach sich ziehen würde, brachte man den Letzteren in sein Gefängniß zurück, um ihn für neue, zum Theil noch schärfere Qualen aufzubewahren.

Die Folter vermittelst des Wassers bestanden in Folgendem:

Man legte den Inquisiten in eine hohle hölzerne Bank und befestigte ihn darin so, daß der Kopf niedriger zu liegen kam, als die Füße; ein Stab, der gerade unter dem Rückgrate angebracht war, mußte dieses auf das Schmerzlichste verletzen, während die vermittelst einer Maschine angespannten Stricke ihm in das Fleisch bis zu den Nerven drangen. Hierauf stopften ihm die Folterknechte

feine Leinwand in die Nasenlöcher und in den Schlund, und ließen dadurch Wasser sickern, so daß er unaufhörlich am Athmen gehindert wurde und dem Ersticken nahe war. Nicht selten fand man die Leinwand, wenn man sie aus Schlund und Nase wieder entfernte, ganz mit Blut getränkt, weil sich der Inquisit durch die äußerste Gegenanstrengung die Blutgefäße zersprengt hatte.

Aber .... schaudere menschlicher Geist vor der raffinirten Grausamkeit zurück, bis zu welcher der Fanatismus von Priestern steigen kann, wenn du vernimmst, daß alles dies durch die Feuerfolter noch übertroffen wurde!

Hier wurde das unselige Opfer fest gebunden der Länge nach hingestreckt. Dann rieb man ihm den Körper mit Oel, Speck und dergleichen brennbaren Stoffen ein, und hielt hierauf Kohlen an die empfindlichsten Theile desselben, so daß das Fleisch des oder der Unglücklichen langsam briet und zuweilen bis an die Knochen verbrannt wurde. Oder — man brannte den Armen einzelne Glieder mit glühenden Eisen und Zangen, und zuweilen wandte man auch ein Instrument mit fünf scharfgeschliffenen Kanten an, welches auf einen Schlag eben so viele Wunden verursachte.

Alles das ward verübt im Namen der Religion auf Veranlassung von Priestern!

Natürlicherweise starben sehr viele Unglückliche in Folge dieser barbarischen Folter, und wer sie überstand, blieb meistens Zeitlebens ein Krüppel. Dessenohnerachtet gelang es den Inquisitoren nicht immer, die Bekenntnisse der Angeklagten dadurch zu erpressen.

Aber das Alles war ja nur erst das **Untersuchungsverfahren**, nun kommen noch die Strafen bei dem Befund der Schuld.

Sie bestanden im Verlust des Vermögens, Enterbung, Tragen des „San Benito“, eines feuerfarbigen oder gelben Bußkleides, Einkerkerung auf Jahre oder .... Zeitlebens und ..... Feuertod!

Die Hinrichtung auf solche Weise hieß, — o furchtbare Verhöhnung alles Heiligen! — eine „Glaubenshandlung“ — ein Auto da fé und wurde in Spanien nach und nach, — so entsittlichte die Inquisition das Volk, — ein prachtvolles Schauspiel zur Belustigung des Hofes und des Volkes, wobei der erstere sich mit der größten Pracht umgab.

Einen Monat vor dem für ein großes Auto da fé festgesetzten Tage fand dann ein Prunkaufzug der Inquisitionsbeamten vom Palaste der Inquisition aus über den Markt und durch die Straßen statt, wobei die Fahne des heiligen Gerichtes sich stolz entfaltete und lärmende Siegeshymnen unter Pauken- und Trompetenschall ertönten.

Auf dem Hauptplatze der Stadt hielt alsdann der Zug und die Bewohner wurden von dem Tage des Actes benachrichtigt. Von nun an beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen zum Auto da fé.

Auf dem Hauptplatze der Stadt wurde eine große Bühne mit einem überaus prachtvollen Balkone für den König errichtet, an deren äußerstem Ende, rechts vom Balkon, ein die ganze Breite der Bühne einnehmendes 25 bis 30 Stufen hohes Amphitheater für den Rath der Suprema und die übrigen Räthe Spaniens sich erhob; auf der

obersten Höhe, — höher als der Balkon des Königs — befand sich unter einem prachtvollen Baldachin der Armstuhl des Großinquisitors. Links vom Balkon und der Bühne erhob sich ein anderes Amphitheater, bestimmt, die Verurtheilten aufzunehmen, — und mitten auf der Bühne sah man endlich noch ein drittes kleineres mit oben geöffneten hölzernen Käfigen, in welche die Verurtheilten eingeschlossen wurden, während man das Urtheil vorlas. Vor diesen Käfigen erhob sich der Altar.

Auch für die Gesandten, Minister und Großen des Reiches errichtete man besondere Balkone, die übrigen Plätze waren für das Volk.

Am Tage der Hinrichtung erschien der Hof in all seiner Pracht, um sieben Uhr auf seinem Balkone. Um acht Uhr schritt der Zug aus dem Inquisitionspalaste. Hundert Kohlenhändler, welche das Holz zu den Scheiterhaufen lieferten, machten, mit Piken bewaffnet, den Anfang. Hinter ihnen wandelten die Dominikaner, welchen ein weißes Kreuz vorangetragen wurde. Dann trug ein Grand von Spanien die Fahne der Inquisition. Hinter ihm schritten die übrigen Granden. Hierauf die „Familiaren" und nun folgten die Verurtheilten.

Die nur mit leichteren Strafen Belegten gingen zuerst, mit bloßem Haupte, nackten Füßen und dem „San Benito" bekleidet. Hierauf kamen die zur Geißelung, zu den Galeeren und zur Einkerkerung Verdammten. Ihnen folgten diejenigen, welche durch Bußfertigkeit nach ergangenem Urtheilsspruch die Gnade erwirkt hatten, nicht lebendig verbrannt, sondern erdrosselt zu werden. Und nun erschienen erst in langer Reihe die, welche lebendig

verbrannt wurden. Sie trugen den „San Benito“ und eine Pap'ermütze mit Teufelsfratzen (den Coroza); außerdem hielt Jeder eine gelbe Wachskerze in der Hand und wurde von zwei Familiaren und zwei Geistlichen begleitet. Den schauerlichen Zug aber schlossen die Räthe der Suprema, die Inquisitoren und die Geistlichkeit und zuletzt der Großinquisitor in seinem violeten Feierkleide, getragen auf den Schultern von acht Edelleuten und umgeben von seiner Leibgarde.

So wie der Zug auf der Bühne angekommen war und Jedermann seinen Platz eingenommen, begab sich ein Geistlicher zum Altar und las die Messe. Vor Lesung des Evangeliums wurde dieselbe indessen unterbrochen, indem alsdann der Großinquisitor von seinem Stuhle aufstand, sich das Pluviale umhängen und die Mitra aufsetzen ließ und sich dann zu dem königlichen Balkone begab, um dem Beherrscher Spaniens den feierlichen Eid zur Beschützung des römisch-katholischen Glaubens und der Inquisition abzunehmen, welchen Eid der Monarch stehend uud entblößten Hauptes leisten mußte. Ein Gleiches war mit der ganzen übrigen Versammlung der Fall.

Hierauf hielt ein Mönch eine Predigt gegen die Ketzerei und dann wurden die Urtheile verlesen, welche die Verurtheilten knieend mit anhören mußten. War dies geschehen, so sprach der Großinquisitor die Absolution für die in den Schooß der Kirche wieder Aufzunehmenden aus.

Jetzt endlich aber kam der Hauptact; während man die Bildnisse und Gebeine der verstorbenen Ketzer verbrannte, wurden die Lebenden an die Pfähle auf den Scheiterhaufen gebunden, das Holz in Brand gesetzt und die Un-

glücklichen unter namenlosen Qualen dem Fanatismus geopfert!!

Und wie viele solcher Opfer sah Spanien — das schöne, gottgesegnete Spanien fallen?

Von dem Jahre 1481 bis zum Jahre 1720 ließ die heilige Inquisition nicht weniger als 34,432 Menschen lebendig verbrennen, und verurtheilte 268,274 — zur Galeerenstrafe oder zum Kerker; im Bildniß wurden 17,648 verbrannt.

Diese Angaben sind den Akten der Inquisition entnommen.

Torquemada allein hatte in siebzehn Jahren 10,220 Menschen lebendig und 6840 im Bilde verbrennen lassen; den Galeeren und Kerkern der Inquisition aber 97,271 Menschen übergeben!!!

Und nun fragen wir, sollte Don Manuel de Godoy der Anforderung Salvaterra's, des Beichtvaters der Königin, genügen? — konnte er ihr nachkommen, ohne über sich selbst den Fluch der Menschheit auszusprechen?

Noch bestand sie ja, diese gräßliche Inquisition, nur durch Florida-Blanca's und Aranda's einstiges Bemühen unter Carl III. beschränkt und eines großen Theiles, namentlich der öffentlichen Unterstützung des Staates beraubt, und der Herzog von Alcudia sollte wieder verderben, was jene Männer gut gemacht?

Nein! das konnte ein Manuel de Godoy nicht! Ach! wie gerne hätte er sie ganz aufgehoben, wenn es in

seinen Kräften gestanden; dafür aber, das fühlte er wohl, war damals die Zeit noch nicht reif *).

Und lagen denn außer diesen himmelschreienden Gräueln die Folgen, die dieses Institut auf Spaniens Bevölkerung und Wohl übten, nicht klar vor ihm aufgedeckt?

Das edle, geistvolle Volk war durch die finstere Gewalt seiner Glaubensrichter mehr, als durch irgend eine andere Waffe der Herrscherwillkür, gebeugt, und die gehemmte Geistesthätigkeit wirkte seit der Entdeckung von Amerika mit anderen verderblichen Ursachen zusammen, den alten Kunstfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichsten Kräfte des Staates zu ersticken, und die Fortschritte zu höherer Menschenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten.

Alles dies sah Manuel klar ein. Daher sein unumstößlicher Entschluß: Salvaterra nie und nimmer zu willfahren und sollte er selbst darüber zu Grunde gehen.

Auch diese Nacht blieb er dabei — — und so war ihm nichts übrig, als das zu thun, was er Linda versprochen — — nichts — als mit der Enthüllung sämmtlicher Intriguen vor den König zu treten.

---

*) Es geschah den 4. Dezember 1808 durch Napoleon. Den 22. Februar 1813 verdammten und unterdrückten sie desgleichen die spanischen Cortes. Aber König Ferdinand VII. von Spanien stellte sie am 21. Juli des denkwürdigen Jahres 1814, in welchem auch der Jesuitenorden erneut wurde, wieder her. Erst die Revolution von 1820 zwang ihn, diese fluchwürdige Anstalt neuerdings aufzuheben.

Aber: Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut, auf dem betrüglichen Grunde?

XVIII.

Aber welch' eine sonderbare Veränderung war in den wenigen Tagen mit Madrid vorgegangen, in welchen der Herzog von Alcudia von der Hauptstadt entfernt gewesen. Bisher hatte man allgemein — vielleicht die sehr unbedeutende Partei Arandas abgerechnet — den Krieg gegen Frankreich gebilligt. War doch Don Manuel de Godoy's Proklamation seiner Zeit mit Jubel und Begeisterung von ganz Spanien begrüßt worden; — schwärmte man doch damals für das Vaterland, für Aufrechthaltung des Thrones, für Rettung der spanischen Ehre und Tausend andere Dinge; — hob man doch, gerade seines kühnen, entschlossenen und kriegerischen Auftretens wegen, den Herzog von Alcudia, als das Muster eines Patrioten, bis in den Himmel. Selbst die Mißgeschicke, die in der letzten Zeit die spanische Armee Schlag auf Schlag getroffen, konnten bis jetzt den Muth nicht niederbeugen. Man tröstete sich mit dem Wechsel des Kriegsglückes, und sah mit Vertrauen der Zukunft entgegen, in welcher die Tapferkeit der Armee diese Scharten wieder auswetzen werde.

Nun aber hatte fast plötzlich die Stimmung in Madrid umgeschlagen; wenigstens trat mit einemmale — und zwar

in der kurzen Zeit der Abwesenheit des Herzogs — die Unzufriedenheit mit dem Kriege so auffallend hervor, daß sie bei dem Volke bis zu unruhigen Bewegungen und Zusammenrottungen führte. Zwar fehlte es keineswegs dabei an Männern, die Godoy's Partei ergriffen und bewiesen, wie dieser Krieg ja kein muthwillig begonnener sei, sondern eine Folge der Nothwendigkeit; — die darthaten, daß eine Armee, die vor dem Amtsantritte Don Manuels so ganz und gar vernachlässigt gewesen, erst längerer Zeit bedürfe, um den Sieg anhaltend an ihre Fahnen zu knüpfen; — die auf die große Idee hinwiesen, die Frankreichs Söhne jetzt electrisirte und jeden Einzelnen zum Helden umschuf .... es half alles nichts, wunderbarer Weise blieb namentlich der Pöbel von Madrid urplötzlich gegen den Krieg und den Herzog wahrhaft fanatisirt.

Tausenden blieb dieser Wechsel der Gesinnung und der Volksgunst ein Räthsel; während freilich Diejenigen, die sich eines schärferen politischen Blickes erfreuten, oder deren Stellung sie in das Getriebe des Hofes schauen ließ, wohl wußten, daß dies Umschlagen ein künstlich Hervorgerufenes, daß es dem Einfluß der Camarilla zu danken sei.

So war es denn auch in der That. Der Prinz von Asturien, General Graf von Castanos, die Camarera major, der Fürst Marantea, Escoicuiz, Ceballos und alle anderen Mitglieder der Camarilla hatten das Aeußerste aufgeboten, den Herzog von dieser Seite zu stürzen. Ungeheure Summen waren zu diesem Zwecke in Umlauf gesetzt worden, und wer weiß es nicht, welchen Einfluß der Klang des Goldes auf die Gesinnungen des Pöbels hat.

So hatten sich denn in der That schon seit der Abreise des Herzogs täglich Gruppen, sowohl vor dem königlichen Palaste, als auch vor denen der Minister gebildet, die nachgerade einen drohenden Charakter annahmen. Das Ruchbarwerden der Flucht Florida-Blanca's war Feuer in das Oel. Man fing zu vergleichen an; Wünsche, die man bisher nicht gekannt, wurden laut. Man wies auf Frankreich hin und entblödete sich nicht, diejenigen Männer der Revolution als groß zu preisen, auf die man noch wenige Tage zuvor, als auf die Urheber dieses unseligen Krieges, geschimpft hatte. Fand sich der spanische Nationalstolz früher durch Aufnahme dieses Krieges geschmeichelt, so sollte er nun gekränkt sein und die verlorenen Treffen in den Thälern von Bastan und Saint-Martial, so wie der Fall Fontarabies waren die Stichwörter zu allen Tagesgesprächen.

Heute namentlich, als an dem Tage, an welchem man Godoy's Rückkehr erwartete, standen dichte und drohende Gruppen unter den Fenstern seiner Wohnung, die sich bekannterweise unter derjenigen der Königin befand.

„Sich Fontarabie nehmen zu lassen!" — sagte eben ein Kerl, der mit seinem spitzen Hute und durchlöcherten Mantel eher einem Banditen, als einem ruhigen Bürger der Hauptstadt glich, mitten aus einem der dichtesten Haufen heraus — „Beim heil'gen Jago! das heißt den Schlüssel zu Spaniens Thoren verlieren."

„Fontarabie?" — sagte ein anderer, nicht weniger verdächtig aussehender Mensch, und zuckte diplomatisch mit den Achseln — „wenn's nur das wäre?"

„Nun?" — riefen zehn Stimmen auf einmal.

„Habt Ihr eine neue Hiobspost?“ — frug der Erstere.

Der Angeredete zog die Falten seines abgeschabten Mantels mit einer unnachahmlichen Grandezza bis dicht unter die Nase, blickte stolz wie ein König um sich und sagte mit wichtiger Miene: „Die Franzosen stehen in Navarra! Ich habe Vertraute am Hofe.“

Eine Bewegung des Staunens und des Schreckens folgte.

„Ihr, Vertraute am Hofe?“ — entgegnete verächtlich ein untersetzter Mann, dem man den wohlhabenden Mann, dem man den wohlhabenden Bürger ansah und der sich unter die Menge gemischt, um die Stimmung, die hier herrschte, zu erlauschen. „Wohl den Stallknecht des Bereiters seiner Majestät.“

Ein Blitz aus den dunklen Augen des Verhöhnten und ein verdächtiges Zucken seiner Hand unter dem Mantel erfolgte, dann sagte er mit noch stolzer gehobenem Haupte:

„Naranjas! Naranjas! Dos por tres quartos! Por tres quartos dos! *) Ich bin Hidalgo, Herr, so gut als der König selbst.“

„Ja!“ — schrieen erhitzt mehrere Aguadores (Wasserträger) — „Er ist Hidalgo und hat Bekannte am Hofe.“

„Nun?“ — spöttelte der Bürger weiter — „und wo=

---

*) „Apfelsinen! Apfelsinen! Zwei für drei Quart! Für drei Quart zwei!“ Die Anpreisungsweise der kleinen Apfelsinenhändler, die auf allen Straßen Madrids erschallt. Hier als spöttische Hindeutung auf einen Kramladen.

her haben denn Eure Gnaden die Neuigkeit, von der noch keine Seele etwas weiß!"

„Keinen Spott!" — rief der Andere und ein Dolch blitzte in seiner Hand — „Ihr seid wohl auch ein Herzoglicher? Einer der's mit dem Godoy hält?"

„Ich bin ein ruhiger Bürger und halte es mit Gesetz und Ordnung" — versetzte der Angeredete. — „Eben deßhalb finde ich es aber für unrecht, in solch' schlimmen Zeiten, wie wir sie jetzt haben, auch noch Nachrichten zu verbreiten, die die Gährung im Volke vermehren müssen. Zumal wenn sie unverbürgt sind."

„Wer sagt, sie seien unverbürgt? Haltet Ihr mich für einen Lügner?"

„Eine so wichtige Nachricht wäre längst bekannt."

„Laßt den Schwätzer!" — rief ein derber Caleseros (Lohnkutscher) dazwischen, indem er den Dampf seiner Cigarre mit großartiger Ruhe in die Luft blies — „Er hat Angst für seine Dutten."

„Also in Navarra?"

„In Navarra!"

„Und da hört man öffentlich nichts davon?"

„Und dort oben tanzen sie, und singen und spielen."

„Was kümmert die das Volk."

„Das hat Spanien dem Godoy zu verdanken!" — rief wieder der mit dem durchlöcherten Mantel.

„Ja!" — sagte der angebliche Hidalgo — „und was hat der verdammte Krieg für Folgen?"

„Als ob ihn Spanien angefangen hätte!" — rief der Bürger ärgerlich — „Waren wir denn nicht dazu genöthigt?"

„Aber man brauchte ihn nach dem ersten Feldzug nicht fortzusetzen!"

„Aranda nicht abzusetzen!" — schrieen Alle — „der hat's gut mit Spanien gemeint."

„Wollte den Frieden!"

„Und Spanien wäre jetzt eine französische Provinz! Ich weiß wohl, daß ein schlechter Friede dem besten Kriege vorzuziehen ist. Die Republik aber verlangte unbedingte Entwaffnung . . . ."

„Aranda hätte es fertig gebracht; so aber muß das Land leiden, wegen dem Ehrgeize eines Einzelnen!"

„Daß er verdammt wäre!" — brüllten eine Menge Stimmen.

„Aber er soll nur kommen!"

„Der Bänkelsänger!"

Und Dolche blitzten und mehrere Steine flogen nach den Fenstern der Gemächer, die Manuel im Schlosse zu bewohnen pflegte. Der Bürger fand es an der Zeit, sich zurückzuziehen.

In demselben Augenblicke trat eine neue Gestalt hinzu. Sie war gekleidet wie die meisten Anwesenden, d. h. ärmlich, mit einem verschabten Mantel, der die Löcher des Wamses nur halbweg barg, einen zerdrückten spitzen Hut auf dem Kopfe. Dennoch schienen Gesichtsbildung, Gang, Bewegungen und Sprache auf eine höhere Stellung zu deuten.

„Schlimme Nachrichten" — sagte er, ohne zu grüßen — „Godoy hat den Frieden in Saragossa nicht abgeschlossen."

„Ist er hier?!" — riefen fast alle Stimmeu wie aus einem Munde.

„Noch nicht!" — versetzte der neue Ankömmling — „Aber ich weiß es gewiß. Mein Bruder ist heute von der Gränze über Saragossa her angekommen. Heilige Mutter Gottes! was hat der alles erzählt."

„Nun?"

„Was denn?"

„Neue Verluste?"

„Sprecht! Sprecht!"

„Soll ich Euch sagen, wie es dort aussieht?"

„Ja!"

„Nur zu!"

„Denkt Euch hin, sagte mein Bruder zu mir und einem Freunde: Sehet die fruchtbaren Felder verheert, das geplünderte Dorf in rauchenden Trümmern, kreischende Raubvögel, die Stätte der Gräuel emsig umflatternd, — die Kinder fliehend und den Schutz ihrer bleichen und zitternden Mütter anflehend, die, der Rohheit der Sieger ausgesetzt, das Leben mehr als den Tod fürchten."

„Gräßlich!"

„Alle Teufel!"

„Und das lassen wir Spanier uns bieten?"

„Die Kirchen geplündert; die Priester, die heiligen Männer Gottes, vertrieben; die Söhne Spaniens unter den Martern des Todeskampfes mit den Zähnen die Erde aufwühlend; Greise, flehentlich die Hände ausstreckend, um den Todesstoß zu erhalten; — Haufen von Leichen — Spanier! Haufen Eurer Brüder dahingemordet für die Grille eines Ehrgeizigen!"

„Fluch! Fluch über ihn!“ — tönte es hier durch die Lüfte.

„Und die schauderhaften Martern, das Geheul und Gestöhn der Verstümmelten, das Geröchel der Sterbenden ..... das ist der Krieg; das sind die Liebeswerke, wie sie auf dem Schlachtfelde geschehen; das ist die Gnade die im Krieg ihr Amt ausübt ..... das verdanken wir Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia!“

Und — „Nieder mit ihm!“ — hallte es durch die Luft.

„Nieder mit Godoy!“ — gab ein tausendstimmiges Echo wieder.

„Wir wollen Frieden!“

„Frieden mit Frankreich!“

„Aranda zurück!“

Und Steine flogen abermals nach Godoy's Fenster — und die Haufen wuchsen — und tausend Rufe tönten durcheinander wie wildes Meeresbrausen — und rollten über die Stadt wie ferner Donner — und ganz Madrid kam in Bewegung. Die Thore des Palastes schlossen sich. Die Garde ritt in dem Hofe auf — und der König? — — — der König betete!

Schon ehe noch der Aufstand — denn zu einem solchen hatte die Camarilla den Unwillen der Masse gesteigert — völlig ausgebrochen, hatte sich die königliche Familie, durch die Bewegung geängstigt, in den Zimmern seiner Majestät zusammengefunden.

Die Erinnerungen an die furchtbaren Scenen während der Revolution in Paris waren noch zu neu, um nicht selbst die Königin anfänglich zu schrecken; auch mochte auf

der einen Seite das Gewissen der königlichen Frau, auf der andern die Besorgniß für Manuel, der jeden Augenblick ankommen konnte, die Angst ihrer Seele steigern. Aerger noch war es bei dem Könige. Die Bewegung im Volke hatte ihn aus seiner Apathie auf eine, für ihn höchst peinliche Weise aufgeschreckt. Die Pulse flogen fieberhaft, seine erregte Phantasie aber führte ihm Scenen wie die Erstürmung der Bastille, die Gefangennehmung der königlichen Familie von Frankreich und deren unseliges Ende vor. Und Carl IV. hatte in der That schon den Kopf verloren, wenn auch nur in moralischer Beziehung. Es war dies keineswegs Furcht; denn einer herandringenden feindlichen Armee wäre er sogar vielleicht begeistert entgegengegangen; aber es war die Rathlosigkeit, was seinem eigenen aufständischen Volke gegenüber nun zu thun sei? Außerdem brachte ihn die Anhänglichkeit an Manuel in Verlegenheit. Er konnte es Spanien nicht vergeben, daß es ihn in seinem Günstlinge, in dem Manne seines höchsten Vertrauens kränke. Und ihn lassen? das konnte, das wollte er nicht! Godoy war ihm in jeder Beziehung unentbehrlich, war ein Stück von ihm selbst geworden. Was also thun? — Sollte er das Volk durch ein gewaltsames Auftreten auf das Aeußerste bringen? — Die Königin rieth zur Energie. Oder war es klüger, der sturmgepeitschten Brandung der Volkswuth eine stolze, ruhige Verachtung entgegenzusetzen? — Wenn nur in dem Momente die Hauptstadt nicht auch noch von Truppen entblößt gewesen wäre, da fast alle Regimenter sich auf dem Marsche nach der Gränze befanden. Und dann der Gedanke, der die ganze königliche Familie beschäftigte: Wie?

wenn nun der Herzog gerade jetzt in Madrid einträfe, und den Rasenden in die Hände fiele? . . . . Für diesen Fall wäre er unrettbar verloren gewesen.

Mit allen diesen Gedanken zermarterte sich Carl; während er bleich, mit pochendem Herzen und weitvorhängendem Haupte, die Arme auf beide Kniee gestützt, in seinem Sessel saß und die innere Unruhe und Verlegenheit nur durch ein öfteres Hin- und Herrücken auf seinem Kissen und die hohlen fragenden Blicke verrieth, die er von Zeit zu Zeit nach seinem Beichtvater warf. Die Königin stand am Fenster, und schaute, von der schwerseidenen Gardine verdeckt, nach dem Pavillon, den sie und Godoy bewohnten, und vor welchem es dicht und schwarz wimmelte. Donna Maria Theresia von Bourbon schmiegte sich zitternd an sie an. Ihre zarte, schlanke Gestalt, die Angst, die sich in ihren Zügen malte, das sanfte Gesichtchen von blonden Locken umflossen, die blauen, jetzt mit Thränen gefüllten Augen, gaben ihr etwas unendlich Rührendes, was noch durch den Contrast gehoben wurde, in welchen die starke, männliche Figur der hinter ihr stehenden Camarera mayor trat. Die Herzogin stand hoch aufgerichtet da, in ihren harten und stolzen Zügen aber lag der Anflug eines triumphirenden Lächelns.

Die übrigen Familienglieder bildeten den Hintergrund des Gemäldes; denn ein Gemälde schien das Ganze, so starr und lautlos verhielten sich in dem Momente Alle, nur das Gebrüll der tobenden Massen drang wie ferner Donner herauf.

„Aber“ — sagte die Königin jetzt zu ihrem Gemahl

gewendet — „es dürfte doch nun an der Zeit sein, daß sich Eure Majestät mit Entschiedenheit für die eine oder die andere Maßregel aussprächen. Wir sehen Steine nach dem Palaste fliegen.“

„Steine?!“ — murmelte der Monarch — „ja, mein Gott, was soll man da thun? Wir können doch nicht auf unsere Unterthanen schießen lassen?“

„Sire!“ — sagte die Königin ärgerlich über die Unentschlossenheit Carls — „auf Ihre guten Unterthanen, Majestät — nein — aber auf die Canaille, ja! denn was dort tobt, ist nur der Abschaum des Madrider Pöbels, aufgehetzt durch gewisse hochstehende Feinde der Ordnung!“

Und dabei glitt der Blick Marie Louisens wie zufällig über das Antlitz der Camarera mayor, das indessen kalt und starr wie Marmor blieb. Sie bekleidete ihr Amt schon acht und zwanzig Jahre, sollte sie da nicht gelernt haben, Herr ihrer Selbst zu bleiben?“

„Wenn es nur der Abschaum des Pöbels von Madrid ist, den man verführt hat,“ — versetzte der Monarch — „so beklagen Wir die Verirrten; aber dann dürfte es das Beste sein, wenn man sie austoben läßt. Sind die Thore des Palastes geschlossen?“

„Ja!“ sagte die Königin — „Wir haben bereits vor einer Stunde den Befehl dazu ertheilt!“

„Und die Garde?“

„Ist auf unser Commando im Schloßhof aufgeritten. Was aber hilft diese Handvoll Bewaffneter gegen eine Empörung, die man unaufhörlich von Außen durch alle Mittel schürt? Das kommt davon, Majestät, daß Sie

Unseren Rath nicht befolgt und noch gestern die letzten drei Regimenter Cavallerie unter dem Grafen Louis Godoy nach der Gränze gehen ließen."

„Und die Regimenter, die in den Casernen San Sebastian und San Luis liegen?" — frug Carl IV. —

„Wagen ohne speciellen Befehl Eurer Majestät die Casernen nicht zu verlassen, da sie in denselben vom Pöbel eingeschlossen sind, und das Ausrücken nur durch ein Blutbad erzwungen werden kann."

„Ein Blutbad?" — murmelte der König — „Nein! da behüte Uns der heilige Jakob dafür."

In diesem Augenblick drang das donnerartige Gebrüll der Massen von dem Seitenflügel, den sie umstanden, stärker wie bisher herüber. Es unterbrach schauerlich die eingetretene Stille, während man jetzt ganz deutlich die Rufe hören konnte:

„Nieder mit Godoy!" — „Nieder!" — „Nieder!"

„Wir wollen Frieden!"

„Frieden mit Frankreich!"

„Aranda zurück!"

„Florida=Blanca frei!"

„Nieder mit Godoy!" — „Nieder!" — „Nieder!"

Hätte der König noch bleicher werden können, als er es bereits war, es wäre jetzt geschehen. Sein Blut gerann zu Eis.

„Die Undankbaren!" — sagte er — „Wollen sie Unsere Krone? sie sollen sie haben! — Wir wollen für die Verirrten beten!"

Und sich mühsam erhebend, gab er seinem Beichtvater einen Wink und schritt der anstoßenden Kapelle zu.

„Jetzt beten?!“ — rief die Königin — „doch es ist gut. So handeln Wir auf eigene Faust.“

Aber in demselben Augenblick stürzte, blaß wie der Tod, an der linken Seite blutend, die Kleider zerrissen und in Unordnung, ein Kammerdiener Godoy's unangemeldet herein.

„Verzeihung!“ — rief er, sich vor der Königin niederwerfend — „aber der Moment mag entschuldigen. Seine Hoheit, der Herr Herzog von Alcudia ist unrettbar verloren, wenn Eure Majestät ihm nicht Hülfe senden. In einer halben Stunde trifft er in Madrid ein, ohne zu ahnen, was hier vorgeht. Ich ritt ihm mit meinem Gefährten Gomez voraus. Gomez wurde von der wüthenden Masse, die uns erkannte, vom Pferde gerissen und auf das Gräßlichste mißhandelt, ich ließ ihn für todt zurück. Die Schnelligkeit meines Pferdes rettete mich. Ich überstieg mit Lebensgefahr die Gartenmauer und bin hier, um für meinen Herrn um Hülfe zu flehen; denn so viel ist gewiß, die Wüthenden zerreißen ihn in Stücken, wenn er in ihre Hand fällt.“

„Jesus Maria!“ — schrie hier Donna Maria Theresia von Bourbon auf, und wankte nach einem Sessel. Die dienstthuenden Hofdamen wollten ihr zu Hülfe eilen, aber sie wies sie zurück. Einen Augenblick stand sie dann, die Hand vor die Stirne haltend, dann verließ sie rasch das Zimmer, indem sie der Molina einen Wink gab.

Die Königin schritt nachdenkend rasch auf und ab. Endlich blieb sie stehen und rief:

„Wir wollen Uns der Menge zeigen! Hinaus mitten unter sie, und dannn wollen Wir sehen, ob sie ihrer Königin zu trotzen wagen. Mein Pferd! die Leibgarde vor!"

Alles stand erstarrt. Die Camarera major war selbst erschrocken. Einen solchen Entschluß hatte sie nicht erwartet; er konnte Alles vereiteln.

„Majestät!" — sagte sie daher mit anscheinender Besorgniß — „Um Gottes und aller Heiligen willen, wagen Sie diesen Schritt nicht. Die Menge ist wüthend sie kennt keine Gränzen ......"

„Aber ihre Pflicht!" — entgegnete Marie Louise mit schneidendem Tone und einem vernichtenden Blicke nach der Herzogin — „der Pöbel läßt sich bestechen, momentan verführen; aber er ist nicht fähig seinen Meister mit einem Kusse zu verrathen. Wir wissen, wo Wir Unseren Judas zu suchen haben .... Unser Pferd — Molina — wo ist die Molina — Unseren Hut!"

„Majestät!" — riefen jetzt wie aus einem Munde alle Damen des Gefolges und warfen sich rings um die Königin nieder — „Um Gotteswillen nicht diesen Entschluß."

Aber Marie Louise winkte gebietend: „Gehorsam, meine Damen!" — sagte sie mit der ihr eigenen Hoheit — „Wir kennen Unsere Spanier. Sie werden dem Rufe ihrer Königin nicht widerstehen."

Aber in demselben Momente flog die Thüre weit auf, Donna Maria Theresia stürzte herein und rief mit glühendem Gesichte:

„Er ist gerettet!"

„Wer?" — frug die Königin.

„Nun?" — stammelte die Prinzessin noch tiefer erglühend — „Don Manuel!"

„Und wie?" — frug Marie Louise erstaunt weiter — „Wie ist das möglich?"

„Er bekam Nachricht, ist nach dem Buen Retiro!"

„Gelobt sei die heilige Jungfrau!" — rief die Königin hochaufathmend — „aber es weiß doch von dem Volke Niemand etwas davon?"

„Keine Seele!"

Maria Theresia hatte dies alles mit einer so leidenschaftlichen Heftigkeit gesagt, daß diese jedem ruhigen Beobachter hätte auffallen müssen. Hier aber waren Alle stürmisch bewegt, — jetzt selbst die Camarera major, wenn sie es auch nicht zeigte.

Noch auffallender aber als diese Erregung, wäre es für einen unbefangenen Dritten gewesen, das weitere sonderbare Verfahren des blonden Mädchens zu beobachten. Die Prinzessin ließ nämlich, als sie Obiges sagte, die Herzogin keinen Augenblick aus dem Auge; — ja — es schien, als erwarte sie von Todesangst gefoltert irgend etwas. Und in der That, die Lippen der Camarera major hatten sich bei den Worten: „Er bekam Nachricht und ist nach dem Buen Retiro!" leise und für einen Moment fest zusammengekniffen.

Aber Maria Theresia hielt noch immer den Athem an und beobachtete die Herzogin von der Seite. Jetzt bog sich diese kaum merklich zurück und flüsterte der hinter ihr stehenden Donna etwas in das Ohr. Zwei Minuten darauf verließ diese, wie sie glaubte unbemerkt, das Zimmer. Da athmete die Prinzessin hoch auf. Ein

Blick des Entzückens entstrahlte ihrem Auge und der Molina die Hand drückend, hauchte sie: „Wir sind gerettet!“

Die Königin war unterdessen wieder an das Fenster getreten und beobachtete scharf. Tiefe Stille folgte.

Plötzlich — es waren keine zehn Minuten vergangen — schrie Marie Louise laut auf:

„Ha! was ist das? die Haufen wenden sich — sie nehmen den Weg nach dem Buen Retiro — Verrath! — Wer konnte ihnen sagen, daß sich Manuel dorthin begeben?“

„Wer?!“ — rief die Prinzessin und ihr Antlitz glühte diesmal vor Zorn — „Diese da!“ und sie zeigte auf die Herzogin.

„Königliche Hoheit ....“

„Die Herzogin?!“

„Vergessen Sie nicht, welches Amt ich bekleide!“

„Vergessen Sie nicht, daß dieses Amt Ihren Verrath doppelt schändlich macht!“

„Wache!“ — rief die Königin.

Eine Abtheilung der königlichen Leibgarde trat ein.

„Graf Oropeza! Sie begleiten Ihre Hoheit die Herzogin auf ihre Zimmer und haften Uns mit Ihrem Kopfe dafür, daß sie dieselbe bis auf Weiteres nicht verläßt.“

„Majestät! ich trage die unverletzliche Charge einer Camarera major. Verhaftet im Amte .... es ist unerhört! ....“

„Herr Graf!“ — wiederholte die Königin blitzenden Auges — „Thun Sie Ihre Pflicht!“

Oropeza reichte der Herzogin den Arm. Sie stieß ihn zurück und folgte wuthglühend. Beide waren Todfeinde.

„Aber nun!" — rief die Königin, als sich Jene entfernt zu Maria Theresia gewandt — „Was nun thun? Der Buen Retiro hält noch weniger einen Sturm aus, als dieser Palast!"

Die Prinzessin bat die Zeugen zu entfernen.

„Wir wollen allein sein!" — sagte die Königin. In zwei Minuten war das Zimmer leer.

„Nun?"

Maria Theresia stürzte an das Fenster. Sie war so aufgeregt, daß sie nicht sprechen konnte. Die Umgebung war leer geworden, und wo es eben noch wie mit Meeresbrausen getobt hatte, herrschte jetzt Todtenstille.

„Wir verlieren die Zeit!" — sagte die Königin drängend.

Da entschlüpfte ein jauchzendes „Ha!" den Lippen Marien Theresiens. Die Thore des Palastes öffneten sich und ein Reiter, von wenigen Begleitern gefolgt, sprengte herein. Es war Don Manuel de Godoy. Die Thore schlossen sich wieder.

„Was ist das nun wieder?" — rief die Königin.

Aber Maria Theresia fiel ihr um den Hals und sagte:

„Vergebung Majestät! Ich fand kein anderes Mittel ihn zu retten, als die Lüge: er sei nach dem Buen Retiro! Ich wußte, daß der Camarera major alles daran liegen mußte, die falsche Nachricht sogleich unter das Volk zu bringen, und konnte mir denken, daß die Wüthenden

sofort nach jenem Palaste ziehen würden. So gab es Luft und Don Manuel — der Herr Herzog wollt' ich sagen — ist wenigstens für den Moment gerettet!"

Und sie fing zu lachen und zu weinen an.

Da wurde es Licht bei der Königin.

„Andromeda und Perseus?" — sagte sie lächelnd — „das Bild im Stammbuche und diese That?"

„Ach ja denn!" — rief Maria Theresia, vor der Königin niedersinkend, und ihr glühendes Gesicht im Schooße derselben bergend — „Vergebung Majestät, ich liebe ihn!"

In diesem Augenblicke hörte man das Schmettern von Trompeten und den Hufschlag zahlloser Pferde. Es waren die drei Regimenter Cavallerie, die Madrid gestern unter dem Commando des Grafen Louis de Godoy verlassen hatten.

Salvaterras Adlerblick hatte ja längst alles durchschaut. Er wußte die Minute, in welcher der Aufstand losbrechen sollte. Er wollte ihn, weil er ihm zu seinen Zwecken dienen mußte. Aber dazu mußte er auch wieder bemeistert werden. Daher flog Louis Godoy ein Courier nach und bot ihn zur Rettung des Bruders auf. Er war zur rechten Zeit gekommen.

XIX.

Und Manuel? — O Himmel! wie ganz anders fand er jetzt wieder die Verhältnisse, als da er Madrid

verlassen. Alles war aus den Fugen gerückt. Die Voraussetzungen, von welchen er ausging, als er an Linda's Seite den Entschluß faßte: mit Offenheit vor den König zu treten, Salvaterra die Larve abzuziehen und — selbst auf die Gefahr hin in Ungnade zu fallen — sich von allen unwürdigen Banden frei zu machen .... die Voraussetzungen, von welchem er bei diesem Entschlusse ausging, hatten mit einemmale den festen Ankergrund verloren. Der Boden war unter seinen Füßen gewichen. Derjenige, den er vernichten wollte — vernichten mußte, sollte er sein besseres „Ich" — sein und Linda's Lebensglück retten — war durch eine unselige Fügung jetzt wieder sein einziger Haltpunkt. Ohne Salvaterra's meisterhafte Vorkehrungen — das erfuhr Manuel aus dem Munde seines eigenen Bruders — wäre er verloren gewesen. Der Beichtvater der Königin hatte den Aufstand ausbrechen lassen, um die ganze Camarilla mit einem Schlage zu vernichten. Und in der That seine unendliche Schlauheit hatte es dahin geführt, daß sich sämmtliche Betheiligte so sehr compromittirt, daß ihre Verschwörung als völlig gesprengt anzusehen war.

Wie es der Camarera mayor ergangen, wissen wir. Das Treiben der anderen Mitglieder der Camarilla (mit Ausnahme des Prinzen von Asturien, den er klug verschonte) hatte Salvaterra dadurch auf das Klarste dem Könige vor Augen gelegt, daß er seine eigenen Creaturen in das Complott geschoben, die sich dann bei dem Aufstande am ärgsten betheiligten, aber auch erfassen lassen mußten.

Salvaterra hatte also Manuel's Feinde ver-

nichtet. Er stand für Letzteren in den Augen der Welt im Glorienscheine eines Schutzengels da. König und Königin waren entzückt von ihm, — konnten seine rettende That nicht genug preisen . . . . . . und nun sollte Manuel auftreten und Salvaterra vernichten? — Ohnmöglich! selbst dann noch, wenn Godoy jetzt hätte wollen können. Aber so ist der Mensch ein Spielball des Geschickes.

Sagten wir nicht mit dem Dichter:

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Manuel dachte ähnlich. Und welcher Sterbliche ist denn Herr der Verhältnisse? Ist nicht das Leben, in das uns eine mächtigere Hand mitten hineingeschleudert, wie ein ewig bewegtes Meer, ein Wogengedränge der verschiedenartigsten, oft der verworrensten Verhältnisse, und mit jeder Welle stößt unser Lebensschifflein an das Hemmniß eines Felsens, einer Untiefe. Da heißt es: umschauen nach allen Seiten, damit man nicht anstößt oder gar angestoßen und zerschellt wird. Und wie oft glauben wir mit günstigem Winde im besten Fahrwasser zu steuern, und gerade die Spiegelfläche ist es, die ein Riff birgt, das uns den Untergang droht. Diese Erfahrung macht jeder Sterbliche, sei er nun in einer goldenen Wiege, oder auf dem Stroh einer Hütte geboren; die Sache kann sich äußerlich hier so, dort anders gestalten, im Wesentlichen ist sie dieselbe. Und was anders, als das Bewußtwerden die-

ser peinlichen Wahrheit ist es, das die Sehnsucht nach einem friedlichen Stilleben so oft in unsere Seele gießt?

Aber die Philosophie lehrt uns anders, sie sagt: Wenn wir im Vergleich mit unseren jetzigen Zuständen eine stille Einfalt früherer Zeiten klagend zurückwünschen, so laßt uns bedenken, daß das nicht in unserer Macht steht, und daß diese nicht beibehalten werden konnte, wenn die Gemeinschaft der Menschen sich nach allen Seiten hin erweitern sollte; denn sie beruhte nur auf einer größeren Abgeschlossenheit einzelner Kreise und Gegenden für sich. Die Gemeinschaft der Menschen aber sollte sich nach einem höheren Plane immer mehr erweitern. Je mehr aber diese Gemeinschaft sich nun wirklich erweitert, um desto schwieriger wird der Lebensweg eines Jeden, desto mehr muß Jeder sich vorsehen, daß er sich nicht in seinen eigenen Bestrebungen verwickle, desto mehr wird Jeder verflochten in die Sorgen und Fehltritte Anderer, desto mehr mit bewegt, durch anderer Wünsche und Leidenschaften.

Steht man aber gar auf einer diplomatischen Höhe wie Manuel, — dem Throne so nahe, umrauscht von den politischen Strömungen, den Windstößen der Intriguen ausgesetzt, die aus allen zwei und dreißig Gegenden blasen, — spielend mit Anderen und oft selbst wieder ein Spielball, sei es von Höheren, geistig Mächtigeren oder auch vom Schicksale, so ist es gar ohnmöglich mit Sicherheit von dem Gestern auf das Heute zu schließen,— so ist nur auf eine Weise durchzukommen, — wenn man nämlich zu jeder Stunde, zu jeder Minute, ein vollkommen abgerundeter, in sich selbst abgeschlossener, genialer Charakter . . . . aber auch ein Mensch ist, den es nichts

kümmert, ob sein Fuß über Leichen und Trümmer schreitet, wenn dadurch nur das Ziel erreicht wird.

Manuel war hiefür noch zu edel — er hatte noch zu viel Herz für diese diplomatische Größe; und darum eben brachte ihn die neue Situation um so mehr zur Verzweiflung, als er es jetzt in der That aufrichtig und ehrlich mit Linda und seinem Versprechen meinte.

Aber das Schicksal warf ihm noch zwei unübersteigliche Hindernisse für den Augenblick in den Weg. Carl IV. hatte die Hauptstadt den Tag nach der Revolte verlassen. Aufgeregt, erschüttert, degoutirt von dem Benehmen der Madrider, suchte er auf der Jagd die peinlichen Eindrücke der letzten Tage und das Gefühl der eigenen Schwäche zu verwischen. Nur Eines war Manuel noch gelungen. Die momentane Besorgniß des Königs benutzend — der eine wahre Idiosynkrasie gegen die Guillotine hegte — hatte er, als Beruhigungsdosis für das Volk, die Begnadigung Florida Blanca's erwirkt. Freilich beschnitten durch die Zusatzbedingung „unter Verbannung von dem Hofe.“ Indessen weiß ja jeder Staatsmann, daß solche Clauseln nur Brücken sind, um von dem Ufer der „Ohnmöglichkeit“ zu dem Gestade der „Möglichkeit“ zu gelangen.

Das zweite Hinderniß war anderer Art und betraf ihn selbst. Ein Heer von Geschäften stürmte von allen Seiten auf ihn ein. Einmal rief wirklich das Vaterland, das an den klaffenden Wunden des Krieges schrecklich litt; dann aber gehörten fast sämmtliche Glieder der gestürzten Camarilla den ersten Familien Spaniens an, deren Verzweigung bis in das Unendliche ging. Den künstlich angeregten Unwillen gegen den Krieg, mußte die Erbitterung nun

zu einem wirklichen umgestalten, das sah Manuel leicht ein; aber auch das, daß bei dem Beispiele Frankreichs, und dessen Bereitwilligkeit, den Krieg in das Innere der pyrenäischen Halbinsel zu tragen, aus einer Emeute eine Revolution werden konnte. Da galt es denn freilich zu beruhigen, zu beschwichtigen und ernstlich an einen Friedensabschluß zu denken, den aber gerade wieder die momentane Lage des Landes erschwerte.

Godoy war indessen Mann genug, das Ruder des Staatsschiffes in dieser mißlichen Lage fest und energisch zu ergreifen, so wie Linda die reinste Wahrheit mitzutheilen. Er rechnete auf ihre Liebe, auf ihren Patriotismus und auf ihre Einsicht, indem er ihr die Ohnmöglichkeit darstellte, sein Versprechen im Momente zu lösen, und daß er sich nicht verrechnet hatte, sagte ihm Donna Illescas Antwort, die Vertrauen und durch dieses ein frohes Aufleben athmete. Ach wie gerne klammert sich der Mensch, selbst wenn er mit einem Fuße in dem Grabe steht, an die Hoffnung. Aber der Erdenstaub ist leider nur zu oft zu schwer. Die Leichtbeschwingte erhebt sich in ihr Heimathland, in den Himmel der Träume, und dem armen Sterblichen, der sie so derb gefaßt, bleibt nur eine Feder aus ihren Schwingen in der Hand, die zur Lilie wird. Er drückte sie lächelnd an sein Herz und sinkt hoffend ..... in die Gruft.

In die Gruft! der wir mit jeder Minute ohnedem näher treten. Ein Gedanke, der jeden Menschen — selbst den Leichtsinnigsten — oft anweht. Das Klopfen des Holzwurmes, der an das kleine bretterne Haus mahnt, wo

wir der Würmer Speise werden, aber wenigstens den nagenden Wurm des Grames nicht mehr spüren.

Auch über die reizende, blühende lebenslustige Königin waren in der letzten Zeit die Strömungen des Schicksals mehr denn einmal eisigkalt dahingefahren. Mitten im Jubel, im Glanz, in der Lust, im Rausche der Sinne, der Eitelkeit, des Herrschens . . . . . war sie zusammengefröstelt. War ihr Gewissen erwacht? Man friert oft beim Erwachen. Waren es die Bilder der enthaupteten Königsfamilie, die — zudringlich genug — sich selbst in den bunten Scherz der Hoffeste, der Tertulias und der Refrescos mischten und selbst das Heiligthum ihrer Träume mit Blut besudelten? — Oder war es die furchtbare Wucht des Gedankens: daß das Geheimniß ihres Herzens, nun in der Hand eines Salvaterras ruhend, mit jedem Athemzuge dieses Mannes bedroht sei?

So viel ist wenigstens gewiß! jene furchtbare Nacht war zur Catastrophe in ihrem Leben geworden. Es war, als ob eine Marmorfaust aus der Ewigkeit herübergelangt und ihre Seele aus dem Taumel der Sünde aufgerüttelt hätte. Ihr innerer Friede war dahin! Das himmelanflammende Feuer ihrer Leidenschaft war zusammengebrochen; die Kohlen glühten noch unter der Asche; aber sie brannten nur und wärmten nicht. Marie Louise fürchtete sich seit jener Zeit vor derselben Liebe, die sie kurz zuvor noch zur Glücklichsten der Sterblichen gemacht. Hatte sie auch die Kraft, nach Außen noch immer so heiter und liebreizend zu scheinen, wie früher . . . . . in ihrem Inneren war ihr Glück zusammengebrochen, — ja Furien

peitschten oft ihre Seele. Wie ein Sterbender mit dem Tode, so rang sie nach Frieden . . . . . und fand ihn nicht.

Und doch — o wunderbarer Widerspruch der Frauenseele — sie konnte Manuel nicht lassen. Sie konnte sich diesen Frieden nicht denken, als an seiner Seite. Es war wie ein Zauber, der sie an ihn band. Er gehörte zur Ergänzung ihres „Ichs." Mit tausend Fäden eines wunderbaren Gefühles — mit den Polypenarmen einer tief inneren Sympathie, war sie an ihn gefesselt.

Doch wer ergründet das weibliche Herz, diesen Thron der Gefühle? Und das weibliche Gefühl? — Gleich der Phantasie gehört es zur aufnehmenden Seite der sinnlich-geistigen Sphäre, und hat daher auch den Charakter der Beweglichkeit. Es empfängt aber nicht nur die Bilder, wie bei dem ernsten Manne, sondern Eindrücke — oft stürmisch, tief, aufreibend — nicht einzelne Gestalten, welche gleichsam an der Oberfläche der Seele haften, sondern Einwirkungen, welche das Innere und die Gesammtheit der Seele durchdringen und durchglühen. Bei dieser Verwandtschaft wird es indessen durch Bilder der Phantasie leicht erregt.

Der kältere Mann nimmt den Verstand zur Hand und bezieht sich durch ihn auf Thätigkeiten und Zustände. Das weibliche Herz hingegen wallt auf im Gefühle, und dürstet nach Gefühl, das es dann erfaßt und als das selbsteigene Sein, als Verhältniß der eigenen Kräfte im tief Inneren unmittelbar inne wird. Und sucht es nicht vor allen Dingen und findet Befriedigung in dem, was der Natur des eigenen Selbst entspricht?

dessen Dasein erweitert? vervollkommt und dem Zwecke nähert? Darum so unergründlich in Liebe, die mehr ist als der Trieb des Staubes, — die, dem Himmel entstammt, auch mit gewaltigen Schwingen nach dem Himmel aufstrebt! — Und so wird in dem weiblichen Herzen auch das fremde Dasein leicht ein Verwandtes, in höherer Beziehung ihm Eigenes. Wo dies aber geschehen, da schlingt die Sympathie ihr geistiges Zauberband; — jene Sympathie, deren Ahnung schon den Jüngling bei dem ersten Nahen der Jungfrau so geheimnißvoll, so süß und duftig anweht, — jene Sympathie, die Mann und Weib, wenn sie sich verstanden, auf alle Ewigkeit so fest verbindet, daß selbst das Grab keine Trennung, der Tod kein Auseinanderreißen ist.

Aber die Gefühle beherrschen das Weib auch. Darum hier so oft ein unentwickeltes, verhülltes, nicht selbst geschaffenes, sondern gegebenes Urtheil, bei welchem die Seele ergriffen ist, während im entwickelten Urtheile des Mannes der Gegenstand ergriffen wird. Darum wird das Weib auch vornehmlich erregt durch dunkele Vorstellungen, die den Gedanken noch im Keime in sich schließen, — durch die Ahnung der Befriedigung. Nur bei den edleren weiblichen Wesen treten Wärme und Licht zugleich in die Erscheinungsform, — regen die dunklen Vorstellungen mit dem Gefühle den Verstand an, so daß klare, lichte, schlagende Gedanken, welche in die Tiefe gedrungen, — Urtheile, die so tief Wurzel geschlagen haben, daß sie ganz zu ihrem Selbst gehören, hervortreten.

Marie Louise gehörte zu diesen wenigen Auserkorenen. Sie sann lange auf Rettung für ihren Frieden,

ohne Manuel zu entfernen; da blitzte ein Gedanke durch ihre Seele, kühn, groß und so verwegen als eigenthümlich: Donna Maria Theresia von Bourbon liebte ja Manuel — **er sie nicht** — dies wußte die Königin. Wie? wenn eine Verbindung mit dem blonden Kinde Manuel zu einem Gliede der königlichen Familie machte?

Marie Louise stand von ihrem eigenen Gedanken verblüfft! — dann schrie sie plötzlich auf — ihre Augen starrten vor sich hin — ihre Hände ballten sich — ihr Herz stockte, — — ein Starrkrampf hatte sie erfaßt. Ueber sie aber beugte sich — jedem sterblichen Auge unsichtbar — das Gespenst der Eifersucht.

XX.

Wie ganz anders wirkten die neuen Verhältnisse auf Linda! Daß Manuel seinen Vorsatz nicht auf der Stelle ausgeführt, kümmerte sie nicht. Er hatte ja so triftige Gründe angegeben und die Unmöglichkeit, seinen kühnen Entschluß im Momente zu realisiren, lag ja so klar auf der flachen Hand, daß Linda hätte thörigt sein müssen, würde sie dennoch dessen Ausführung verlangt haben. War doch gerade das Schöne ihrer Liebe, daß sie eben so uneigennützig als innig und groß war. Auch all der Schmerz, alle die Leiden waren jetzt vergessen, deren Quelle diese Liebe gewesen. Es war Linda als habe sie einen bösen Traum überstanden, als sei ein furcht-

bares Gewitter an ihr vorübergerauscht und habe mit wohlthätigen Schauern die Atmosphäre ihres Lebens gereinigt.

„Was die Liebe dir that, sei dir heilig, wie das, was dir Gott thut!" sagte sie oft zu ihrer Amme, und die ganze fromme Kindlichkeit ihrer Seele spiegelte sich in diesem einzigen Ausspruche. Und wie sich die Blume, — die, von der Glut der Sonne gedrückt, seufzend dahin schmachtet — nach Regen und Gewitterstürmen wieder freudig erhebt, so hob auch Linda, unter Thränen lächelnd, ihr Köpfchen wieder freudiger in die Höhe. Sie lebte wieder auf, obgleich das arme Herz sich nicht beschwichtigen lassen wollte und nach wie vor bei der leisesten Erregung zu zerspringen drohte. Linda sah heiterer, vertrauensvoller denn je in die Zukunft, aber es konnte Margaretha nicht entgehen, daß ihr ganzes Wesen eine Erregtheit, eine Leidenschaftlichkeit angenommen, die ihr früher so ganz fremd gewesen, und die doch etwas Krankhaftes an sich hatte.

„Ach!" — sagte sie auch heute wieder zu ihrer Amme — „es ist doch schön zu leben, wenn man liebt und geliebt wird. Ist es mir doch immer, als sei ich eine lange, lange Zeit hindurch begraben gewesen, und jetzt erst wieder durch Gottes Ruf zum freundlichen Leben auferstanden. O wie freudig sehe ich der Zukunft entgegen. Ich weiß nicht, wie es kommt" — setzte sie dann hinzu und ihre Augen leuchteten in seltsamem Glanze, während ihre sonst so bleichen Wangen in scharfer Abgrenzung erglühten — „ich zittre oft, wenn ich daran denke, wie glücklich ich

durch Manuels Liebe werden soll. Ist denn das Leben stark genug ein solches Glück zu ertragen?"

„Nur nicht zu heftig, Schäfchen!" — entgegnete die Alte, — „wenn das Herz im Unglück nicht bricht, an allzugroßem Glück bricht es schwerlich. Dafür pflegt das Schicksal zu sorgen."

„Ja wahrlich, Du hast recht!" — rief Linda — „fehlt uns denn nicht, um recht freudig zu sein, Bruder Anselmo? O Gott, wie wird er sich über Manuels Rückkehr freuen."

„Wenn sie erfolgt ist!" — meinte die Alte.

„Kannst Du noch zweifeln?"

„Du lieber Gott, ich meine, man lernt es im Leben. Der Herr Herzog haben auch früher schon versprochen . . . . ."

„Immer das alte Mißtrauen, Margarethe, sei doch nicht ungerecht! Konnte er denn bis jetzt sein Versprechen halten. Liebt er mich nicht? Sieh! Margarethe, Du bist sonst so gut, so besorgt, so liebevoll, warum willst Du hier immer mein Vertrauen untergraben und mir dadurch meine Seligkeit nehmen?"

„Jesus Maria!" — rief die Amme — „wer will denn das! Sieh nur, wie Du alles gleich heftig nimmst. Heißt denn das Dein Vertrauen untergraben und Dir Deine Seligkeit rauben, wenn ich wünsche, daß Du vorsichtig sein möchtest? Ja, wenn Don Manuel noch ein einfacher Edelmann wäre, wie er es war, als er in unser Haus kam, da ließ ich es gelten; aber der Herzog, — der Minister — . . . . das ist es eben — daß der so selten kann, wie er will. Nur Vorsicht, Herzchen......

Besser vorher ein bischen Zweifel und nachher Gewißheit, als zuvor so felsenfeste Gewißheit und dann......"

„Um Gotteswillen!" — rief Linda — „sei nicht grausam, laß mich so etwas gar nicht denken."

Beide schwiegen eine längere Zeit. Linda war wieder blaß geworden und das Blut schoß heiß und beklemmend in ihr Herz. Margarethe sah es daran, daß Linda beide Hände gegen die Brust preßte.

„Klopft's wieder?" — frug sie besorgt.

„Du hast mich erschreckt!" — entgegnete Linda — „Aber nicht wahr," — setzte sie lächelnd hinzu — „das gibt sich auch wieder, wenn ich einmal sein Weib bin, und alle die Zweifel verschwunden sind. Es ist doch schon besser, seit ich ihn wieder sah. Ich habe genau Acht gegeben . . . . es kommt lange nicht mehr so oft zurück. Und seh' ich ihm erst immer, immer, immer in das liebe Auge, — höre den Klang seiner Stimme, — bete ihn an, in seinen großen, schönen Gedanken . . . ."

„Linda, — Kind!" — rief die Alte sich bekreuzend — „Du versündigst Dich!"

„Was den Gedanken an Gott Dir verdunkelt, das achte für Sünde," hat Manuel einst gesagt," — entgegnete Donna Illescas — „thut dies aber die Liebe zu ihm? Nein, wahrlich nicht. Hebt sie mich doch auf lichten Schwingen gerade im Gegentheil zu Gott empor."

„Das verstehe ich nicht!" — sagte die Alte kopfschüttelnd — „Liebe ist doch immer Liebe, ... sitzt im Herzen von Fleisch und Blut . . . . und wenn das kleine Ding da innen zu schlagen aufhört, . . . so ist's aus mit ihr. Was aber stirbt, kann das göttlich sein?"

Da spielte jenes stille, milde, selige Lächeln um Lindas Mund, das sie von jeher wie ein Engel verklärt hatte, und Margaretha mit kindlicher Liebe an sich ziehend, sagte sie leise, fast wie hingehaucht:

„Das Grab ändert nur, aber endet nichts.“

Margarethe ergab sich in das Schicksal des Nichtbegreifens; freute sich aber in der That, daß Linda wieder so viel Zuversicht gewonnen und baute nun selbst auf diese Zuversicht und neu erwachte Lebenslust die schönsten Hoffnungen für die Genesung des theueren Pflegekindes auf. Konnte sie begreifen, daß dieses Aufflammen, wie bei Jedem, der Trübsal duldet, ein Ringen nach der Heimkehr ist? Wäre sie im Stande gewesen, die hohe Idee zu erfassen, die Linda durchglühte, — die Idee: daß die Liebe alles sei; dies Leben aber und diese Scholle Erde nicht alles, da nur so wenig Liebe in ihr ist?

Und bewährt sich uns — Linda gegenüber — hier nicht wieder die ewige, die große Wahrheit: „In uns, oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, — die Vergangenheit und Zukunft! Die Außenwelt wirft in ihrer Derbheit ihren Schlagschatten weit in das Reich des Lichtes. Jetzt freilich scheint es uns innerlich oft noch so dunkel und einsam und gestaltlos; aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsterung vorbei und der Schattenkörper hinweggerückt ist. Wir werden mehr genießen denn je, denn unser Geist hat entbehrt! Wer aber hier schon die Ewigkeit in sich trägt, der trägt auch die Seligkeit in sich, und wenn er auch, von dem Schicksale auf die Folterbank des Lebens geschmiedet, sein Erdendasein unter Qualen verhaucht.“

Und Linda's innere Welt — bisher vom Froste des Schicksals gedrückt — that sich wieder im Strahle der Liebe allmählig auf, wie der Kelch der Blume im Glanze der Frühlingssonne. Sie hätte heiter sein können, wenn sie über Anselmos räthselhaftes Ausbleiben beruhigt gewesen wäre. Auch die Aebtissin belästigte sie jetzt nicht mehr. Sie hatte eingesehen, daß hier ein fester unerschütterlicher Wille wohne, so gebrechlich auch die Hülle erschien; — eine Willenskraft, die der ihren gleich kam. Sie hatte mit der Zeit Linda achten gelernt und ehrte nun ihre Festigkeit.

Linda selbst schwärmte in der Zukunft. Wie oft malte sie doch jetzt mit glühenden Farben im Gespräche mit Margaretha das Stilleben aus, das sie an Manuels Seite erwartete. Denn für sie sollte es unter allen Verhältnissen ein stilles Glück bleiben. Und wie liebevoll gedachte sie dabei Bruder Anselmos und der Amme. Wie sorgte sie im Geiste für Beide. Margagaretha konnte sich über so viel kindliche Liebe oft nicht der Thränen enthalten. Und doch! ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, überschlich sie bei all diesen Aussichten ein sonderbares, düsteres, wehmüthiges Gefühl. Sie schalt sich selbst oft, Angesichts der sich erholenden Linda, eine Träumerin, und dennoch schüttelte sie das nächstemal den Kopf wieder und dachte .... wer's erlebt.

Nach solchen Gesprächen aber pflegte Donna Illescas am liebsten das Plätzchen auf dem Kirchhofe des Klosters aufzusuchen, an welchem sie Manuel jüngst überrascht. Hier konnte sie alsdann Stunden lang — aller Welt durch eine dichte Cypressenwand verborgen —

regungslos zubringen. Es waren mit die seligsten Stunden ihres Lebens, reich an großen, schönen Gedanken, — oft ein Spiegel früherer glücklicher Tage, — oft eine Quelle edler Entschlüsse.

Auch heute hatte sie dies Plätzchen wieder aufgesucht. Sie dachte an Manuel, wie sie ihn zum erstenmale gesehen, — an die Nächte, in welchen er, noch ohne ihre Gegenliebe zu kennen, so unvergleichlich schön, so wahrhaft bezaubernd unter ihren Fenstern gesungen, — sie dachte des Augenblickes, da sie sich gegenseitig Liebe gestanden.

O wie durchrieselte sie da ein süßer Schauer! — War es der Geist ihres Manuels, der, in gleicher Stunde, mit gleicher Liebe an sie denkend, sie umrauschte? — War es ein Hauch aus einer andern Welt? — War es der Odem des Ewigen, der in dem Wehen der Liebe sie berührt?

Was ist Liebe? frug sie. Und geheimnißvoll dämmerten in ihrem Inneren wunderbare Gedanken und flüsterten ihr zu: „Drei Himmelsflammen erleuchten unsere Seele: Religion, Wahrheit und Liebe. Sind sie es nicht, die in heiliger Dreieinigkeit uns den Weihekuß des Lebens auf die Stirne drücken? Aber die Liebe ist die Krone. Ist sie nicht der Athem der Gottheit, der jede Erkrankuug der Leidenschaft und des Irrthums heilt? Ist sie nicht das Mark unseres Daseins, unsterblich mit uns, in uns? Ist sie nicht das göttliche Feuer, das uns reinigend und heiligend durchglüht und edler Natur edlere Wandlung übt, immerdar kräftiger, voller bei jeder Wiedergeburt? — — Was ist Liebe? — Der göttliche Urgedanke aller Schöpf-

ung, des Seins und Werdens, des Allbestehenden und des Allentstehenden, gotterwachtes Bewußtsein der menschlichen Seele."

Und sie schloß entzückt die Augen, und Seligkeit überkam sie, und es war ihr, als trügen sie laue Lüfte empor — hoch empor über der Erde Staub und über des Lebens Weh', und über der Menschen Schmerz. Und sie dachte und sie fühlte nur Eines .... wie selig es zu Lieben ist.

O Menschenherz! du bist doch der ewige Frühlingsboden aus dem sich die Lebenslerche mit dem Hochgesang des Geistes ewig neu und ewig jung emporschwingt!

Aber was ist Glück auf Erden? — Plötzlich nahten sich Schritte. Linda fuhr zusammen. Ihr Herz klopfte wie ein Hammer. Zwischen den Gräbern hindurch schlich sich eine männliche Gestalt, das Gesicht durch einen breitkrempigen Hut und den hoch heraufgezogenen Mantel verhüllt.

Im ersten Augenblicke hatte Linda an Manuel gedacht; aber ein zweiter Blick überzeugte sie, daß er es nicht sein konnte. Die Gestalt war klein und plump. Aber wie kam sie hieher? und was wollte der Mann hier an dem geweihten Orte. Die erste Frage beantwortete das nur leise angelehnte Pförtchen, durch welches auch Manuel einst den Weg gefunden, — die zweite, sein Umschauen. Er erwartete Jemand.

Linda wollte aufbrechen und gehen, da schlug die Klosteruhr an und im gleichen Momente trat die Aebtissin aus dem Kreuzgange. Ihre Erscheinung wirkte wie immer auf Linda; sie erschrack so heftig, daß ihre Knie zu wanken anfingen und sie zurück auf die Bank sank.

Unterdessen hatten sich die Beiden gefunden, und da sie augenscheinlich den Blicken Unberufener entgehen wollten, traten sie dem Cypressengebüsch näher. Sie sprachen eifrig, und Linda konnte ganz deutlich vernehmen, wie der Mann im Mantel sagte:

„Also sind sie noch hier?"

„Ja!" — entgegnete die Aebtissin — „alle Viere."

„Das ist gut!" — fuhr der Verhüllte fort — „sie dürfen Nuestra Sennora de la Penna de Francia auch nicht verlassen."

„Warum nicht?"

„Das nachher. Aber, Hochwürdige Frau, wißt Ihr denn auch, wen Ihr aufgenommen habt?"

„Unglückliche! Was bedarf es mehr zu wissen? Wäge, über Geprüfte von Gott, dein Wort und dein Urtheil. Ich sah sie nicht, denn ich habe mit Männern nichts zu thun ....."

„Nur wenn sie, wie ich, unter dem Schiboleth „Jephta gegen Ephraim" kommen."

„Ich bin Dienerin des Herrn und seiner heiligen Kirche. Was diese befiehlt, ist mir Gesetz. Aber wer sind die Männer? Mir wurden sie als Soldaten des Königs bezeichnet, und als tödtlich Verwundete nahm ich sie auf."

„Wer sie sind? Nun .... der kleine mit dem verdrachsten Gesichte ...."

„Ihr vergeßt, daß ich sie nicht sah."

„Ja so! Nun Derjenige, der leichter verwundet war, ist niemand anders als Florida=Blanca, der Gefangene von Pamplona, der Erzfeind unserer heiligen Mutter Kirche; — der Ruchlose, der die Hand zur Ver=

treibung der allerheiligsten Väter Jesu und zur Beschränkung der heiligen Inquisition bot."

„Heilige Jungfrau!" — rief hier die Aebtissin — „und ihn habe ich pflegen lassen?"

„Dank dem Himmel!" — fuhr der Verhüllte fort — „So führt der Herr die Seinen zum Siege. In einer Stunde der Schwäche hat ihn seine Majestät begnadigt; Ihr aber, Hochwürdige Frau, werdet einsehen, daß das heilige Tribunal nicht zusehen kann, daß sein Erzfeind wieder zur Macht gelange."

„Nun? und was soll geschehen?"

„Florida-Blanca verläßt Nuestra Sennora nur . . . ."

„Nun?"

„Um in den Kerkern der Inquisition auf immer zu verschwinden. Dies im Vertrauen und unter dem Siegel ewiger Verschwiegenheit, bei Eurem Schwure!"

„Jephta gegen Ephraim!" — sagte die Aebtissin und verbeugte sich, die Arme auf der Brust gekreuzt.

Linda aber rang nach Athem. Ihr Kopf brannte und doch standen Tropfen kalten Schweißes auf ihrer Stirne.

„Und wer sind nun die Anderen?" — fuhr die Aebtissin fort.

„Seine Befreier! Ebenfalls der Inquisition verfallen. Der Eine, ist ein Thierarzt, der schon das Antlitz des Großinquisitors sah. Er entgeht als Rückfälliger dem Feuertode nicht."

„Wenn es noch Auto-da-fé gebe."

„Muß die Welt Alles sehen? Bei dem heiligen Jakob! er wird brennen, so wahr unser Heiland am Kreuze starb! . . . Er wird brennen, daß es für alle gute Christen eine wahre Lust ist, und wenn auch hundert Florida-Blanca's, Aranda's und Godoy's dagegen wären. Und mit ihm kommt ein anderer Heiliger daran. Ein Ketzer im Priesterkleide . . . . einer von den Ueberklugen, den Trotzigen. Es ist der, der so lange bewußtlos lag."

„Der Dragoner?"

„Der Verruchte, der, sein heiliges Amt vergessend, in der profanen Tracht eines blutigen Kriegers, den Gefangenen von Pamplona befreien half. Er lebt doch noch?"

„Er lebt und geht seiner völligen Genesung entgegen. Und der sei . . ."

„Ein Priester ist es, bekannt unter dem Namen: Bruder Anselmo."

„Es war gut, daß die Aebtissin den Namen „Anselmo?" laut rufend wiederholte. Der Ausruf übertönte einen leisen Schrei aus Linda's Brust. Aber mit dem Schrei waren der Armen auch Hören und Sehen vergangen. Sie war bewußtlos zusammen gesunken.

Als sie in Margarethens Armen erwachte, war es längst Abend geworden. Linda aber fand sich noch auf derselben Stelle, wo sie die Alte, geängstigt durch ihr Ausbleiben, aufgesucht, und erst vor einer Viertelstunde ohnmächtig gefunden hatte.

Jetzt, da Linda zu sich gekommen, wirbelten tausend Gedanken durch ihre Seele; aber alle trafen in einem Brennpunkte zusammen, und der war: Rettung, wenn es

noch Zeit ist. Konnte sie nur Florida=Blanca und Anselmo warnen, so war schon viel gewonnen; aber wie dies thun und den Späheraugen der Inquisition entgehen, die gewiß überall lauerten — und dann, war es überhaupt nicht zu spät?

Der letzte Gedanke lastete mit der Wucht eines Erdballs auf ihrem Herzen, das so krampfhaft arbeitete, als ihr Gehirn. Ohne Antwort auf der Amme Fragen zu geben, zermarterte sie sich mit einer Menge Pläne, aber keiner wollte ihr passen.

Linda war in einer fürchterlichen Lage. Sie eilte an das Pförtchen des Kirchhofes — und traf es verschlossen. Sie übersann alle Möglichkeiten, bis zu Bruder Anselmo vorzudringen. Es fand sich keine. War sie doch mit allen weiblichen Bewohnern des Klosters in dem Hauptgebäude wie in einer Festung eingeschlossen, und das Hauptgebäude war außerdem, wie wir wissen, durch eine himmelhohe Mauer dicht umgeben und von den anderen Gebäulichkeiten — demnach auch von dem Hause des Gärtners — getrennt.

Gewiß, es kann in dem Leben keine entsetzlichere Lage geben, als theure Menschen in der furchtbarsten Gefahr zu wissen und ihnen nicht helfen zu können; — geknebelt und mit verstopftem Munde am Ufer zu liegen und die Freunde versinken zu sehen.

Linda war längst auf dem Zimmer — sie hatte ihre Noth der Amme entdeckt — sie sannen miteinander — sie glaubten, es müsse sich ein Mittel finden — — vergebens — — die Klosteruhr schlug zehn — — eilf — — zwölf Uhr — — — — aber ein Rettungsmittel fand sich nicht.

Da fingen Linda's Kräfte zu sinken an. Weinend, händeringend warf sie sich auf die Kniee und flehte zu Gott — sie bat ihn, einen Engel zu senden und die Unglücklichen zu retten. Ach! die Nacht blieb still, die Thüren in ihren Angeln, die Mauern wankten nicht und die Sternlein sahen so schön .... aber auch so kalt wie immer auf ihre Thränen.

Plötzlich fuhren Beide mit einem Schrei in die Höhe. „Jesus = Maria = Joseph!“ — rief die Alte — „was ist das?“

Linda, die sich vom Knieen noch nicht erhoben hatte, mußte sich mit einer Hand an die Mauer stützen. Sie war leichenblaß und rang nach Athem. Endlich sagte sie:

„Ist nicht — — etwas — — hereingeflogen?“

„Ich sehe nichts!“ — entgegnete die Alte und schlug ein Kreuz.

„Es fiel hart auf.“

„Aber, mein Gott, woher sollte denn ....“

Linda deutete auf das Fenster, das offen stand und die Gipfel der Kastanien sehen ließ, die schwarz und gespenstisch über die Mauer hervorragten.

„Durch das Fenster?“ — frug Margaretha. Linda gab ein bejahendes Zeichen.

„Unmöglich“ — entgegnete Jene — „unsere Zelle ist im obersten Geschosse, und die Mauer da draußen reicht bis in die Mitte unserer Fenster — wo sollte ....“

Aber Linda's Blicke hatten im Zimmer umhergespäht. Jetzt blieben sie auf einem Gegenstande haften.

„Dort! dort!“ — rief sie in fieberhafter Aufregung.

Die Amme eilte hin und fand einen Stein, um welchen ein Papier gewickelt und befestigt war. „Gib! gib!" — rief Linda, und zitternd vor Hast riß sie die Schnur entzwei. Auf dem Papier standen mit Bleistift die Worte:

„Mit dem Glockenschlag Ein Uhr seid an der kleinen Pforte des Kirchhofs, die nach Außen führt. Euer Leben schwebt in Gefahr. Bruder Anselmo erwartet Euch."

Als Linda gelesen, entsank ihr das Papier, sie wankte nach einem Stuhle, ihrer Brust aber entrangen sich die Worte:

„Gott sei Dank! er lebt noch — — er ist noch frei — — so kann ich ihn warnen."

Die Amme aber stand mit gefalteten Händen, halb Linda, halb dem offenen Fenster zugewandt, und sagte:

„Nun aber sag' ich nichts mehr, wenn das kein Wunder ist! Von drunten und drüben kann doch, weiß Gott, kein Mensch einen Stein über die Mauer und in unser Fenster werfen — der müßte ja mehr als ein zweiter David sein, und vom Himmel . . . ."

Aber mit einem neuen durchdringenden Schrei, die Hände vor das Gesicht gedrückt, stürzte sie jetzt vom Fenster, dem sie sich zugewandt hatte.

„Was ist denn?" — rief Linda aufspringend — „Du wirst die Aebtissin wecken."

Aber es fehlte nicht viel und sie hätte es nicht viel besser als die Amme gemacht. Zwischen dem dunkeln Laube der Kastanien blickte sie, erleuchtet durch das Licht in Linda's Zelle, ein Gesicht wie eine Maske an. Zwei dunkle Augen und darüber zwei dicke schwarze Striche — oder Augenbrauen — es war nicht zu erkennen.

„Um Gotteswillen!“ — schluchzte die Amme, die sich Donna Illescas zu Füßen geworfen hatte — „werft den Zettel weg — — das ist Höllenwerk — das ist der Gott sei bei uns!“

Aber Linda hatte in der That mit sich zu kämpfen, um der Vernunft das Oberrecht über die erregte Einbildungskraft zu erhalten. Glücklicherweise gab ihr der Ernst des Augenblicks, die Gefahr, in der sie den Freund wußte, Kraft. Mild suchte sie die Alte hinwegzudrücken, um nach dem Fenster zu gehen. Aber Margaretha litt es nicht. Mit der Kraft der Todesangst umschlang sie ihre Linda und rief:

„Nein! Kind! nein! ich lasse Dich nicht. Ich hab' ihn gesehen den Satan — — mit eigenen Augen gesehen — — denn ein Mensch kann das nicht sein — — Augen wie Teller — — und schwarze — — kohlenschwarze Striche drüber — — und wie sollte ein Mensch . . . .“

Linda hielt ihr den Mund zu. Man hörte Tritte auf dem Gang.

„Die Aebtissin!“ — rief sie dann entsetzt, drückte das Fenster zu und blies das Licht aus.

Da klopfte es derb an der Thüre. Beide schwiegen einen Moment. „Aufgemacht!“ — ertönte die rauhe Stimme der Oberin von Nuestra Sennora.

Linda flüsterte der Amme etwas in's Ohr; sie sprang auf, legte den Mund an die Thüre und rief halblaut: „Um Gotteswillen stille! mein gnädiges Fräulein erwacht sonst.“

„Was soll das?“ — fuhr die Aebtissin barsch und in ihrem männlichen Tone fort — „ich habe schreien hören.“

„Ich war es, im Traume!“ lispelte Linda.

„Ach!“ — wiederholte Margaretha — „das arme Fräulein! sie schrie im Traume auf — — sie muß schwer geträumt haben.“

„Albernheiten!“ entgegnete die Aebtissin — „aber ich muß selbst sehen. Macht auf! ich befehle es!“

Linda lag mit einer raschen Wendung auf dem Bette. Das Papier verschwand an ihrem Busen. Sie schien zu schlafen. Die Alte öffnete.

„Warum alle diese Kindereien,“ — sagte sie streng, als sie, über Linda hinleuchtend, diese noch angekleidet fand. „Wen ich aufnehme in Nuestra Sennora, der hat sich nach den Regeln des Hauses zu halten. Warum um Mitternacht noch nicht entkleidet?“

„Hochwürdige Frau!“ — entgegnete Margaretha mit einer tiefen und ehrfurchtsvollen Verbeugung — „habt Nachsicht mit dem armen Kinde . . . . es ist krank — es war — diesen Abend wieder so aufgeregt . . . .“

Die Aebtissin blieb schweigend stehen. Ihre Züge waren hart und starr, und doch schien es in ihrem Inneren mächtig zu arbeiten. Der Ausdruck ihres Auges war ein beängstigender. Sie selbst, den Arm mit dem Lichte noch immer vorgestreckt, glich einer Bildsäule. Endlich zuckte es krampfhaft um den Mund. „Jephta gegen Ephraim!“ lispelte sie leise, dann aber preßten sich die Lippen gewaltsam zusammen.

Nach Minuten endlich wandte sie sich und sagte barsch: „Es muß geholfen werden. Nehmt dieses Fläschchen, und wenn Donna Illescas erwacht, gebt ihr einige Tropfen in Wasser. Es ist beruhigend!“

Und sie verließ die Zelle. Margaretha und Linda lauschten ihren Tritten, sie verhallten allmählig — und alles war wieder stille. In der Kirche sangen die Nonnen.

„Sie ist doch bei all' ihrer Härte gut!" — sagte jetzt Linda, — während die Alte wieder Licht machte, — „es peinigt mich, daß wir unwahr gegen sie sein mußten;.... aber . . . es gilt ja sein und seiner Freunde Leben."

„Waren wir denn unwahr?" — frug die Amme — „bist du etwa diese Nacht nicht aufgeregt?"

„Mehr als gut ist" — entgegnete Linda, die Hände auf dem Herzen — „gib mir doch gleich einmal von den Tropfen."

Margaretha nahm ein Glas, goß es voll Wasser, ergriff das Fläschchen und wollte tropfen. Aber sie hielt plötzlich inne und frug:

„Wie viel?"

„Sieh', das hättest Du fragen sollen;" — entgegnete Linda — „nun ich denke sieben Tropfen werden nicht zu viel sein."

„Eins" — fing die Amme an — „zwei — drei — vier . . . ."

Da klirrten die Scheiben, ein Stückchen Baumast flog durch und traf das Glas, daß es vom Tisch rollte; Margaretha aber war das Fläschchen vor Schreck aus der Hand gefallen und am Boden zerschellt. Ein eigener betäubender Geruch verbreitete sich.

Diesmal war Linda weniger erschrocken als man glauben sollte; aber die linke Hand an der Stirne, den Mund offen, die Augen starr . . . . stand sie, wie von

einem furchtbaren Gedanken getroffen. Dann griff sie rasch in den Busen, langte das verhängnißvolle Papier hervor und las es langsam noch einmal:

„Mit dem Glockenschlag Ein Uhr seid an der kleinen Pforte des Kirchhofes, die nach Außen führt. Euer Leben ist in Gefahr! . . . . .“

Sie zuckte zusammen. „Margaretha!“ — rief sie dann im Tone des Entsetzens und schmiegte sich an die Amme, als suche sie hier mütterlichen Schutz.

„Nun?“ — frug diese, die selbst noch am ganzen Leibe über den neuen Schrecken zitterte.

„Fort! — fort!“ — stöhnte Linda — „die Mauern dieses Klosters brechen über mir zusammen.“

Dann ließ sie die Alte los; öffnete das Fenster und rief leise:

„Wir kommen!“

Die Nonnen sangen in feierlichem Chore:

„Einen Theil von jenem Frieden,
Jener Ruhe für die Müden,
Jener Liebe, die die Deinen,
Dort im Himmel wird vereinen,
Jenes Lebens Herrlichkeiten,
Lässest Du uns hier bereiten;
Um sie einst ganz zu ererben,
Jesu hilf mir selig sterben.“

XXI.

Die Flucht gelang. Bekanntlich führte ein Kreuzgang nach dem Kirchhofe und auf diesem fand Linda das kleine Pförtchen von Außen geöffnet. An beiden Thüren waren die Schlösser erbrochen.

Welch' ein Augenblick aber, als Donna Illesca's und Bruder Anselmo sich nun nach so langer Trennung, nach so manchen schmerzlichen und heiteren Erfahrungen, nach dieser Doppelrettung einander in den Armen lagen. Freilich und in der That fast nur einen Augenblick, auf den Flügeln der Nacht stumm und rasch vorrüberrauschend, dann ging es schweigend, in der Gesellschaft mehrerer dunklen Gestalten, in welchen Linda mit Recht den Grafen und seine übrigen Retter vermuthete, tief in den Wald hinein.

Die Sache verhielt sich nämlich wie folgt:

Florida-Blanca's staatsmännischer Scharfblick, seine klare Einsicht in die Lage, in der er sich sammt seinen Rettern, dem Könige . . . aber auch seinem Feinde Salvaterra gegenüber befand, — sein Vertrautsein mit der Handlungsweise der Inquisition, der bekanntlich so gut als den Vätern Jesu, jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke von jeher recht war, — so wie das Bewußtsein, daß es dies unselige Institut nie gutwillig zugeben könne, daß er, als sein Hauptfeind, wieder frei auftrete, — — alles dies veranlaßte den Exminister sobald er nur wieder hergestellt war, auf seine und der Seinigen Rettung bedacht zu sein. Florida Blanca wäre dabei kein Spanier gewesen, hätte er nicht gewußt, daß er von seinen

Feinden, also den Spionen des heiligen Officiums bewacht würde. Dennoch gelang es ihm durch den Herzog von Alcudia mit seinen Freunden in's Geheime in Berührung zu treten und bald war der Beschluß gefaßt, daß sich der Graf, sobald es Anselmos Gesundheitszustand zulasse, mit seinen Rettern auf eine seiner großen Besitzungen in Estremadura begebe, wo ihn sein öffentliches Auftreten in Folge der königlichen Begnadigung und die große Anhänglichkeit seiner Unterthanen vor jedem Angriff seiner Feinde schützen mußte.

Es galt daher auch nur, heimlich aus Nùestra Sennora de la Penna de Francia zu entwischen und so schnell als möglich den Ort der Sicherheit zu erreichen. Einmal aber dem Kloster entsprungen, kam es auf Heimlichkeit der Flucht gar nicht mehr an, was auch bei der größeren Anzahl der Flüchtlinge kaum durchzuführen gewesen wäre. Bei einem Kohlenmeiler mitten im Walde, zu dem sie ein bereit gehaltener Führer brachte, fanden sie alle Vorkehrungen zu einer so bequemen als raschen Weiterreise, und von da an erwarteten die Flüchtlinge an vorher bestimmten Stationen bereit gehaltene Pferde, so daß es in der That in zwei Kaleschen mehrere Tage und Nächte ohne Aufenthalt weiter ging.

Dennoch mußte endlich einmal ein Halt gemacht werden, da Linda und der Gefangene von Pamplona — dessen Wunden durch die allzu große Anstrengung wieder aufzubrechen drohten — durchaus einer kurzen Ruhe bedurften.

Es war in einem elenden Dorfe der Straße, die von Sevilla über Badajoz nach Madrid führte. Die

Armuth der Einwohner, die sich schon durch die zerfallenen, ruinenartigen Häuser kund gab, schien grenzenlos. Schmutz und Unreinlichkeit waren hier zu Hause und das ganze Ameublement der Posada bestand in einem rauchenden Heerde und einem einzigen Stuhle, auf welchem sich der Alcade des Ortes gravitätisch niedergelassen hatte. Es war ein kleiner, dicker Mann, der statt seiner Amtskleidung nur eine schwarze Aermelweste, rothe verschossene Sammtbeinkleider und ein großes Haarnetz, aber weder Strümpfe noch Schuhe trug. Nackte Kinder spielten unfern von ihm mit einem jungen Schweine, während ihnen die Mutter in einem hohlen Kuhhorne ihren spärlichen Theil Ziegenmilch als Abendessen zumaß.

Aber die Gruppe ward noch abenteuerlicher durch zwei Klostergeistliche, die dem Alcaden gegenüber auf einem Bündel Stroh Platz genommen hatten. Der Eine war ein Mann in den mittleren Jahren, der Andere dagegen ein Greis mit schneeweißem Haupte und einem Barte, der in silbernen Wellen bis tief auf die Brust herabhing. Seine Züge trugen den Stempel großer Milde und Freundlichkeit, doch zeigte bald das matte, erloschene Auge und das stereotype Lächeln, daß hier die Jahre, die weit über ein gewöhnliches Menschenalter hinausreichten, die ursprüngliche Kraft des Geistes gelähmt und gebrochen hatten. Während sich der jüngere Mann mit dem Alcaden unterhielt, theilte der Greis an zwei kleine, in Lumpen gehüllte Mädchen, Heiligenbildlein aus, indem er zugleich abwechselnd die beiden Kinder mit einer fast rührenden Zärtlichkeit koste.

So war die Gruppe, als die Flüchtlinge eintraten,

und sie änderte sich auch nicht; denn der Alcade blieb in dem Gefühle seiner Würde mit unerschütterlicher Gravität sitzen; der jüngere Ordensgeistliche schaute nur erstaunt auf und an dem Greise und den Kindern schien alles außer ihnen spurlos vorüber zu gehen.

Was die Neuangekommenen betrifft, so hatte Florida-Blanca die Lage der Dinge mit einem Blicke übersehen. Er frug nicht nach Zimmer, weil er wußte, daß keine zu haben waren; aber ein Goldstück vermochte die Wirthin, sofort ihre Kammer und ihr Bett Donna Illescas und der Amme einzuräumen. Wagenkissen und mitgebrachte Decken halfen aus, und so waren auch für die Uebrigen bald genug ganz erträgliche Lagerstätten auf dem Boden der Posada angebracht. Ziegenmilch und Ziegenkäse, Früchte, schlechtes Brod und guter Wein, bildeten dabei das allerdings frugale Abendessen. Indessen war es Jedem, außer Bruder Anselmo, mehr um die Ruhe als um sonst irgend einen Genuß zu thun. Wohl hätte ihrer Anselmo auch bedurft, aber die Aufregung ließ ihn keine finden und dann .... waren das nicht bekannte Züge in dem Antlitze des jüngeren Geistlichen?

In der That fanden sich beide Männer auch bald. Sie waren Jugendfreunde gewesen und trafen sich nun nach nahe 30 Jahren in einem elenden Neste Estremaduras wieder. Wie Manches hatten sie sich da gegenseitig mitzutheilen, während das Feuer auf dem Heerde matt brannte und alle Anderen in tiefem Schlummer lagen. Zuletzt kam die Rede auch auf den Zweck ihrer Reise. Anselmo mußte freilich hier einen anderen angeben, als den, den er und seine Gefährten wirklich verfolgten; dagegen erfuhr er

von seinem Freunde im Vertrauen, daß der alte Priester, den er begleite, Pater Hernando heiße nnd seit siebzig Jahren im Kloster San Fernando zu Sevilla ein höchst stilles und frommes Leben geführt habe, in der letzten Zeit aber vor Altersschwäche fast kindisch geworden sei. Da ihn nun aber plötzlich ein Befehl des Großinquisitors nach Madrid rufe, um Gott weiß welches Geheimniß früherer Tage zu enthüllen, so habe der Obere jenes Klosters ihm den Befehl ertheilt, den alten Mann dorthin zu bringen. Es sei eine schwere Aufgabe, meinte der jüngere Geistliche dabei, aber noch viel schwerer müsse die Last jener Geheimnisse auf dem Herzen des alten Mannes ruhen; denn seit dem Tage, an welchem er den Befehl des Großinquisitors vernommen, überkomme ihn oft wahre Todesangst und ein fast wahnsinniges Wesen, das dann seine sonst stille und kindliche Gemüthlichkeit auf Stunden, ja oft auf Tage ganz verscheuche und bald einer tiefen Schwermuth, bald einer beunruhigenden Angst Platz mache. Oft schon habe er ihm dann mit der Redseligkeit des Alters von finsteren Verbrechen erzählen wollen, und nur mit Mühe sei es ihm gelungen, sich dieser unwillkommenen Beichte zu entziehen. Das Peinlichste dabei sei das — fuhr Anselmos Freund fort — daß er eigentlich gar nichts von allen diesen Dingen hören und erfahren dürfe; demohnerachtet rede der Alte gar manchmal in halbem Irrsinn, als habe er ein früheres Beichtkind vor sich, vor dessen schauerlichen Thaten er selbst zurückbebe. Zwar habe er noch nie die Thaten selbst, noch den Namen des Thäters genannt, doch gehe aus Allem hervor, daß dieser ein vornehmer Mann gewesen sein müsse.

„Aber gerade darum“ — schloß Anselmo's Freund

— „verschließe ich doppelt mein Ohr. Habe ich doch den Frieden des Klosters gesucht, um dem wüsten Treiben der Welt zu entgehen. Wer aber in die Verbrechen der Großen verwickelt wird, und sei es auch nur als Mitwisser, der ist auf Dornen gebettet und zwischen zwei Feuer gestellt. Wie der Wind auch weht, die Flammen werden ihn ergreifen, ehe er es ahnt, und während der vornehme Verbrecher oft glücklich durchkommt, ist er selbst oft das Opfer der Schlechtigkeit Anderer."

Die Nacht war unterdessen weit vorgerückt und beide Freunde suchten das Lager.

Aber Bruder Anselmo konnte nicht schlafen. Hatte ihn das ununterbrochene Fahren so aufgeregt, oder war es die Erinnerung an Sevilla und die unglückliche Iduna?

Sein Herz pochte ungestüm. Er warf sich von einer Seite zur anderen. Körperlich müde bis zum Tode, war er so wach wie am hellen Tage, während seine erregte Phantasie mit unbarmherziger Hand den Schleier von jener schauderhaften Unthat zog, die ihm einst das Herz gebrochen und für immer das Glück seines Lebens geraubt.

Endlich war es ihm nicht mehr möglich auf dem Lager und in dem dumpfigen Zimmer der Posada auszuhalten, in welchen mit seinen Freunden, den beiden Geistlichen und der Familie des Wirthes nicht weniger als zwölf Personen schliefen. Rasch erhob er sich und trat hinaus unter Gottes freien Himmel Luft und Ruhe zu athmen, und gleichsam die Last abzuschütteln die die Erinnerung an die Verirrungen der Menschheit auf seine Brust gewälzt. Hoch und feierlich spannte sich über dem Einsamen des Südens prachtvoller Sternenhimmel aus;

— still und selig umrauschte ihn in der Größe, in der Erhabenheit der Natur, der Geist des Ewigen; — schmerzlich zog, gleich wehmüthigen Accorden, die Sehnsucht nach der verlorenen Iduna durch die Seele, — und feuchten Auges lehnte er, fast wie zum Schlafe, das müde Haupt auf einen harten Stein.

Da fiel ihm unwillkührlich Jakob ein, wie dieser — so wie er im Augenblicke — einst unter nächt'gem Himmel, das Haupt auf einen Stein gebettet, von jener gold'nen Himmelsleiter träumte, die von der Erde düst'rem Grund bis an den Himmel reichte. Und wie der Erzvater dort tausend Engel sah, geschäftig auf- und niedersteigend, und oben thronte, von Lichtesglanz umflossen, Jehova selbst in ew'ger Majestät.

„O schönes Bild!" — rief hier Anselmo aus — „erhabener Gedanke, du, des Trostes! Wie schlägt mein Herz, wie fliegen meine Pulse, trittst du in Klarheit vor die Seele hin! — Auch wir sind ja, die ganze Menschheit ist ja ausgepilgert vom Haus des Vaters in ein fremdes Land, und bettet in der Nacht des Erdenlebens — ach, nur zu oft! — das müde Haupt auf einen harten Stein!"

Er schwieg, dann fuhr er nach einer Pause tiefen Denkens fort. — „Doch nur getrost! auch wir schauen eine Himmelsleiter und nicht im Traum, — — — nein! in der Wirklichkeit! Und diese Himmelsleiter ist die Weltgeschichte, auf der die Menschheit von niederer Verworfenheit, von all den Frevelthaten eines sündigen Geschlechtes, — durch die Religion der That — zum Vater aufsteigt in der eigenen Verklärung! Und jede Sprosse ist

ein Culturzustand, von dem Ahnen zu dem Erkennen, von dem Erkennen zu dem Wissen, von dem Wissen zu dem Wollen, und von dem Wollen zu der That! Die Engel aber sind die großen Lichtgedanken, die in den edelsten der Menschensöhne — die Völker leitend — seit Jahrtausenden erstanden sind. Und mit jeder Sprosse, — mit jeder Stufe höh'rer Bildung, sieht die Menschheit sich der Gottheit näher. Nicht jenem Himmel, den ein dunkel=kindliches Gefühl hoch über Wolken sich einst auferbaute — sondern dem Himmel sittlicher Vollendung — geistiger Verklärung — dem Staat des Rechtes, der Wahrheit, der Vernunft und Liebe! dem — in jeder Menschenbrust thatsächlich einst zum Durchbruch kommenden Gottesbewußtsein."

„O schönes Bild, das aus dem grauen Alterthume so tief und sinnig mir entgegendämmert — und wie? — du spiegelst dich ja auch in jeder einzelnen Menschenbrust. Auch jedem Einzelnen winkt ja — in der eig'nen Bildung und Verklärung — eine Himmelsleiter. Auch jeder Einzelne steigt, wenn er nur will, vom Ahnen zum Erkennen, von dem Erkennen zu dem Wissen, von dem Wissen zu dem Wollen und von dem Wollen zu der That! Er kann und wird es, wenn er nie vergißt, daß die vollendetste Religion, die der That ist; — er kann und wird es, wenn der Götterfunke, der in ihm wohnt, ihn nie vergessen läßt, daß jedes Menschenleben, wie das Leben der gesammten Menschheit — eine ewige Himmelfahrt, — ein ewiges Aufsteigen zu dem Vater ist!" — — —

Und es ward ihm leichter um das Herz und alle die Gräuelthaten, von welchen der Mönch heute Abend ge=

sprochen und die Unthat, die ihn selbst in seiner Jugend niedergeschmettert, sanken in Nacht und Vergessenheit, und in wunderbarem Aufschwung fühlte er, daß ein edles Herz die Menschheit trotz all' ihren Verirrungen lieben müsse. Was war das anders, als ein Aufflammen der ewigen göttlichen Liebe in einem staubgeborenen Herzen?

Da trieb es ihn mit unwiderstehlicher Macht nach der kleinen Kirche, die nur wenige Schritte von ihm im hellen Mondenscheine lag. Sie war nicht verschlossen; denn sie barg keine Schätze und leise trat Anselmo ein.

Das bleiche Licht des Mondes, durch die hohen Fenster fallend, lag ausgegossen wie ein Leichentuch über dem schmucklosen Altare und den mit verwitterten Grabsteinen belegten Boden. Todtenstille herrschte ringsumher. Anselmo mußte beten, er kniete nieder und versank in sich selbst.

Da plötzlich fuhr er entsetzt empor; eine Stimme, wie den Gräbern entstiegen, sagte leise und eintönig:

„Sohn, mein Sohn, komm her zu mir!"

Anselmo glaubte zu träumen, er sah sich erschüttert um; — alles blieb todenstille, kein Mensch war zu sehen.

„Bin ich denn so erregt?" — sagte er dann leise vor sich hin, indem er sich erhob, — „oder schüttelte mich ein Fieber?"

Aber der Puls ging ruhig, die Stirne glühte nicht. Er blieb stehen. Anselmo war nie abergläubisch gewesen mit der ihm eigenen Ruhe wollte er auch jetzt prüfen. Und doch zuckte er zusammen und sein Herz schlug lauter, als dieselbe Stimme wiederholte:

„Sohn, mein Sohn, komme her zu mir!"

Aber er wußte jetzt woher der Schall kam. Er drehte sich um, — — und trat einen Schritt zurück.

In dem einzigen Beichtstuhle der kleinen Kirche saß eine priesterliche Gestalt, — — eine Gestalt der Gruft der Jahrhunderte entstiegen — unbeweglich — starr — eisig. Das Haupt deckte nur dürftig ein schneeweißes Haar, der lange Bart fiel silberwellig auf die Brust, die tiefliegenden glanzlosen Augen starrten glasig nach dem Erstaunten.

Ein langes weißes Tuch — es war das Leichentuch der Kirche — hing, zusammengerollt zu einem Streifen, wie eine Stola über die Achseln des Greises und gab der Erscheinung etwas Grauenhaftes. Seine knochendürren Hände ruhten auf der Hirnschale eines Schädels, den er in dem Beinhause gefunden hatte.

Anselmo erkannte sogleich Pater Hernando.

„Was macht Ihr hier, ehrwürdiger Vater" — sagte er daher, von Wehmuth erschüttert, zu dem alten Priester — „kommt, es ist jetzt nicht Zeit Beichte zu sitzen!"

Aber der Greis rief mit zitternder Stimme:

„Sohn, mein Sohn, — es ist die höchste Zeit."

Und den Todtenkopf langsam emporhebend fuhr er fort:

„Kennst du diesen? die Würmer haben ihn abgenagt, daß du die blühenden Wangen nicht mehr siehst — der Schmuck der Haare ist Asche geworden — — — aber hier — hier — hier — da ist ein Kainszeichen! — und „Sohn, mein Sohn" — rief er plötzlich mit so lauter schneidender Stimme, daß es schauerlich in der Kirche widerhallte: „das schreit auf zu Gott! Er will Rechenschaft haben — — er

ruft Dir! — — er ruft mir!! — Kniee nieder, du hast noch keine Absolution!"

Im Augenblicke schlug es Mitternacht. Der Schädel entrollte den knochendürren Händen des Greises und kugelte bis zu Anselmos Füßen, der vor innerer Bewegung sprachlos stand. Aber der Alte rief mit halberstickter Stimme:

„Siehst Du, wie sie Dich sucht! Don Juan — Du wirst ihr nicht entgehen. Hier nicht! — draußen nicht! — am jüngsten Gerichte nicht! — Kniee nieder — — bei meinen grauen Haaren beschwör' ich dich! — kniee nieder!! — beichte — bereue . . . . Es hat Mitternacht geschlagen!"

Länger konnte es Anselmo nicht aushalten. Sein Gehirn glühte, sein Herz drohte zu zerspringen, ein kalter Schauer schüttelte seine Glieder. Es war ihm als dürfe er kein Wort mehr hören. Er nahte sich daher mit Entschiedenheit dem Greise, erfaßte seine Hand, und sagte so mild und so bittend als er konnte:

„Kommt, ehrwürdiger Vater, kommt mit mir hinein!"

Aber der Alte hielt seine Hand krampfhaft fest, sah ihm mit den glanzlosen irren Augen starr in die seinen und sagte:

„Ach du willst mich hinführen mein Sohn; — willst da beichten, wo du sie umgebracht?"

„Mein Vater . . . .,"

„St!" — lispelte der Alte — „Was war das? — Vater?! — Vater?! — Wie ist mir denn? — Hab ich noch einen Vater? — Laß sehen — — ja! ja! ich habe noch einen Vater dort oben im Himmel und der wird mir

armen Sünder gnädig sein. Denn nicht wahr, — ich habe sie ja nicht verhungern lassen? — Es wäre entsetzlich wenn es der Großinquisitor erfähre — und dann Mörder haben keinen Vater — — nicht einmal im Himmel!"

Aber Anselmo stand wie vom Schlage getroffen.

„Verhungern?" — wiederholte er, und Zunge und Lippen wollten das Wort kaum aussprechen.

„Nimm's nicht zurück — um Gotteswillen nimm nicht zurück, was du mir doch schon gebeichtet" — rief der Greis am ganzen Leibe zitternd — „das war noch die einzige gute Regung in dir, wenn du auch nicht...."

„Verhungern!" wiederholte Anselmo, kalten Schweiß auf der Stirne, und hielt sich an einem Pfosten des Beichtstuhles um nicht umzusinken.

„Ja! ja verhungern!" — lispelte der Alte — „in jener unterirdischen Höhle . . . ."

„In . . . ."

„In jener Mörderhöhle der maurischen Ruinen."

„Wen? — wen? verhungern lassen!" — schrie jetzt wie wahnsinnig Anselmo, indem er den Alten bei beiden Schultern packte.

„Wen?" — wiederholte der Greis; dann zeigte er mit irrem Lächeln auf den Schädel und sagte mit gräßlicher Betonung:

„Die da! Donna Iduna Illescas!"

„Ewiger, gerechter Gott!" — schrie Anselmo auf — „und wer? wer?"

Eine furchtbare Pause entstand; Anselmo starrte auf die Lippen des Alten, als wolle er schon an ihrer Bewegung den Namen errathen; aber der Alte sagte:

„Armer Sohn, hat Dich Gott schon hier auf Erden mit Wahnsinn geschlagen und Dein Gedächtniß verwischt? — Du bist noch so jung! Mir ist es freilich oft, als hätten alle die Gräuel der Menschen, die ich im Beichtstuhl hören mußte, die Sinne verwirrt . . . .“

Anselmo faßte sich. — „Ja, Vater,“ — sagte er fast lautlos — „ich habe meinen Namen vergessen. Sagt mir — aber bei Eurer Seele Heil sagt mir die Wahrheit — wer war Iduna de Illescas Mörder?“

In diesem Augenblicke mußte, veranlaßt durch die Frage Anselmo's, ein Gedankensprung in Pater Hernando's irren Sinnen vorgegangen sein. Er erhob sich feierlich, kreuzte die Hände auf seiner Brust, verneigte sich tief und sagte ehrfurchtsvoll:

„Hochwürdigster Großinquisitor, der Mörder Idunas de Illescas war Don Juan, Fürst von Marantea!“

Ein Schrei entfuhr Anselmo's Brust, dann sank er bewußtlos zu Boden.

Der Greis stand lange unbeweglich, lautlos, dann sagte er auf den Ohnmächtigen deutend . . . . „da liegt er; aber er ist todt . . . . gönnt ihm die Ruhe.“

Und Pater Hernando entfaltete das Leichentuch und breitete es leise über Anselmo. Dann kniete er sich an seine Seite und betete.

So fand man am andern Morgen Beide.

XXII.

Niemand konnte für den Moment enträthseln, was hier geschehen sei; denn Anselmo mußte irgend etwas ganz Außerordentliches betroffen haben, da er — kaum genesen — in seine Krankheit zurückgefallen war und von einem heftigen Fieber geschüttelt wurde, während man Pater Hernando nicht aus einem stumpfsinnigen Gebetehersagen aufrütteln konnte. Ja! als man, mit Anselmo beschäftigt, den Greis einmal auf kurze Zeit aus dem Auge ließ, verschwand der Unglückliche und war trotz der größten Anstrengung nicht mehr zu finden.

Er mochte wohl in seinem, jetzt völlig zum Ausbruch gekommenen, Irrsinne der Meinung gewesen sein, vor dem Großinquisitor gestanden und den Fürsten Marantea todt zu seinen Füßen gesehen zu haben. Das Geschick schien ihm also erfüllt und mit ihm seine Lebensaufgabe. Einzelne Spuren verriethen, daß er den nahen Wald gesucht; ob er aber in einer der vielen Gebirgsschluchten, ob in den schäumenden Wellen des Sarraco seinen Tod gefunden, war nicht zu bestimmen. Niemanden traf dieser Schlag härter, als seinen Begleiter, der nun, vor dem Zorne des Großinquisitoren zitternd, ebenfalls die Flucht ergriff und sich nach der portugiesischen Grenze wandte.

Florida-Blanca und Linda schwebten dagegen in Todesangst um Anselmo. Glücklicherweise war man nicht mehr weit von einer der großen Herrschaften des Exministers entfernt, und so gelang es in der That auch, den Kranken bald in Sicherheit und unter gute Pflege zu

bringen. Hier nun wichen Linda und Margarethe nicht mehr von dem Bette des Unglücklichen; aber mit welch' neuer Wucht sollte Donna Illescas gerade hierfür das Schicksal treffen?! Bald entlockten die wildesten Fieberträume dem Kranken das furchtbare Geheimniß. Linda schauderte zurück und wollte anfangs gar keinen Werth auf diese Ausbrüche einer überreizten Phantasie legen; bald aber mußten die ewig wiederkehrenden Ausrufe des Freundes sie doch ernster berühren; — ja es ward ihr endlich fast zur Gewißheit, daß Anselmo in jener verhängnißvollen Nacht von Pater Hernando erfahren habe, daß Don Juan, Fürst von Marantea, der Mörder ihrer Schwester Iduna gewesen sei.

Die Alten, so unübertrefflich groß in ihren Götterdichtungen, hatten auch den Fluch personificirt, der sich — verschuldet oder unverschuldet — so oft an der Menschen Fersen hängt. Sie stellten ihn dar, unter dem Gedankenbilde der Eumeniden — auch den Repräsentanten des bösen Gewissens — jener grauenhaften Jungfrauen, die, gehüllt in ein schwarzes blutbeflecktes Gewand, Schlangenhaare auf dem Kopfe, in der einen Hand Fackeln, in der andern Dolche und Peitschen aus zusammen gebundenen Schlangen, den Menschen ruhelos verfolgen. Waren sie es doch, die Orest, den Muttermörder, mitleidslos über Meer und Land trieben, bis in das delphische Heiligthum. Sie aber sind es auch, die oft den Fluch längst heimgegangener Ahnen an Unschuldigen rächen, und eben darum war die heilige Scheu vor diesen furchtbaren Göttinnen so groß, daß man es nicht einmal wagte, ihren eigentlichen Namen auszusprechen.

Arme Linda! was hast Du gethan, daß auch Dich, durch Dein ganzes Leben hindurch, der Flügelschlag jener finsteren Jungfrauen umrauscht? — Oder hat Dich das Schicksal, gerade um Deiner Reinheit, um Deiner himmlischen Sanftmuth wegen, zum Opferlamme erwählt? Bei dem Allmächtigen! Du bist nicht das einzige Herz aus Staub geboren, das unter diesem unbegreiflichen Fluche bricht, und unter Thränen und unter Schmerzen und unter Qualen erliegend, mit seinem letzten matten Schlage den Himmel frägt: flog ich denn nur und allein der Erdensonne entgegen, um zu leiden und zu dulden? Ach! die Antwort auf diese Frage liegt hinter dem Hügel; wohl Dir, wenn er einst in Morgenroth zerfließt und Deine Priester Dir nicht gelogen haben.

Lindas Ruhe und Frieden war indessen dahin! Schon Anselmos Leiden rieb sie fast auf und nun noch das Wiederaufreißen der Wunde, die sich kaum über der Erinnerung an Idunas gräßliches Schicksal geschlossen. Es war ihr entsetzlich, den Mörder ihrer Schwester zu kennen und zu wissen, daß er nicht nur noch lebe, sondern auch ein Feind ihres geliebten Manuels sei. Aber dieses Entsetzen ging nicht aus dem sonst so tief im spanischen Charakter wurzelnden Gefühle der Rache hervor, sondern aus den Gefühlen der Angst und des Abscheus. Linda hatte ihn ja bisher todt geglaubt und ihm vergeben. Aber jetzt — jetzt! war es ihr, als könne der gräßliche Mensch jeden Augenblick die bluttriefende Hand auch nach Manuel oder Anselmo ausstrecken.

War es da ein Wunder, daß Lindas Herzklopfen und ihre Beengungen wieder mit beängstigender Stärke zunah-

men? Am Bette des Fieberkranken verflackerte ihr eigenes Lebenslicht mit fieberhafter Glut. Ihre so zarte ätherische Gestalt schwand, so zu sagen, in sich selbst zusammen. Noch war sie zwar entzückend schön; aber ihre Schönheit war krankhaft hingehaucht, fast mußte man fürchten, sie zu berühren. Nur wenn ihr dunkelbraunes Augenpaar schwärmerisch unter den langen Wimpern emporschaute, war sie ganz die Alte, — ließ sie die Rosen vergessen und fesselte mit einer Gewalt, deren die blühendste Schönheit nicht fähig ist.

Um indessen nur einigermaßen der Angst zu entgehen, die sie seit der Entdeckung jenes unseligen Geheimnisses peinigte, schrieb Linda den ganzen Sachverhalt an Manuel. Sie ahnte nicht, was sie that; — sie dachte nicht daran, daß diese Zeilen ein Todesurtheil seien.

Da erfaßten die Eumeniden auch ihn! Schon war ja auch von ihm der kurze Friede wieder gewichen, der seit Linda's Wiederfinden auf dem Kirchhofe von Nuestra Sennora und dem festen Vorsatze, ihr nun als Mann von Ehre sein Wort zu halten, so wohlthätig auf ihn zurückgewirkt. Manuel hatte in der That in dieser Beziehung mit Riesenkräften gegen alle die tausend Schwierigkeiten angekämpft, die sich ihm, wie von bösen Geistern heraufbeschworen, entgegenstellten. Vergebens! Er war von so vielen Netzen umstrickt, in so manche Interessen verwickelt, durch so zahllose engende und verpflichtende Verhältnisse gebunden, hatte so manche Rücksichten zu nehmen, die, mit Füßen getreten, nicht nur sein und der Königin Leben auf das Spiel setzten, sondern sogar, in ihren unberechen-

baren Folgen tief und schmerzlich in das Geschick des Vaterlandes einschneiden konnten.

Aber das ist ja so oft das Unglück der Menschen — selbst der Besseren und Edleren unter ihnen — daß sie sich die Verhältnisse, Verpflichtungen und Rücksichten über den Kopf wachsen lassen. Selbst der geistvollste Mensch sieht sich dadurch manchmal so beengt und gepreßt, so peinlich in eine so schiefe und mißliche Lage eingeklemmt, daß er nicht nur alles Große und Hohe in sich zurückhalten muß, sondern daß er's am Ende sich gar nicht mehr erhalten kann, besonders in den Strömungen der höheren und höchsten Lebensregionen. Darum sollten die Menschen immer von vorn herein unendlich vorsichtig bei dem Eingehen aller Lebensverhältnisse sein und das Sprüchwörtlein nie vergessen: Erst gehandelt und dann gedacht, hat schon manches Leid gebracht!

Auch Manuel ging es, wie Göthe's Zauberlehrling; er hatte die Liebe der Königin, die Gunst des Königs, die Ueberhäufungen mit Titel, Ehren und Stellen und die damit eingegangenen Verbindlichkeiten unvorsichtig heraufbeschworen, nun fehlte ihm das Wort, sich aus allen diesen Banden verlockenden Zaubers loszuwickeln. Was halfen ihm nun die riesigsten Anstrengungen? Er war gleichsam mit Händen und Füßen gebunden, ein Spiel des Geschickes, und rieb sich selbst um so mehr in vergeblichen Anstrengungen und innerer Verzweiflung auf; als die Hoffnung auf eine befriedigende Lösung seines an Linda gegebenen Versprechens immer mehr schwand, er folgerecht mit seinem besseren „Ich" immer tiefer zerfallen mußte, seine Verhältnisse zu der

Königin und Salvaterra aber mit jedem Momente peinlicher wurden.

In der That war Don Manuel de Godoy, der sonst so heitere, kühne, entschlossene und umsichtige Mann, jetzt nahe daran, sich einer dumpfen Verzweiflung hinzugeben, als der Racheschrei aus dem Grabe Idunas an sein Ohr drang. Es kam ihm unendlich willkommen, denn Manuel brauchte eine That, um seiner Verzweiflung Luft zu machen. Wie ein Blitz fuhr die Erinnerung an die Narbe durch seine Seele, die in Maranteas Gesicht von der linken Wange quer über die Nase und Stirne lief, — und die Ueberzeugung, daß er Idunas Mörder sei, stand in ihm fest. So däuchte es ihm eine Erleichterung seiner Schuld gegen Linda, wenn er den Mord der Schwester räche, und sollte ihm dies nicht gelingen, so war ihm der Tod gerade hier, als Erlöser aus all den unseligen Verwirrungen und Ehrenretter, doppelt willkommen.

Aber wie sollte er nun den Fürsten Don Juan de Marantea, mit dem er ohnehin noch einen Gang zu machen hatte, vor die Klinge bekommen? Jedenfalls mußte es unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses geschehen, und dann . . . . wo den finden, der seit dem Aufstande in Madrid gänzlich verschwunden war?

Manuel saß noch in diese Gedanken verloren, als ihm ein ziemlich lautes Reden im Vorzimmer aufstörte. Der ungewöhnliche Lärm schien von einem Streite herzurühren, der dort, ganz gegen alle Gewohnheit und die strengen Regeln der Etiquette, geführt wurde, und an dem sich zwei Stimmen — eine männliche und eine weib-

liche — betheiligten, die Manuel sehr bekannt schienen. Dennoch vermochte er eben so wenig die Personen zu errathen, als die Ursache des Streites. Da derselbe indessen immer lebhafter wurde, ergriff er die vor ihm stehende silberne Glocke und gab dem diensthabenden Kammerdiener ein Zeichen. Indem dieser aber, eintretend, die Thüre öffnete, fiel Manuels Blick auf das im Vorzimmer harrende Paar, von dem er sogleich zu seiner Freude in dem Manne: Felipe, den Besitzer der Posada „la Corte“ erkannte.

Das heitere Gesicht des ehrlichen Basken war ein Sonnenblick in der Nacht, die Manuel umgab. Unwillkürlich zuckte die Erinnerung an die glücklichen Tage, die er und Louis einst unter dem wirthlichen Dache dieses Mannes verlebt, durch seine Seele. Rasch erhob sich daher der Herzog, und Felipe beide Hände entgegenstreckend rief er freundlich:

„Willkommen ehrlicher Felipe! Willkommen bei Eurem alten Schuldner. Tretet nur immer ein!“

Aber die große und kräftige Figur des Wirthes der Posada „la Corte“ mit dem fröhlichen, lebenslustigen und gutmüthigen Gesichte und den kleinen, lebhaft funkelnden, wässrigen Aeuglein, war schon eingetreten, und schüttelte jetzt ohne Umstände dem Herzoge von Alcudia herzlich beide Hände, indem er ausrief:

„Bei dem Herzen der allerheiligsten Mutter Gottes! das habe ich gewußt, der Herr Herzog lassen uns schon vor. Aber was Euere Hoheit da von Schulden sagen, das sollte mich wahrlich beschämen. Du lieber Gott! so wahr ich ein ehrlicher Baske bin, meine dereinstige Gastfreund-

schaft gegen Euch, die habt Ihr ja in's tausendfache gelohnt! Hätte ich denn sonst aus der kleinen schmutzigen Posada einen der stattlichsten Gasthöfe machen können, den Madrid jetzt besitzt?"

„Und wäre ich denn jetzt Herzog von Alcudia" — sagte halb im Scherz halb mit Wehmuth Don Manuel — „wenn Ihr mich und meinen Bruder nicht so freundlich aufgenommen?"

„Das waren doch schöne Tage!" — meinte Felipe.

„Ja wahrlich!" — rief Godoy mit einem tiefen Seufzer und setzte in Gedanken hinzu: „Zehn Jahre meines Lebens, wenn ich sie zurückkaufen könnte!"

„Ich entsinne mich noch recht gut des Tages, wie Ihr eintratet!" — fuhr Felipe redselig und mit vor Stolz und Freude leuchtenden Augen fort — „Schmucke Männer, aber nicht viel Klingendes in der Tasche."

„Desto mehr Muth und Vertrauen!" — entgegnete Manuel — „Nicht wahr, alter Freund?"

„Ja wohl und einen unvergleichlich heiteren Sinn."

„Schöne Zeit!" — seufzte der Herzog und fuhr bewegt mit der Hand über die Stirne.

„Und dann die Stimme!" — rief Felipe, sich ganz vergessend — „o! diese göttliche Stimme! So was habe ich nie wieder gehört. Na! so wahr ich ein ehrlicher Baske bin, ich weiß noch das Liedchen Wort für Wort, was Ihr an dem Tage gesungen, an dem wir unseren Accord geschlossen." Und er fing an leise trillernd zu singen, indem er zugleich die Worte mit grazieusen Bewegungen der Hände und Füße begleitete:

Schenket ein Ihr lust'gen Zecher,
Schenket ein, das Leben lacht;
Da Natur vier Freudenbecher
Jedem Menschen dargebracht.

Für das Kind schon, für den Knaben,
Für den Jüngling, für den Mann.
Jedem bietet — sich zu laben —
Sie den vollen Becher an.

Aber sollen sie Euch munden,
Gleich Hispaniens Feuerwein,
Müßt Ihr weise es bekunden:
Schlürfet sie hübsch langsam ein.

Und wenn Einer ist geleeret,
Dann erst eilt zum andern hin;
Freude ist Euch dann bescheeret,
Und für's Leben heitrer Sinn.

„Ach!" — schloß Felipe dann — „wer das singen könnte wie Ihr!" —

„Es ist aus mit dem Singen" — versetzte der Herzog mit Wehmuth und klopfte dem gemüthlichen Felipe wohlwollend auf die Achseln; — „der Ernst des Lebens hat die Heiterkeit der Jugend längst verstummen lassen."

„Ja so!" — rief dieser fast erschrocken, als besinne er sich erst jetzt darauf, wo er sei — „Bin ich doch ein Esel .... ich habe ja ganz vergessen ......" — und sich respektvoll verneigend sagte er, seinen Hut verlegen in der Hand drehend — „Vergebung, Herr Herzog, daß ich so geradezu gesprochen. Hoheit müssen einen einfachen ehr-

lichen Basken die Dummheit vergeben; aber wenn ich an jene Tage denke, und die Ehre, die meinem Hause widerfuhr, und die überschwengliche Dankbarkeit, die Eure Hoheit für meine geringe Freundlichkeit hatten, und ...."

„Und der kostbaren Olla potrida" — unterbrach den Redseligen trüb lächelnd der Herzog — „und des vortrefflichen Benicarlo!"

„Der ist noch so gut!" — rief Felipe schmunzelnd — „und heißt jetzt bei mir, Euch, Herr Herzog, zu Ehren, „Alcudia." Ihr glaubt nicht wie da das Herz dem ehrlichen Felipe im Leibe lacht, wenn es hier und dort und da von allen Seiten ruft: Felipe! noch einen Becher „Alcudia!" — Von dem vortrefflichen „Alcudia", Felipe. Und da denk' ich immer an Eure Gnaden dabei!"

„Ehrliche Haut! — sagte Manuel — „und hilft Euch die kleine nette Juana noch?"

„Alle Heiligen!" — rief hier Felipe und kratzte sich hinter den Ohren — „ich Dummkopf da hab' ich ja über meine täppische Begeisterung die Hauptsache ganz vergessen."

Und sich umdrehend rief er zu Manuels Erstaunen:

„Juana! Juana! — — Wo steckst Du denn in des Teufels Namen .... Ich glaube gar sie wartet noch im Vorzimmer."

„Ach!" — lachte der Herzog — „Bei meinem Kammerdiener?"

„Verflucht!" — rief der Baske und eilte hinaus, kam aber gleich wieder, eine Dame an der Hand, zurück. Er schien ihr Vorwürfe zu machen, die Schöne aber, die Nie-

mand anders als Juana, die kleine Andalusierin war, sagte schmollend:

„Ich kann doch nicht wohl unaufgefordert bei dem Herrn Herzog eintreten und thun, als wenn wir hier in unserer Posada wären?“

„Wo ich bin, sollst Du auch sein!“ — versetzte Felipe sichtbar eifersüchtig.

„Und mich wohl auch so weit wie Du comprimiren, und seiner Gnaden was vorsingen.“

„Ach was!“ — rief Felipe — „das verstehst Du nicht. Der Herr Herzog und ich verstehen uns aber?“

„Ja wohl!“ — sagte Manuel begütigend.

„Und jetzt“ — fuhr Felipe fort — „mache Deinen Knix. Herr Herzog, mein durch das heilige Sakrament der Ehe mir angetrautes Weib.“

Manuel war in der That überrascht. Aber er freute sich, als er den Leutchen in die strahlenden Augen sah; obgleich er, — der Weltmann, — die seinen fast vor der Glut niederschlagen mußte, die ihm unter den Wimpern der kleinen Andalusierin entgegen blitzte. Aber er konnte nicht anders, er mußte die zierliche Hand Juana's ergreifen, als er sagte:

„Von Herzen meinen Glückwunsch!“

Die Hand zitterte in der seinen, aber gewiß aus anderen Gründen, als sein Herz fast hörbar klopfte. Ach! er dachte an Linda, und es fuhr ihm wie ein dreischneidiger Dolch durch die Seele.

Der Ernst des Augenblicks war ihm zurückgekehrt. Maranteas Bild zog wie ein dunkler Schatten an ihm vorüber. Zugleich aber fiel es ihm ein, daß Don Juan

öfter in Felipes Posada kam. Möglicherweise konnte der Baske Auskunft über Jenen geben. Diesen Gedanken festhaltend, kam er daher jetzt mit einer raschen Wendung auf den Zweck, welcher Felipes Besuch zu Grunde liege.

„Ja“ — antwortete der Gefragte — „der ist eben ein doppelter. Einmal wollte ich Eurer Hoheit mein Weibchen vorstellen — und daß ich's offen sage, das war auch Juana's Wunsch, sie hat mich schon seit acht Tagen darum gequält!“

„Warum nicht gar!“ — entgegnete die Kleine und ward feuerroth — „ich wollte nur, daß Du . . . .“

„So wahr ich ein Baske bin!“ — rief hier Felipe betheuernd — „sie ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich ihr versprach, sie bei meinem Besuche im Palaste mitzunehmen.“

„Weil ich den Palast sehen wollte!“ — platzte Juana heraus; aber ein Blick nach Manuel strafte sie Lügen.

„Neugierige!“ — schalt sie der Gatte.

„Und was wollte mein ehrlicher Felipe weiter?“ — frug mit trübem Lächeln der Herzog.

Felipe brachte nun auf ziemlich weitläufige Weise vor, daß, um seinen neugebauten Gasthof zu vollenden, der Ankauf eines angrenzenden Gebäudes nöthig sei; dieses aber, da es dem Staate gehöre, von den zuständigen Behörden ohne des Herzogs specielle Bewilligung nicht abgegeben werden solle.

Manuel hörte die Vorstellung mit Geduld an, während seine Gedanken Marantea suchten. Als Felipe geendigt, ließ er diesem sogleich den gewünschten Befehl zur Abgabe des Gebäudes ausfertigen, lenkte aber

während dessen das Gespräch auf die Gäste, die jetzt die Posada „la Corte“ öfter besuchten.

„Und der junge Fürst von Marantea“ — frug er endlich wie oberflächlich hingeworfen — „läßt sich der nicht auch manchmal bei Euch sehen?“

„Er war lange nicht mehr da“ — versetzte der Wirth — „und in der That, ich bin froh darum. Ich mag ihn nicht. Er ist ein Wüstling.“

„So lange ist es eben nicht!“ — sagte die junge Frau lächelnd.

„Wie so?“ — rief Felipe erschrocken und eine Anwandlung von Eifersucht wollte ihn erfassen.

„Nun?“ — fuhr Juana mit einer gewissen Siegesfreude fort — „er sang erst gestern Nacht so verliebt unter meinem Fenster! ....“

„Hölle und Teufel!“ — fuhr Felipe heraus — „und das sagst Du mir erst jetzt?“

„Ja, mein Gott“ — rief Juana lachend — „soll ich Dich denn noch eifersüchtiger machen. Ich meine, Du wärst es schon genug. Und dann ....“ — setzte sie schelmisch hinzu und streichelte Felipe die Wangen — „glaubst Du denn, daß eine tugendhafte Frau, wie ich, auf den Klingklang verliebter Gecken hört?“

„Nun?!“ — sagte Felipe gedehnt.

„Ei sieh doch! als wenn man nicht die ehrsame Frau des Don Felipe und Wirthin der Posada „la Corte“ wäre!“ — entgegnete Juana. — „Und zweitens hätte ich dann viel zu thun — das Geklimper hört ja gar nicht auf. Ja! wenn eine Stimme dabei wäre, wie seine Hoheit der Herr Herzog eine haben“ — meinte die Andalusierin

und ihr Flammenauge ruhte mit einem unaussprechlichen Ausdrucke auf den schönen Zügen Manuels — „da freilich . . . .“

„Was schwätzt Du wieder!“ — unterbrach sie Felipe verlegen.

„Nun, ist es denn eine Sünde, die Wahrheit zu sagen?“ — rief Juana.

„Nein!“ — versetzte Felipe entschieden — „aber eine Sünde ist es, wenn wir seiner Hoheit die kostbare Zeit noch weiter mit unserem albernen Geschwätz rauben.“

„Nicht doch!“ — sagte der Herzog — „ich bin Euch, liebe Leutchen, vielen Dank für diese Stunde schuldig. Als Hochzeitsgeschenk und zur Erinnerung an dieselbe, bitte ich daher das junge Frauchen, diese Diamantagraffe zu nehmen.“

„Wie!“ — rief hier Juana außer sich, indem sie entzückt wie ein Kind nach der Gabe griff — „das herrliche Ding da soll mein sein?“

„Ja!“ — sagte lächelnd Manuel — „und möge Euer Glück so rein und ungetrübt sein und bleiben, wie es diese Diamanten sind.“

Und sich der überströmenden Dankbarkeit beider Gatten entziehend, drückte er ihnen die Hand und verschwand im nächsten Zimmer.

Manuel wußte genug. Hatte Marantea erst gestern Nacht unter den Fenstern der kleinen Andalusierin

gesungen, so war vorauszusetzen, daß er dies öfter thun werde; denn Juana war allerdings ein Wesen, das für einen Wüstling, wie Marantea, Reiz und Anziehungskraft besitzen mußte.

Des Herzogs Entschluß war also rasch gefaßt. Er, der sonst von jeder unedlen Rachsucht so weit entfernt war, lechzte diesmal nach des Fürsten Blut. Es bewegte ihn eine wahrhaft ängstliche Sehnsucht, Don Juan zu treffen und Iduna an ihm zu rächen. Wenn Marantea von seinen Händen fiel, so war es doch eine That. Und für Linda und Anselmo, — wenigstens nach spanischer Denkungsweise — eine That, durch die er Linda seine Liebe beweise, mußte seiner gepeinigten Seele Erleichterung geben.

Er blieb unruhig bis den Abend. Dennoch zwang sich Manuel, in seinem Arbeitszimmer zu verbleiben, bis er es mit Anbruch der Nacht unbemerkt verlassen konnte. Und in der That brannten in jenem Gemache die Lichter noch, als der Herzog von Alcudia, in einen faltigen braunen Mantel gehüllt, einen breitrandigen schwarzen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite, tief verhüllt durch die mondhellen Straßen schritt.

Bald war die neu erbaute Posada Felipes erreicht. Auch sie trug den Namen „la Corte" und daß sie ihren alten Ruf nicht nur erhalten, sondern auch noch erweitert hatte, bewies der Lärm, der Manuel aus ihr entgegentönte. Felipe feierte sein heutiges Glück — die huldreiche Aufnahme und Gewährung seiner Bitte von Seiten des Herzogs — und hatte zu dem Ende eine Musikbande für den Abend engagirt. Juana aber, die kleine, Alles

um sie her entzückende Andalusierin, that sich als junge Hausfrau nicht wenig zu Gute, und prangte heute, mit der neuen Diamantagraffe auf der Brust, wie eine Königin. Und doch meinte so mancher ihrer Gäste, ihre schwarzen Augen voll südlicher Glut blitzten noch feuriger, als jene Edelsteine.

Aber so laut und lustig es in der Posada herging, so still war es Außen, da die Nacht bereits weit vorgeschritten war. Manuel hatte sich in den Schatten des Hauses zurückgezogen, der schwarz und riesig in die mondhelle Fläche der Umgebung hineinragte. Hier harrte er, in Gedanken verloren, an den Pfeiler eines im Bauen begriffenen Schoppens gelehnt. Mehr als einmal war es ihm, als ob er eine Jalousie des Hauses sich halb öffnen und Juanas Köpfchen neugierig herausschauen sehe; aber in trübem Brüten versunken, kam er dabei nicht zum klaren Bewußtsein.

Und wahrlich! war der Ort nicht merkwürdig genug für ihn? Entspann sich von diesem Punkte aus, nicht eine lange wunderbare Kette von Umständen, die in rascher Folge, in schwindelndem Aufschwunge den Jüngling, — den armen, unbedeutenden Edelmann, — bis zu dem Throne Spaniens getragen, auf dessen Stufen jetzt der Herzog von Alcudia, der Freund beider Majestäten, der allmächtige Minister Don Manuel de Godoy stand?

Und doch ein so tiefer Seufzer?! — Horch! da sang Felipe seinen Gästen unter Guitarrebegleitung jenes Liedchen vor, das er von Manuel gelernt, und das nun sein Leiblingsliedchen war:

„Schenket ein Ihr lust'gen Becher,
Schenket ein, das Leben lacht;
Da Natur vier Freudenbecher ....“

„Halt! tönte es in diesem Augenblicke und Manuel trat mit gezogenem Degen einer dunklen Gestalt entgegen, die eben verstohlen um die Ecke des Hauses getreten war.

„Was gibt's?“ — entgegnete der Verhüllte stolz und verächtlich; aber Manuel erkannte sogleich an der Stimme, daß er seinen Mann gefunden habe.

„Einen Gang auf Leben und Tod!“ — versetzte Manuel nicht weniger stolz.

„Wer seid Ihr?“

„Ein Ebenbürtiger.“

„Den Teufel auch! Laßt mich in Frieden. Ich habe jetzt Besseres zu thun, als mich zu schlagen.“

„O ja! Weiber zu verführen.“

„Geht es Euch was an, wenn ich eine verliebte Katze locke?“

„Ja!“ — sagte hier Manuel mit solcher Entschiedenheit, daß der Wüstling stutzte.

„Und Euer Recht, sich hier einzumischen?“

„Stammt aus den Gräbern!“ — versetzte Manuel dumpf.

Da lachte Marantea frech auf, nahm die Guitarre unter seinem Mantel hervor und schickte sich zum Spielen an, indem er sagte:

„Ihr seid ein Narr! Geht zum Teufel!“

Aber in demselben Augenblicke splitterte das Instrument in seinen Händen auseinander.

„Verflucht!“ — rief der Verhüllte und seine Klinge blitzte. „Aber“ — setzte er dann stolz hinzu — „wer seid Ihr; ich muß erst wissen, wem ich den Garaus mache, ehe ich meine Hand mit Eurem Blut besudle.“

„Das sollt Ihr erfahren!“ — versetzte Manuel ruhig — „sobald wir sicher sind, allein zu sein. Hier hört man uns und unsere Klingen; aber hundert Schritte weiter und Niemand kann uns beobachten.“

„Ja wohl!“ — rief der Andere — „Ihr habt wohl Eure Helfershelfer, ein paar geübte Banditen, dort versteckt?“

„Wenn ich Don Juan de Marantea wäre“ — versetzte Godoy mit tiefster Verachtung — „dann könnte das wohl sein.“

„Unverschämt!“ — rief der Andere, der sich zu seinem Aerger erkannt sah, nun aber um so weniger zurückweichen konnte. — „Fort denn, damit ich Euch das Maul auf ewig stopfe.“

Und Beide traten in den neuangelegten Garten der Posada. Als sie einige hundert Schritte von dem Hause entfernt waren, blieb Manuel — der noch immer mit dem linken Arme den Mantel vor das Gesicht hielt — stehen und horchte. Die Musik im Hause hatte wieder begonnen. Sie waren sicher nicht gehört zu werden.

„Nun denn!“ — sagte jetzt finster der Wüstling, — „wer seid Ihr, der es wagt, den Fürsten von Marantea auf solche unverschämte Weise zu überfallen und zu fordern?“

„Wer ich bin?“ — versetzte Manuel dumpf —

„Ich bin der Geist der Rache, der aus den Gräbern Dir ersteigt.“

„Laßt die Dummheiten!“ — entgegnete Jener — „ich weiß nichts von Gräbern.“

„Nichts?!“

„Nein! Es sei denn, daß ich Euch heute noch in Eines hinabsende!“

„Nichts?!“

„Nein!“

„Auch nichts von denen, die in Sevilla zurückblieben?“

Marantea zuckte zusammen; aber er faßte sich rasch und sagte:

„Ich sehe, daß ich es in der That mit einem Wahnsinnigen zu thun habe.“

„Und ich“ — entgegnete Godoy — „mit einem Mörder.“

„Das ist zu viel!“ — rief jetzt wuthschäumend der Fürst und drang auf seinen Gegner ein. Aber Manuel war gefaßt, er parirte den Stoß und sagte:

„Mit einem Mörder — ja! — Kennt Ihr den Namen Donna Iduna de Illescas?!“ — —

Da war es, als ob ein furchtbarer Donner dicht über dem Haupte Maranteas dahin rollte. Sein Arm sank, seine Augen starrten, die Kniee wankten und mit Mühe stotterte er:

„Wer sagt das?“

„Ich!“ — rief jetzt Manuel, den Mantel zurückwerfend — „Ich! Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia; — derselbe, dem Ihr noch einen Gang

schuldig seid; — derselbe, den Ihr in den Wäldern des Guadarama=Gebirges wie ein Räuber überfallen; — Godoy, gegen den Ihr Madrid aufgewiegelt — und der jetzt vor Euch steht, den schmachvollen Tod jenes unglücklichen Mädchens zu rächen, das Ihr, Elender, in den Ruinen unweit Sevillas gemordet!"

„Godoy ....?!" — stotterte Marantea, der Sprache fast nicht mächtig — „und woher ..... aber es ist nicht wahr, ... es ist Lüge!"

In demselben Augenblicke kehrte Marantea aber auch das volle Bewußtsein, — das ihm der Schrecken über die Entdeckung seiner Unthat für einen Augenblick geraubt, — wieder zurück. Schnell überschaute er seine Lage. Solch' Geheimniß in solchen Händen?! Hier blieb nur Eines übrig: nur Einer von ihnen Beiden durfte lebend vom Platze. Ohne daher ein Wort weiter zu verlieren, drang er mit verhaltener Wuth auf Manuel ein.

Es war ein furchtbarer Augenblick. In der Stille der Nacht, kreuzten sich die Degen mit einem Klirren, das dem Zischen zweier giftigen Schlangen glich. Nur die fern aus der Posada herüberschallende Musik übertönte es. Und mit welcher Erbitterung fochten beide Männer; — kann auch der Mensch zur Hyäne werden? — Dies Messen der Augen — dies Zielen nach dem Herzen — dieses Concentriren aller Gedanken auf den einen: den Gegner niederzustechen — o es ist schrecklich!

Aber es währte nicht lange, die kalte Berechnung Manuels siegte über die finstere Wuth des Gegners. Und mit den Worten: „Hier hast Du Deinen Lohn, Mörder!" stieß Godoy seinen Degen in die Brust Ma=

rantea's. Das Herz war gestreift. Taumelnd und mit einem: „Verflucht!" sank der Fürst; — ein mächtiger Blutstrom quoll aus der Wunde, aus Mund und Nase, — noch einmal zuckte er krampfhaft — und war nicht mehr. — —

XXIII.

Aber das letzte Röcheln des sterbenden Marantea hatte Don Manuel de Godoy keine Ruhe gegeben. Er hatte Rache genommen an dem Mörder Idunas; — er hatte an Anselmos Stelle den Verruchten bestraft; — er hatte die Welt von einem Wüstling, den Staat von einem Empörer, sich selbst von einem meuchelmörderischen Feinde befreit; — er hatte dem Drange, etwas für Linda zu thun, durch eine That Luft gemacht .... aber den Frieden seines Herzens hatte er sich dadurch nicht erkauft. Seine Stellung, Linda gegenüber, war dadurch nicht gebessert, die drückenden Fesseln nicht zerissen, die Vorwürfe seines Gewissens nicht beschwichtigt worden.

Aber sonderbarer Weise erstreckte sich dieselbe Unbehaglichkeit, die Manuel niederdrückte, dieselbe innere Zerfallenheit und Zerklüftung, derselbe Schmerz über die verlorene Ruhe des Herzens, dieselbe namenlose Sehnsucht nach innerem Frieden auch über Manuels ganze Umgebung und fast Alle, die mit ihm in nächster Berührung standen.

XXI.

Die Flucht gelang. Bekanntlich führte ein Kreuzgang nach dem Kirchhofe und auf diesem fand Linda das kleine Pförtchen von Außen geöffnet. An beiden Thüren waren die Schlösser erbrochen.

Welch' ein Augenblick aber, als Donna Illesca's und Bruder Anselmo sich nun nach so langer Trennung, nach so manchen schmerzlichen und heiteren Erfahrungen, nach dieser Doppelrettung einander in den Armen lagen. Freilich und in der That fast nur einen Augenblick, auf den Flügeln der Nacht stumm und rasch vorrüberrauschend, dann ging es schweigend, in der Gesellschaft mehrerer dunklen Gestalten, in welchen Linda mit Recht den Grafen und seine übrigen Retter vermuthete, tief in den Wald hinein.

Die Sache verhielt sich nämlich wie folgt:

Florida=Blanca's staatsmännischer Scharfblick, seine klare Einsicht in die Lage, in der er sich sammt seinen Rettern, dem Könige . . . aber auch seinem Feinde Salvaterra gegenüber befand, — sein Vertrautsein mit der Handlungsweise der Inquisition, der bekanntlich so gut als den Vätern Jesu, jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke von jeher recht war, — so wie das Bewußtsein, daß es dies unselige Institut nie gutwillig zugeben könne, daß er, als sein Hauptfeind, wieder frei auftrete, — — alles dies veranlaßte den Exminister sobald er nur wieder hergestellt war, auf seine und der Seinigen Rettung bedacht zu sein. Florida Blanca wäre dabei kein Spanier gewesen, hätte er nicht gewußt, daß er von seinen

Feinden, also den Spionen des heiligen Officiums bewacht würde. Dennoch gelang es ihm durch den Herzog von Alcudia mit seinen Freunden in's Geheime in Berührung zu treten und bald war der Beschluß gefaßt, daß sich der Graf, sobald es Anselmos Gesundheitszustand zulasse, mit seinen Rettern auf eine seiner großen Besitzungen in Estremadura begebe, wo ihn sein öffentliches Auftreten in Folge der königlichen Begnadigung und die große Anhänglichkeit seiner Unterthanen vor jedem Angriff seiner Feinde schützen mußte.

Es galt daher auch nur, heimlich aus Nuestra Sennora de la Penna de Francia zu entwischen und so schnell als möglich den Ort der Sicherheit zu erreichen. Einmal aber dem Kloster entsprungen, kam es auf Heimlichkeit der Flucht gar nicht mehr an, was auch bei der größeren Anzahl der Flüchtlinge kaum durchzuführen gewesen wäre. Bei einem Kohlenmeiler mitten im Walde, zu dem sie ein bereit gehaltener Führer brachte, fanden sie alle Vorkehrungen zu einer so bequemen als raschen Weiterreise, und von da an erwarteten die Flüchtlinge an vorher bestimmten Stationen bereit gehaltene Pferde, so daß es in der That in zwei Kaleschen mehrere Tage und Nächte ohne Aufenthalt weiter ging.

Dennoch mußte endlich einmal ein Halt gemacht werden, da Linda und der Gefangene von Pamplona — dessen Wunden durch die allzu große Anstrengung wieder aufzubrechen drohten — durchaus einer kurzen Ruhe bedurften.

Es war in einem elenden Dorfe der Straße, die von Sevilla über Badajoz nach Madrid führte. Die

Armuth der Einwohner, die sich schon durch die zerfallenen, ruinenartigen Häuser kund gab, schien grenzenlos. Schmutz und Unreinlichkeit waren hier zu Hause und das ganze Ameublement der Posada bestand in einem rauchenden Heerde und einem einzigen Stuhle, auf welchem sich der Alcade des Ortes gravitätisch niedergelassen hatte. Es war ein kleiner, dicker Mann, der statt seiner Amtskleidung nur eine schwarze Aermelweste, rothe verschossene Sammtbeinkleider und ein großes Haarnetz, aber weder Strümpfe noch Schuhe trug. Nackte Kinder spielten unfern von ihm mit einem jungen Schweine, während ihnen die Mutter in einem hohlen Kuhhorne ihren spärlichen Theil Ziegenmilch als Abendessen zumaß.

Aber die Gruppe ward noch abenteuerlicher durch zwei Klostergeistliche, die dem Alcaden gegenüber auf einem Bündel Stroh Platz genommen hatten. Der Eine war ein Mann in den mittleren Jahren, der Andere dagegen ein Greis mit schneeweißem Haupte und einem Barte, der in silbernen Wellen bis tief auf die Brust herabhing. Seine Züge trugen den Stempel großer Milde und Freundlichkeit, doch zeigte bald das matte, erloschene Auge und das stereotype Lächeln, daß hier die Jahre, die weit über ein gewöhnliches Menschenalter hinausreichten, die ursprüngliche Kraft des Geistes gelähmt und gebrochen hatten. Während sich der jüngere Mann mit dem Alcaden unterhielt, theilte der Greis an zwei kleine, in Lumpen gehüllte Mädchen, Heiligenbildlein aus, indem er zugleich abwechselnd die beiden Kinder mit einer fast rührenden Zärtlichkeit koste.

So war die Gruppe, als die Flüchtlinge eintraten,

und sie änderte sich auch nicht; denn der Alcade blieb in dem Gefühle seiner Würde mit unerschütterlicher Gravität sitzen; der jüngere Ordensgeistliche schaute nur erstaunt auf und an dem Greise und den Kindern schien alles außer ihnen spurlos vorüber zu gehen.

Was die Neuangekommenen betrifft, so hatte Florida-Blanca die Lage der Dinge mit einem Blicke übersehen. Er frug nicht nach Zimmer, weil er wußte, daß keine zu haben waren; aber ein Goldstück vermochte die Wirthin, sofort ihre Kammer und ihr Bett Donna Illescas und der Amme einzuräumen. Wagenkissen und mitgebrachte Decken halfen aus, und so waren auch für die Uebrigen bald genug ganz erträgliche Lagerstätten auf dem Boden der Posada angebracht. Ziegenmilch und Ziegenkäse, Früchte, schlechtes Brod und guter Wein, bildeten dabei das allerdings frugale Abendessen. Indessen war es Jedem, außer Bruder Anselmo, mehr um die Ruhe als um sonst irgend einen Genuß zu thun. Wohl hätte ihrer Anselmo auch bedurft, aber die Aufregung ließ ihn keine finden und dann .... waren das nicht bekannte Züge in dem Antlitze des jüngeren Geistlichen?

In der That fanden sich beide Männer auch bald. Sie waren Jugendfreunde gewesen und trafen sich nun nach nahe 30 Jahren in einem elenden Neste Estremaduras wieder. Wie Manches hatten sie sich da gegenseitig mitzutheilen, während das Feuer auf dem Heerde matt brannte und alle Anderen in tiefem Schlummer lagen. Zuletzt kam die Rede auch auf den Zweck ihrer Reise. Anselmo mußte freilich hier einen anderen angeben, als den, den er und seine Gefährten wirklich verfolgten; dagegen erfuhr er

von seinem Freunde im Vertrauen, daß der alte Priester, den er begleite, Pater Hernando heiße nnd seit siebzig Jahren im Kloster San Fernando zu Sevilla ein höchst stilles und frommes Leben geführt habe, in der letzten Zeit aber vor Altersschwäche fast kindisch geworden sei. Da ihn nun aber plötzlich ein Befehl des Großinquisitors nach Madrid rufe, um Gott weiß welches Geheimniß früherer Tage zu enthüllen, so habe der Obere jenes Klosters ihm den Befehl ertheilt, den alten Mann dorthin zu bringen. Es sei eine schwere Aufgabe, meinte der jüngere Geistliche dabei, aber noch viel schwerer müsse die Last jener Geheimnisse auf dem Herzen des alten Mannes ruhen; denn seit dem Tage, an welchem er den Befehl des Großinquisitors vernommen, überkomme ihn oft wahre Todesangst und ein fast wahnsinniges Wesen, das dann seine sonst stille und kindliche Gemüthlichkeit auf Stunden, ja oft auf Tage ganz verscheuche und bald einer tiefen Schwermuth, bald einer beunruhigenden Angst Platz mache. Oft schon habe er ihm dann mit der Redseligkeit des Alters von finsteren Verbrechen erzählen wollen, und nur mit Mühe sei es ihm gelungen, sich dieser unwillkommenen Beichte zu entziehen. Das Peinlichste dabei sei das — fuhr Anselmos Freund fort — daß er eigentlich gar nichts von allen diesen Dingen hören und erfahren dürfe; demohnerachtet rede der Alte gar manchmal in halbem Irrsinn, als habe er ein früheres Beichtkind vor sich, vor dessen schauerlichen Thaten er selbst zurückbebe. Zwar habe er noch nie die Thaten selbst, noch den Namen des Thäters genannt, doch gehe aus Allem hervor, daß dieser ein vornehmer Mann gewesen sein müsse.

„Aber gerade darum" — schloß Anselmo's Freund

— „verschließe ich doppelt mein Ohr. Habe ich doch den Frieden des Klosters gesucht, um dem wüsten Treiben der Welt zu entgehen. Wer aber in die Verbrechen der Großen verwickelt wird, und sei es auch nur als Mitwisser, der ist auf Dornen gebettet und zwischen zwei Feuer gestellt. Wie der Wind auch weht, die Flammen werden ihn ergreifen, ehe er es ahnt, und während der vornehme Verbrecher oft glücklich durchkommt, ist er selbst oft das Opfer der Schlechtigkeit Anderer."

Die Nacht war unterdessen weit vorgerückt und beide Freunde suchten das Lager.

Aber Bruder Anselmo konnte nicht schlafen. Hatte ihn das ununterbrochene Fahren so aufgeregt, oder war es die Erinnerung an Sevilla und die unglückliche Iduna?

Sein Herz pochte ungestüm. Er warf sich von einer Seite zur anderen. Körperlich müde bis zum Tode, war er so wach wie am hellen Tage, während seine erregte Phantasie mit unbarmherziger Hand den Schleier von jener schauderhaften Unthat zog, die ihm einst das Herz gebrochen und für immer das Glück seines Lebens geraubt.

Endlich war es ihm nicht mehr möglich auf dem Lager und in dem dumpfigen Zimmer der Posada auszuhalten, in welchen mit seinen Freunden, den beiden Geistlichen und der Familie des Wirthes nicht weniger als zwölf Personen schliefen. Rasch erhob er sich und trat hinaus unter Gottes freien Himmel Luft und Ruhe zu athmen, und gleichsam die Last abzuschütteln die die Erinnerung an die Verirrungen der Menschheit auf seine Brust gewälzt. Hoch und feierlich spannte sich über dem Einsamen des Südens prachtvoller Sternenhimmel aus;

— still und selig umrauschte ihn in der Größe, in der Erhabenheit der Natur, der Geist des Ewigen; — schmerzlich zog, gleich wehmüthigen Accorden, die Sehnsucht nach der verlorenen Iduna durch die Seele, — und feuchten Auges lehnte er, fast wie zum Schlafe, das müde Haupt auf einen harten Stein.

Da fiel ihm unwillkührlich Jakob ein, wie dieser — so wie er im Augenblicke — einst unter nächt'gem Himmel, das Haupt auf einen Stein gebettet, von jener gold'nen Himmelsleiter träumte, die von der Erde düst'rem Grund bis an den Himmel reichte. Und wie der Erzvater dort tausend Engel sah, geschäftig auf- und niedersteigend, und oben thronte, von Lichtesglanz umflossen, Jehova selbst in ew'ger Majestät.

„O schönes Bild!" — rief hier Anselmo aus — „erhabener Gedanke, du, des Trostes! Wie schlägt mein Herz, wie fliegen meine Pulse, trittst du in Klarheit vor die Seele hin! — Auch wir sind ja, die ganze Menschheit ist ja ausgepilgert vom Haus des Vaters in ein fremdes Land, und bettet in der Nacht des Erdenlebens — ach, nur zu oft! — das müde Haupt auf einen harten Stein!"

Er schwieg, dann fuhr er nach einer Pause tiefen Denkens fort. — „Doch nur getrost! auch wir schauen eine Himmelsleiter und nicht im Traum, — — — nein! in der Wirklichkeit! Und diese Himmelsleiter ist die Weltgeschichte, auf der die Menschheit von niederer Verworfenheit, von all den Frevelthaten eines sündigen Geschlechtes, — durch die Religion der That — zum Vater aufsteigt in der eigenen Verklärung! Und jede Sprosse ist

ein Culturzustand, von dem Ahnen zu dem Erkennen, von dem Erkennen zu dem Wissen, von dem Wissen zu dem Wollen, und von dem Wollen zu der That! Die Engel aber sind die großen Lichtgedanken, die in den edelsten der Menschensöhne — die Völker leitend — seit Jahrtausenden erstanden sind. Und mit jeder Sprosse, — mit jeder Stufe höh'rer Bildung, sieht die Menschheit sich der Gottheit näher. Nicht jenem Himmel, den ein dunkel-kindliches Gefühl hoch über Wolken sich einst auferbaute — sondern dem Himmel sittlicher Vollendung — geistiger Verklärung — dem Staat des Rechtes, der Wahrheit, der Vernunft und Liebe! dem — in jeder Menschenbrust thatsächlich einst zum Durchbruch kommenden Gottesbewußtsein."

„O schönes Bild, das aus dem grauen Alterthume so tief und sinnig mir entgegendämmert — und wie? — du spiegelst dich ja auch in jeder einzelnen Menschenbrust. Auch jedem Einzelnen winkt ja — in der eig'nen Bildung und Verklärung — eine Himmelsleiter. Auch jeder Einzelne steigt, wenn er nur will, vom Ahnen zum Erkennen, von dem Erkennen zu dem Wissen, von dem Wissen zu dem Wollen und von dem Wollen zu der That! Er kann und wird es, wenn er nie vergißt, daß die vollendetste Religion, die der That ist; — er kann und wird es, wenn der Götterfunke, der in ihm wohnt, ihn nie vergessen läßt, daß jedes Menschenleben, wie das Leben der gesammten Menschheit — eine ewige Himmelfahrt, — ein ewiges Aufsteigen zu dem Vater ist!" — — —

Und es ward ihm leichter um das Herz und alle die Gräuelthaten, von welchen der Mönch heute Abend ge-

sprochen und die Unthat, die ihn selbst in seiner Jugend niedergeschmettert, sanken in Nacht und Vergessenheit, und in wunderbarem Aufschwung fühlte er, daß ein edles Herz die Menschheit trotz all' ihren Verirrungen lieben müsse. Was war das anders, als ein Aufflammen der ewigen göttlichen Liebe in einem staubgeborenen Herzen?

Da trieb es ihn mit unwiderstehlicher Macht nach der kleinen Kirche, die nur wenige Schritte von ihm im hellen Mondenscheine lag. Sie war nicht verschlossen; denn sie barg keine Schätze und leise trat Anselmo ein.

Das bleiche Licht des Mondes, durch die hohen Fenster fallend, lag ausgegossen wie ein Leichentuch über dem schmucklosen Altare und den mit verwitterten Grabsteinen belegten Boden. Todtenstille herrschte ringsumher. Anselmo mußte beten, er kniete nieder und versank in sich selbst.

Da plötzlich fuhr er entsetzt empor; eine Stimme, wie den Gräbern entstiegen, sagte leise und eintönig:

„Sohn, mein Sohn, komm her zu mir!"

Anselmo glaubte zu träumen, er sah sich erschüttert um; — alles blieb todenstille, kein Mensch war zu sehen.

„Bin ich denn so erregt?" — sagte er dann leise vor sich hin, indem er sich erhob, — „oder schüttelte mich ein Fieber?"

Aber der Puls ging ruhig, die Stirne glühte nicht. Er blieb stehen. Anselmo war nie abergläubisch gewesen mit der ihm eigenen Ruhe wollte er auch jetzt prüfen. Und doch zuckte er zusammen und sein Herz schlug lauter, als dieselbe Stimme wiederholte:

„Sohn, mein Sohn, komme her zu mir!"

Aber er wußte jetzt woher der Schall kam. Er drehte sich um, — — und trat einen Schritt zurück.

In dem einzigen Beichtstuhle der kleinen Kirche saß eine priesterliche Gestalt, — — eine Gestalt der Gruft der Jahrhunderte entstiegen — unbeweglich — starr — eisig. Das Haupt deckte nur dürftig ein schneeweißes Haar, der lange Bart fiel silberwellig auf die Brust, die tiefliegenden glanzlosen Augen starrten glasig nach dem Erstaunten.

Ein langes weißes Tuch — es war das Leichentuch der Kirche — hing, zusammengerollt zu einem Streifen, wie eine Stola über die Achseln des Greises und gab der Erscheinung etwas Grauenhaftes. Seine knochendürren Hände ruhten auf der Hirnschale eines Schädels, den er in dem Beinhause gefunden hatte.

Anselmo erkannte sogleich Pater Hernando.

„Was macht Ihr hier, ehrwürdiger Vater" — sagte er daher, von Wehmuth erschüttert, zu dem alten Priester — „kommt, es ist jetzt nicht Zeit Beichte zu sitzen!"

Aber der Greis rief mit zitternder Stimme:

„Sohn, mein Sohn, — es ist die höchste Zeit."

Und den Todtenkopf langsam emporhebend fuhr er fort:

„Kennst du diesen? die Würmer haben ihn abgenagt, daß du die blühenden Wangen nicht mehr siehst — der Schmuck der Haare ist Asche geworden — — — aber hier — hier — hier — da ist ein Kainszeichen! — und „Sohn, mein Sohn" — rief er plötzlich mit so lauter schneidender Stimme, daß es schauerlich in der Kirche widerhallte: „das schreit auf zu Gott! Er will Rechenschaft haben — — er

ruft Dir! — — er ruft mir!! — Kniee nieder, du hast noch keine Absolution!"

Im Augenblicke schlug es Mitternacht. Der Schädel entrollte den knochendürren Händen des Greises und kugelte bis zu Anselmos Füßen, der vor innerer Bewegung sprachlos stand. Aber der Alte rief mit halberstickter Stimme:

„Siehst Du, wie sie Dich sucht! Don Juan — Du wirst ihr nicht entgehen. Hier nicht! — draußen nicht! — am jüngsten Gerichte nicht! — Kniee nieder — — bei meinen grauen Haaren beschwör' ich dich! — kniee nieder!! — beichte — bereue . . . . Es hat Mitternacht geschlagen!"

Länger konnte es Anselmo nicht aushalten. Sein Gehirn glühte, sein Herz drohte zu zerspringen, ein kalter Schauer schüttelte seine Glieder. Es war ihm als dürfe er kein Wort mehr hören. Er nahte sich daher mit Entschiedenheit dem Greise, erfaßte seine Hand, und sagte so mild und so bittend als er konnte:

„Kommt, ehrwürdiger Vater, kommt mit mir hinein!"

Aber der Alte hielt seine Hand krampfhaft fest, sah ihm mit den glanzlosen irren Augen starr in die seinen und sagte:

„Ach du willst mich hinführen mein Sohn; — willst da beichten, wo du sie umgebracht?"

„Mein Vater . . . .,"

„St!" — lispelte der Alte — „Was war das? — Vater?! — Vater?! — Wie ist mir denn? — Hab ich noch einen Vater? — Laß sehen — — ja! ja! ich habe noch einen Vater dort oben im Himmel und der wird mir

armen Sünder gnädig sein. Denn nicht wahr, — ich habe sie ja nicht verhungern lassen? — Es wäre entsetzlich wenn es der Großinquisitor erführe — und dann Mörder haben keinen Vater — — nicht einmal im Himmel!“

Aber Anselmo stand wie vom Schlage getroffen.

„Verhungern?“ — wiederholte er, und Zunge und Lippen wollten das Wort kaum aussprechen.

„Nimm's nicht zurück — um Gotteswillen nimm nicht zurück, was du mir doch schon gebeichtet“ — rief der Greis am ganzen Leibe zitternd — „das war noch die einzige gute Regung in dir, wenn du auch nicht....“

„Verhungern!“ wiederholte Anselmo, kalten Schweiß auf der Stirne, und hielt sich an einem Pfosten des Beichtstuhles um nicht umzusinken.

„Ja! ja verhungern!“ — lispelte der Alte — „in jener unterirdischen Höhle . . . .“

„In . . . .“

„In jener Mörderhöhle der maurischen Ruinen.“

„Wen? — wen? verhungern lassen!“ — schrie jetzt wie wahnsinnig Anselmo, indem er den Alten bei beiden Schultern packte.

„Wen?“ — wiederholte der Greis; dann zeigte er mit irrem Lächeln auf den Schädel und sagte mit gräßlicher Betonung:

„Die da! Donna Iduna Illescas!“

„Ewiger, gerechter Gott!“ — schrie Anselmo auf — „und wer? wer?“

Eine furchtbare Pause entstand; Anselmo starrte auf die Lippen des Alten, als wolle er schon an ihrer Bewegung den Namen errathen; aber der Alte sagte:

„Armer Sohn, hat Dich Gott schon hier auf Erden mit Wahnsinn geschlagen und Dein Gedächtniß verwischt? — Du bist noch so jung! Mir ist es freilich oft, als hätten alle die Gräuel der Menschen, die ich im Beichtstuhl hören mußte, die Sinne verwirrt . . . .“

Anselmo faßte sich. — „Ja, Vater,“ — sagte er fast lautlos — „ich habe meinen Namen vergessen. Sagt mir — aber bei Eurer Seele Heil sagt mir die Wahrheit — wer war Iduna de Illescas Mörder?“

In diesem Augenblicke mußte, veranlaßt durch die Frage Anselmo's, ein Gedankensprung in Pater Hernando's irren Sinnen vorgegangen sein. Er erhob sich feierlich, kreuzte die Hände auf seiner Brust, verneigte sich tief und sagte ehrfurchtsvoll:

„Hochwürdigster Großinquisitor, der Mörder Idunas de Illescas war Don Juan, Fürst von Marantea!“

Ein Schrei entfuhr Anselmo's Brust, dann sank er bewußtlos zu Boden.

Der Greis stand lange unbeweglich, lautlos, dann sagte er auf den Ohnmächtigen deutend . . . . „da liegt er; aber er ist todt . . . . gönnt ihm die Ruhe.“

Und Pater Hernando entfaltete das Leichentuch und breitete es leise über Anselmo. Dann kniete er sich an seine Seite und betete.

So fand man am andern Morgen Beide.

XXII.

Niemand konnte für den Moment enträthseln, was hier geschehen sei; denn Anselmo mußte irgend etwas ganz Außerordentliches betroffen haben, da er — kaum genesen — in seine Krankheit zurückgefallen war und von einem heftigen Fieber geschüttelt wurde, während man Pater Hernando nicht aus einem stumpfsinnigen Gebeteherſagen aufrütteln konnte. Ja! als man, mit Anselmo beschäftigt, den Greis einmal auf kurze Zeit aus dem Auge ließ, verschwand der Unglückliche und war trotz der größten Anstrengung nicht mehr zu finden.

Er mochte wohl in seinem, jetzt völlig zum Ausbruch gekommenen, Irrsinne der Meinung gewesen sein, vor dem Großinquisitor gestanden und den Fürsten Marantea todt zu seinen Füßen gesehen zu haben. Das Geschick schien ihm also erfüllt und mit ihm seine Lebensaufgabe. Einzelne Spuren verriethen, daß er den nahen Wald gesucht; ob er aber in einer der vielen Gebirgsschluchten, ob in den schäumenden Wellen des Sarraco seinen Tod gefunden, war nicht zu bestimmen. Niemanden traf dieser Schlag härter, als seinen Begleiter, der nun, vor dem Zorne des Großinquisitoren zitternd, ebenfalls die Flucht ergriff und sich nach der portugiesischen Grenze wandte.

Florida-Blanca und Linda schwebten dagegen in Todesangst um Anselmo. Glücklicherweise war man nicht mehr weit von einer der großen Herrschaften des Exministers entfernt, und so gelang es in der That auch, den Kranken bald in Sicherheit und unter gute Pflege zu

bringen. Hier nun wichen Linda und Margarethe nicht mehr von dem Bette des Unglücklichen; aber mit welch' neuer Wucht sollte Donna Illescas gerade hierfür das Schicksal treffen?! Bald entlockten die wildesten Fieberträume dem Kranken das furchtbare Geheimniß. Linda schauderte zurück und wollte anfangs gar keinen Werth auf diese Ausbrüche einer überreizten Phantasie legen; bald aber mußten die ewig wiederkehrenden Ausrufe des Freundes sie doch ernster berühren; — ja es ward ihr endlich fast zur Gewißheit, daß Anselmo in jener verhängnißvollen Nacht von Pater Hernando erfahren habe, daß Don Juan, Fürst von Marantea, der Mörder ihrer Schwester Iduna gewesen sei.

Die Alten, so unübertrefflich groß in ihren Götterdichtungen, hatten auch den Fluch personificirt, der sich — verschuldet oder unverschuldet — so oft an der Menschen Fersen hängt. Sie stellten ihn dar, unter dem Gedankenbilde der Eumeniden — auch den Repräsentanten des bösen Gewissens — jener grauenhaften Jungfrauen, die, gehüllt in ein schwarzes blutbeflecktes Gewand, Schlangenhaare auf dem Kopfe, in der einen Hand Fackeln, in der andern Dolche und Peitschen aus zusammen gebundenen Schlangen, den Menschen ruhelos verfolgen. Waren sie es doch, die Orest, den Muttermörder, mitleidslos über Meer und Land trieben, bis in das delphische Heiligthum. Sie aber sind es auch, die oft den Fluch längst heimgegangener Ahnen an Unschuldigen rächen, und eben darum war die heilige Scheu vor diesen furchtbaren Göttinnen so groß, daß man es nicht einmal wagte, ihren eigentlichen Namen auszusprechen.

Arme Linda! was hast Du gethan, daß auch Dich, durch Dein ganzes Leben hindurch, der Flügelschlag jener finsteren Jungfrauen umrauscht? — Oder hat Dich das Schicksal, gerade um Deiner Reinheit, um Deiner himmlischen Sanftmuth wegen, zum Opferlamme erwählt? Bei dem Allmächtigen! Du bist nicht das einzige Herz aus Staub geboren, das unter diesem unbegreiflichen Fluche bricht, und unter Thränen und unter Schmerzen und unter Qualen erliegend, mit seinem letzten matten Schlage den Himmel frägt: flog ich denn nur und allein der Erdensonne entgegen, um zu leiden und zu dulden? Ach! die Antwort auf diese Frage liegt hinter dem Hügel; wohl Dir, wenn er einst in Morgenroth zerfließt und Deine Priester Dir nicht gelogen haben.

Lindas Ruhe und Frieden war indessen dahin! Schon Anselmos Leiden rieb sie fast auf und nun noch das Wiederaufreißen der Wunde, die sich kaum über der Erinnerung an Idunas gräßliches Schicksal geschlossen. Es war ihr entsetzlich, den Mörder ihrer Schwester zu kennen und zu wissen, daß er nicht nur noch lebe, sondern auch ein Feind ihres geliebten Manuels sei. Aber dieses Entsetzen ging nicht aus dem sonst so tief im spanischen Charakter wurzelnden Gefühle der Rache hervor, sondern aus den Gefühlen der Angst und des Abscheus. Linda hatte ihn ja bisher todt geglaubt und ihm vergeben. Aber jetzt — jetzt! war es ihr, als könne der gräßliche Mensch jeden Augenblick die bluttriefende Hand auch nach Manuel oder Anselmo ausstrecken.

War es da ein Wunder, daß Lindas Herzklopfen und ihre Beengungen wieder mit beängstigender Stärke zunah=

men? Am Bette des Fieberkranken verflackerte ihr eigenes Lebenslicht mit fieberhafter Glut. Ihre so zarte ätherische Gestalt schwand, so zu sagen, in sich selbst zusammen. Noch war sie zwar entzückend schön; aber ihre Schönheit war krankhaft hingehaucht, fast mußte man fürchten, sie zu berühren. Nur wenn ihr dunkelbraunes Augenpaar schwärmerisch unter den langen Wimpern emporschaute, war sie ganz die Alte, — ließ sie die Rosen vergessen und fesselte mit einer Gewalt, deren die blühendste Schönheit nicht fähig ist.

Um indessen nur einigermaßen der Angst zu entgehen, die sie seit der Entdeckung jenes unseligen Geheimnisses peinigte, schrieb Linda den ganzen Sachverhalt an Manuel. Sie ahnte nicht, was sie that; — sie dachte nicht daran, daß diese Zeilen ein Todesurtheil seien.

Da erfaßten die Eumeniden auch ihn! Schon war ja auch von ihm der kurze Friede wieder gewichen, der seit Linda's Wiederfinden auf dem Kirchhofe von Nuestra Sennora und dem festen Vorsatze, ihr nun als Mann von Ehre sein Wort zu halten, so wohlthätig auf ihn zurückgewirkt. Manuel hatte in der That in dieser Beziehung mit Riesenkräften gegen alle die tausend Schwierigkeiten angekämpft, die sich ihm, wie von bösen Geistern heraufbeschworen, entgegenstellten. Vergebens! Er war von so vielen Netzen umstrickt, in so manche Interessen verwickelt, durch so zahllose engende und verpflichtende Verhältnisse gebunden, hatte so manche Rücksichten zu nehmen, die, mit Füßen getreten, nicht nur sein und der Königin Leben auf das Spiel setzten, sondern sogar, in ihren unberechen-

baren Folgen tief und schmerzlich in das Geschick des Vaterlandes einschneiden konnten.

Aber das ist ja so oft das Unglück der Menschen — selbst der Besseren und Edleren unter ihnen — daß sie sich die Verhältnisse, Verpflichtungen und Rücksichten über den Kopf wachsen lassen. Selbst der geistvollste Mensch sieht sich dadurch manchmal so beengt und gepreßt, so peinlich in eine so schiefe und mißliche Lage eingeklemmt, daß er nicht nur alles Große und Hohe in sich zurückhalten muß, sondern daß er's am Ende sich gar nicht mehr erhalten kann, besonders in den Strömungen der höheren und höchsten Lebensregionen. Darum sollten die Menschen immer von vorn herein unendlich vorsichtig bei dem Eingehen aller Lebensverhältnisse sein und das Sprüchwörtlein nie vergessen: Erst gehandelt und dann gedacht, hat schon manches Leid gebracht!

Auch Manuel ging es, wie Göthe's Zauberlehrling; er hatte die Liebe der Königin, die Gunst des Königs, die Ueberhäufungen mit Titel, Ehren und Stellen und die damit eingegangenen Verbindlichkeiten unvorsichtig heraufbeschworen, nun fehlte ihm das Wort, sich aus allen diesen Banden verlockenden Zaubers loszuwickeln. Was halfen ihm nun die riesigsten Anstrengungen? Er war gleichsam mit Händen und Füßen gebunden, ein Spiel des Geschickes, und rieb sich selbst um so mehr in vergeblichen Anstrengungen und innerer Verzweiflung auf; als die Hoffnung auf eine befriedigende Lösung seines an Linda gegebenen Versprechens immer mehr schwand, er folgerecht mit seinem besseren „Ich" immer tiefer zerfallen mußte, seine Verhältnisse zu der

Königin und Salvaterra aber mit jedem Momente peinlicher wurden.

In der That war Don Manuel de Godoy, der sonst so heitere, kühne, entschlossene und umsichtige Mann, jetzt nahe daran, sich einer dumpfen Verzweiflung hinzugeben, als der Racheschrei aus dem Grabe Idunas an sein Ohr drang. Es kam ihm unendlich willkommen, denn Manuel brauchte eine That, um seiner Verzweiflung Luft zu machen. Wie ein Blitz fuhr die Erinnerung an die Narbe durch seine Seele, die in Maranteas Gesicht von der linken Wange quer über die Nase und Stirne lief, — und die Ueberzeugung, daß er Idunas Mörder sei, stand in ihm fest. So däuchte es ihm eine Erleichterung seiner Schuld gegen Linda, wenn er den Mord der Schwester räche, und sollte ihm dies nicht gelingen, so war ihm der Tod gerade hier, als Erlöser aus all den unseligen Verwirrungen und Ehrenretter, doppelt willkommen.

Aber wie sollte er nun den Fürsten Don Juan de Marantea, mit dem er ohnehin noch einen Gang zu machen hatte, vor die Klinge bekommen? Jedenfalls mußte es unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses geschehen, und dann . . . . wo den finden, der seit dem Aufstande in Madrid gänzlich verschwunden war?

Manuel saß noch in diese Gedanken verloren, als ihm ein ziemlich lautes Reden im Vorzimmer aufstörte. Der ungewöhnliche Lärm schien von einem Streite herzurühren, der dort, ganz gegen alle Gewohnheit und die strengen Regeln der Etiquette, geführt wurde, und an dem sich zwei Stimmen — eine männliche und eine weib=

liche — betheiligten, die Manuel sehr bekannt schienen. Dennoch vermochte er eben so wenig die Personen zu errathen, als die Ursache des Streites. Da derselbe indessen immer lebhafter wurde, ergriff er die vor ihm stehende silberne Glocke und gab dem diensthabenden Kammerdiener ein Zeichen. Indem dieser aber, eintretend, die Thüre öffnete, fiel Manuels Blick auf das im Vorzimmer harrende Paar, von dem er sogleich zu seiner Freude in dem Manne: Felipe, den Besitzer der Posada „la Corte“ erkannte.

Das heitere Gesicht des ehrlichen Basken war ein Sonnenblick in der Nacht, die Manuel umgab. Unwillkürlich zuckte die Erinnerung an die glücklichen Tage, die er und Louis einst unter dem wirthlichen Dache dieses Mannes verlebt, durch seine Seele. Rasch erhob sich daher der Herzog, und Felipe beide Hände entgegenstreckend rief er freundlich:

„Willkommen ehrlicher Felipe! Willkommen bei Eurem alten Schuldner. Tretet nur immer ein!“

Aber die große und kräftige Figur des Wirthes der Posada „la Corte“ mit dem fröhlichen, lebenslustigen und gutmüthigen Gesichte und den kleinen, lebhaft funkelnden, wässrigen Aeuglein, war schon eingetreten, und schüttelte jetzt ohne Umstände dem Herzoge von Alcudia herzlich beide Hände, indem er ausrief:

„Bei dem Herzen der allerheiligsten Mutter Gottes! das habe ich gewußt, der Herr Herzog lassen uns schon vor. Aber was Euere Hoheit da von Schulden sagen, das sollte mich wahrlich beschämen. Du lieber Gott! so wahr ich ein ehrlicher Baske bin, meine dereinstige Gastfreund-

schaft gegen Euch, die habt Ihr ja in's tausendfache gelohnt! Hätte ich denn sonst aus der kleinen schmutzigen Posada einen der stattlichsten Gasthöfe machen können, den Madrid jetzt besitzt?"

„Und wäre ich denn jetzt Herzog von Alcudia" — sagte halb im Scherz halb mit Wehmuth Don Manuel — „wenn Ihr mich und meinen Bruder nicht so freundlich aufgenommen?"

„Das waren doch schöne Tage!" — meinte Felipe.

„Ja wahrlich!" — rief Godoy mit einem tiefen Seufzer und setzte in Gedanken hinzu: „Zehn Jahre meines Lebens, wenn ich sie zurückkaufen könnte!"

„Ich entsinne mich noch recht gut des Tages, wie Ihr eintratet!" — fuhr Felipe redselig und mit vor Stolz und Freude leuchtenden Augen fort — „Schmucke Männer, aber nicht viel Klingendes in der Tasche."

„Desto mehr Muth und Vertrauen!" — entgegnete Manuel — „Nicht wahr, alter Freund?"

„Ja wohl und einen unvergleichlich heiteren Sinn."

„Schöne Zeit!" — seufzte der Herzog und fuhr bewegt mit der Hand über die Stirne.

„Und dann die Stimme!" — rief Felipe, sich ganz vergessend — „o! diese göttliche Stimme! So was habe ich nie wieder gehört. Na! so wahr ich ein ehrlicher Baske bin, ich weiß noch das Liedchen Wort für Wort, was Ihr an dem Tage gesungen, an dem wir unseren Accord geschlossen." Und er fing an leise trillernd zu singen, indem er zugleich die Worte mit grazieusen Bewegungen der Hände und Füße begleitete:

Schenket ein Ihr lust'gen Zecher,
  Schenket ein, das Leben lacht;
Da Natur vier Freudenbecher
  Jedem Menschen dargebracht.

Für das Kind schon, für den Knaben,
  Für den Jüngling, für den Mann.
Jedem bietet — sich zu laben —
  Sie den vollen Becher an.

Aber sollen sie Euch munden,
  Gleich Hispaniens Feuerwein,
Müßt Ihr weise es bekunden:
  Schlürfet sie hübsch langsam ein.

Und wenn Einer ist geleeret,
  Dann erst eilt zum andern hin;
Freude ist Euch dann bescheeret,
  Und für's Leben heitrer Sinn.

„Ach!" — schloß Felipe dann — „wer das singen könnte wie Ihr!" —

„Es ist aus mit dem Singen" — versetzte der Herzog mit Wehmuth und klopfte dem gemüthlichen Felipe wohlwollend auf die Achseln; — „der Ernst des Lebens hat die Heiterkeit der Jugend längst verstummen lassen."

„Ja so!" — rief dieser fast erschrocken, als besinne er sich erst jetzt darauf, wo er sei — „Bin ich doch ein Esel . . . . ich habe ja ganz vergessen . . . . . ." — und sich respektvoll verneigend sagte er, seinen Hut verlegen in der Hand drehend — „Vergebung, Herr Herzog, daß ich so geradezu gesprochen. Hoheit müssen einen einfachen ehr=

lichen Basken die Dummheit vergeben; aber wenn ich an jene Tage denke, und die Ehre, die meinem Hause widerfuhr, und die überschwengliche Dankbarkeit, die Eure Hoheit für meine geringe Freundlichkeit hatten, und ...."

„Und der kostbaren Olla potrida" — unterbrach den Redseligen trüb lächelnd der Herzog — „und des vortrefflichen Benicarlo!"

„Der ist noch so gut!" — rief Felipe schmunzelnd — „und heißt jetzt bei mir, Euch, Herr Herzog, zu Ehren, „Alcudia." Ihr glaubt nicht wie da das Herz dem ehrlichen Felipe im Leibe lacht, wenn es hier und dort und da von allen Seiten ruft: Felipe! noch einen Becher „Alcudia!" — Von dem vortrefflichen „Alcudia", Felipe. Und da denk' ich immer an Eure Gnaden dabei!"

„Ehrliche Haut! — sagte Manuel — „und hilft Euch die kleine nette Juana noch?"

„Alle Heiligen!" — rief hier Felipe und kratzte sich hinter den Ohren — „ich Dummkopf da hab' ich ja über meine täppische Begeisterung die Hauptsache ganz vergessen."

Und sich umdrehend rief er zu Manuels Erstaunen:

„Juana! Juana! — — Wo steckst Du denn in des Teufels Namen .... Ich glaube gar sie wartet noch im Vorzimmer."

„Ach!" — lachte der Herzog — „Bei meinem Kammerdiener?"

„Verflucht!" — rief der Baske und eilte hinaus, kam aber gleich wieder, eine Dame an der Hand, zurück. Er schien ihr Vorwürfe zu machen, die Schöne aber, die Nie-

mand anders als Juana, die kleine Andalusierin war, sagte schmollend:

„Ich kann doch nicht wohl unaufgefordert bei dem Herrn Herzog eintreten und thun, als wenn wir hier in unserer Posada wären?“

„Wo ich bin, sollst Du auch sein!“ — versetzte Felipe sichtbar eifersüchtig.

„Und mich wohl auch so weit wie Du comprimiren, und seiner Gnaden was vorsingen.“

„Ach was!“ — rief Felipe — „das verstehst Du nicht. Der Herr Herzog und ich verstehen uns aber?“

„Ja wohl!“ — sagte Manuel begütigend.

„Und jetzt“ — fuhr Felipe fort — „mache Deinen Knix. Herr Herzog, mein durch das heilige Sakrament der Ehe mir angetrautes Weib.“

Manuel war in der That überrascht. Aber er freute sich, als er den Leutchen in die strahlenden Augen sah; obgleich er, — der Weltmann, — die seinen fast vor der Glut niederschlagen mußte, die ihm unter den Wimpern der kleinen Andalusierin entgegen blitzte. Aber er konnte nicht anders, er mußte die zierliche Hand Juana's ergreifen, als er sagte:

„Von Herzen meinen Glückwunsch!“

Die Hand zitterte in der seinen, aber gewiß aus anderen Gründen, als sein Herz fast hörbar klopfte. Ach! er dachte an Linda, und es fuhr ihm wie ein dreischneidiger Dolch durch die Seele.

Der Ernst des Augenblicks war ihm zurückgekehrt. Maranteas Bild zog wie ein dunkler Schatten an ihm vorüber. Zugleich aber fiel es ihm ein, daß Don Juan

öfter in Felipes Posada kam. Möglicherweise konnte der Baske Auskunft über Jenen geben. Diesen Gedanken festhaltend, kam er daher jetzt mit einer raschen Wendung auf den Zweck, welcher Felipes Besuch zu Grunde liege.

„Ja" — antwortete der Gefragte — „der ist eben ein doppelter. Einmal wollte ich Eurer Hoheit mein Weibchen vorstellen — und daß ich's offen sage, das war auch Juana's Wunsch, sie hat mich schon seit acht Tagen darum gequält!"

„Warum nicht gar!" — entgegnete die Kleine und ward feuerroth — „ich wollte nur, daß Du . . . ."

„So wahr ich ein Baske bin!" — rief hier Felipe betheuernd — „sie ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich ihr versprach, sie bei meinem Besuche im Palaste mitzunehmen."

„Weil ich den Palast sehen wollte!" — platzte Juana heraus; aber ein Blick nach Manuel strafte sie Lügen.

„Neugierige!" — schalt sie der Gatte.

„Und was wollte mein ehrlicher Felipe weiter?" — frug mit trübem Lächeln der Herzog.

Felipe brachte nun auf ziemlich weitläufige Weise vor, daß, um seinen neugebauten Gasthof zu vollenden, der Ankauf eines angrenzenden Gebäudes nöthig sei; dieses aber, da es dem Staate gehöre, von den zuständigen Behörden ohne des Herzogs specielle Bewilligung nicht abgegeben werden solle.

Manuel hörte die Vorstellung mit Geduld an, während seine Gedanken Marantea suchten. Als Felipe geendigt, ließ er diesem sogleich den gewünschten Befehl zur Abgabe des Gebäudes ausfertigen, lenkte aber

während dessen das Gespräch auf die Gäste, die jetzt die Posada „la Corte“ öfter besuchten.

„Und der junge Fürst von Marantea“ — frug er endlich wie oberflächlich hingeworfen — „läßt sich der nicht auch manchmal bei Euch sehen?“

„Er war lange nicht mehr da“ — versetzte der Wirth — „und in der That, ich bin froh darum. Ich mag ihn nicht. Er ist ein Wüstling.“

„So lange ist es eben nicht!“ — sagte die junge Frau lächelnd.

„Wie so?“ — rief Felipe erschrocken und eine Anwandlung von Eifersucht wollte ihn erfassen.

„Nun?“ — fuhr Juana mit einer gewissen Siegesfreude fort — „er sang erst gestern Nacht so verliebt unter meinem Fenster! . . . .“

„Hölle und Teufel!“ — fuhr Felipe heraus — „und das sagst Du mir erst jetzt?“

„Ja, mein Gott“ — rief Juana lachend — „soll ich Dich denn noch eifersüchtiger machen. Ich meine, Du wärst es schon genug. Und dann . . . .“ — setzte sie schelmisch hinzu und streichelte Felipe die Wangen — „glaubst Du denn, daß eine tugendhafte Frau, wie ich, auf den Klingklang verliebter Gecken hört?“

„Nun?!“ — sagte Felipe gedehnt.

„Ei sieh doch! als wenn man nicht die ehrsame Frau des Don Felipe und Wirthin der Posada „la Corte“ wäre!“ — entgegnete Juana. — „Und zweitens hätte ich dann viel zu thun — das Geklimper hört ja gar nicht auf. Ja! wenn eine Stimme dabei wäre, wie seine Hoheit der Herr Herzog eine haben“ — meinte die Andalusierin

und ihr Flammenauge ruhte mit einem unaussprechlichen Ausdrucke auf den schönen Zügen Manuels — „da freilich . . . .“

„Was schwätzt Du wieder!“ — unterbrach sie Felipe verlegen.

„Nun, ist es denn eine Sünde, die Wahrheit zu sagen?“ — rief Juana.

„Nein!“ — versetzte Felipe entschieden — „aber eine Sünde ist es, wenn wir seiner Hoheit die kostbare Zeit noch weiter mit unserem albernen Geschwätz rauben.“

„Nicht doch!“ — sagte der Herzog — „ich bin Euch, liebe Leutchen, vielen Dank für diese Stunde schuldig. Als Hochzeitsgeschenk und zur Erinnerung an dieselbe, bitte ich daher das junge Frauchen, diese Diamantagraffe zu nehmen.“

„Wie!“ — rief hier Juana außer sich, indem sie entzückt wie ein Kind nach der Gabe griff — „das herrliche Ding da soll mein sein?“

„Ja!“ — sagte lächelnd Manuel — „und möge Euer Glück so rein und ungetrübt sein und bleiben, wie es diese Diamanten sind.“

Und sich der überströmenden Dankbarkeit beider Gatten entziehend, drückte er ihnen die Hand und verschwand im nächsten Zimmer.

Manuel wußte genug. Hatte Marantea erst gestern Nacht unter den Fenstern der kleinen Andalusierin

gesungen, so war vorauszusetzen, daß er dies öfter thun werde; denn Juana war allerdings ein Wesen, das für einen Wüstling, wie Marantea, Reiz und Anziehungskraft besitzen mußte.

Des Herzogs Entschluß war also rasch gefaßt. Er, der sonst von jeder unedlen Rachsucht so weit entfernt war, lechzte diesmal nach des Fürsten Blut. Es bewegte ihn eine wahrhaft ängstliche Sehnsucht, Don Juan zu treffen und Iduna an ihm zu rächen. Wenn Marantea von seinen Händen fiel, so war es doch eine That. Und für Linda und Anselmo, — wenigstens nach spanischer Denkungsweise — eine That, durch die er Linda seine Liebe beweise, mußte seiner gepeinigten Seele Erleichterung geben.

Er blieb unruhig bis den Abend. Dennoch zwang sich Manuel, in seinem Arbeitszimmer zu verbleiben, bis er es mit Anbruch der Nacht unbemerkt verlassen konnte. Und in der That brannten in jenem Gemache die Lichter noch, als der Herzog von Alcudia, in einen faltigen braunen Mantel gehüllt, einen breitrandigen schwarzen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite, tief verhüllt durch die mondhellen Straßen schritt.

Bald war die neu erbaute Posada Felipes erreicht. Auch sie trug den Namen „la Corte“ und daß sie ihren alten Ruf nicht nur erhalten, sondern auch noch erweitert hatte, bewies der Lärm, der Manuel aus ihr entgegentönte. Felipe feierte sein heutiges Glück — die huldreiche Aufnahme und Gewährung seiner Bitte von Seiten des Herzogs — und hatte zu dem Ende eine Musikbande fü. den Abend engagirt. Juana aber, die kleine, Alles

um sie her entzückende Andalusierin, that sich als junge Hausfrau nicht wenig zu Gute, und prangte heute, mit der neuen Diamantagraffe auf der Brust, wie eine Königin. Und doch meinte so mancher ihrer Gäste, ihre schwarzen Augen voll südlicher Glut blitzten noch feuriger, als jene Edelsteine.

Aber so laut und lustig es in der Posada herging, so still war es Außen, da die Nacht bereits weit vorgeschritten war. Manuel hatte sich in den Schatten des Hauses zurückgezogen, der schwarz und riesig in die mondhelle Fläche der Umgebung hineinragte. Hier harrte er, in Gedanken verloren, an den Pfeiler eines im Bauen begriffenen Schoppens gelehnt. Mehr als einmal war es ihm, als ob er eine Jalousie des Hauses sich halb öffnen und Juanas Köpfchen neugierig herausschauen sehe; aber in trübem Brüten versunken, kam er dabei nicht zum klaren Bewußtsein.

Und wahrlich! war der Ort nicht merkwürdig genug für ihn? Entspann sich von diesem Punkte aus, nicht eine lange wunderbare Kette von Umständen, die in rascher Folge, in schwindelndem Aufschwunge den Jüngling, — den armen, unbedeutenden Edelmann, — bis zu dem Throne Spaniens getragen, auf dessen Stufen jetzt der Herzog von Alcudia, der Freund beider Majestäten, der allmächtige Minister Don Manuel de Godoy stand?

Und doch ein so tiefer Seufzer?! — Horch! da sang Felipe seinen Gästen unter Guitarrebegleitung jenes Liedchen vor, das er von Manuel gelernt, und das nun sein Leiblingsliedchen war:

„Schenket ein Ihr lust'gen Zecher,
Schenket ein, das Leben lacht;
Da Natur vier Freudenbecher ...."

„Halt! tönte es in diesem Augenblicke und Manuel trat mit gezogenem Degen einer dunklen Gestalt entgegen, die eben verstohlen um die Ecke des Hauses getreten war.

„Was gibt's?" — entgegnete der Verhüllte stolz und verächtlich; aber Manuel erkannte sogleich an der Stimme, daß er seinen Mann gefunden habe.

„Einen Gang auf Leben und Tod!" — versetzte Manuel nicht weniger stolz.

„Wer seid Ihr?"

„Ein Ebenbürtiger."

„Den Teufel auch! Laßt mich in Frieden. Ich habe jetzt Besseres zu thun, als mich zu schlagen."

„O ja! Weiber zu verführen."

„Geht es Euch was an, wenn ich eine verliebte Katze locke?"

„Ja!" — sagte hier Manuel mit solcher Entschiedenheit, daß der Wüstling stutzte.

„Und Euer Recht, sich hier einzumischen?"

„Stammt aus den Gräbern!" — versetzte Manuel dumpf.

Da lachte Marantea frech auf, nahm die Guitarre unter seinem Mantel hervor und schickte sich zum Spielen an, indem er sagte:

„Ihr seid ein Narr! Geht zum Teufel!"

Aber in demselben Augenblicke splitterte das Instrument in seinen Händen auseinander.

„Verflucht!“ — rief der Verhüllte und seine Klinge blitzte. „Aber“ — setzte er dann stolz hinzu — „wer seid Ihr; ich muß erst wissen, wem ich den Garaus mache, ehe ich meine Hand mit Eurem Blut besudle.“

„Das sollt Ihr erfahren!“ — versetzte Manuel ruhig — „sobald wir sicher sind, allein zu sein. Hier hört man uns und unsere Klingen; aber hundert Schritte weiter und Niemand kann uns beobachten.“

„Ja wohl!“ — rief der Andere — „Ihr habt wohl Eure Helfershelfer, ein paar geübte Banditen, dort versteckt?“

„Wenn ich Don Juan de Marantea wäre“ — versetzte Godoy mit tiefster Verachtung — „dann könnte das wohl sein.“

„Unverschämt!“ — rief der Andere, der sich zu seinem Aerger erkannt sah, nun aber um so weniger zurückweichen konnte. — „Fort denn, damit ich Euch das Maul auf ewig stopfe.“

Und Beide traten in den neuangelegten Garten der Posada. Als sie einige hundert Schritte von dem Hause entfernt waren, blieb Manuel — der noch immer mit dem linken Arme den Mantel vor das Gesicht hielt — stehen und horchte. Die Musik im Hause hatte wieder begonnen. Sie waren sicher nicht gehört zu werden.

„Nun denn!“ — sagte jetzt finster der Wüstling, — „wer seid Ihr, der es wagt, den Fürsten von Marantea auf solche unverschämte Weise zu überfallen und zu fordern?“

„Wer ich bin?“ — versetzte Manuel dumpf —

„Ich bin der Geist der Rache, der aus den Gräbern Dir ersteigt.“

„Laßt die Dummheiten!“ — entgegnete Jener — „ich weiß nichts von Gräbern.“

„Nichts?!“

„Nein! Es sei denn, daß ich Euch heute noch in Eines hinabsende!“

„Nichts?!“

„Nein!“

„Auch nichts von denen, die in Sevilla zurückblieben?“

Marantea zuckte zusammen; aber er faßte sich rasch und sagte:

„Ich sehe, daß ich es in der That mit einem Wahnsinnigen zu thun habe.“

„Und ich“ — entgegnete Godoy — „mit einem Mörder.“

„Das ist zu viel!“ — rief jetzt wuthschäumend der Fürst und drang auf seinen Gegner ein. Aber Manuel war gefaßt, er parirte den Stoß und sagte:

„Mit einem Mörder — ja! — Kennt Ihr den Namen Donna Iduna de Illescas?!“ — —

Da war es, als ob ein furchtbarer Donner dicht über dem Haupte Maranteas dahin rollte. Sein Arm sank, seine Augen starrten, die Kniee wankten und mit Mühe stotterte er:

„Wer sagt das?“

„Ich!“ — rief jetzt Manuel, den Mantel zurückwerfend — „Ich! Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia; — derselbe, dem Ihr noch einen Gang

schuldig seid; — derselbe, den Ihr in den Wäldern des Guadarama=Gebirges wie ein Räuber überfallen; — Godoy, gegen den Ihr Madrid aufgewiegelt — und der jetzt vor Euch steht, den schmachvollen Tod jenes unglücklichen Mädchens zu rächen, das Ihr, Elender, in den Ruinen unweit Sevillas gemordet!"

„Godoy ....?!" — stotterte Marantea, der Sprache fast nicht mächtig — „und woher ..... aber es ist nicht wahr, ... es ist Lüge!"

In demselben Augenblicke kehrte Marantea aber auch das volle Bewußtsein, — das ihm der Schrecken über die Entdeckung seiner Unthat für einen Augenblick geraubt, — wieder zurück. Schnell überschaute er seine Lage. Solch' Geheimniß in solchen Händen?! Hier blieb nur Eines übrig: nur Einer von ihnen Beiden durfte lebend vom Platze. Ohne daher ein Wort weiter zu verlieren, drang er mit verhaltener Wuth auf Manuel ein.

Es war ein furchtbarer Augenblick. In der Stille der Nacht, kreuzten sich die Degen mit einem Klirren, das dem Zischen zweier giftigen Schlangen glich. Nur die fern aus der Posada herüberschallende Musik übertönte es. Und mit welcher Erbitterung fochten beide Männer; — kann auch der Mensch zur Hyäne werden? — Dies Messen der Augen — dies Zielen nach dem Herzen — dieses Concentriren aller Gedanken auf den einen: den Gegner niederzustechen — o es ist schrecklich!

Aber es währte nicht lange, die kalte Berechnung Manuels siegte über die finstere Wuth des Gegners. Und mit den Worten: „Hier hast Du Deinen Lohn, Mörder!" stieß Godoy seinen Degen in die Brust Ma=

rantea's. Das Herz war gestreift. Taumelnd und mit einem: „Verflucht!" sank der Fürst; — ein mächtiger Blutstrom quoll aus der Wunde, aus Mund und Nase, — noch einmal zuckte er krampfhaft — und war nicht mehr. — —

XXIII.

Aber das letzte Röcheln des sterbenden Marantea hatte Don Manuel de Godoy keine Ruhe gegeben. Er hatte Rache genommen an dem Mörder Idunas; — er hatte an Anselmos Stelle den Verruchten bestraft; — er hatte die Welt von einem Wüstling, den Staat von einem Empörer, sich selbst von einem meuchelmörderischen Feinde befreit; — er hatte dem Drange, etwas für Linda zu thun, durch eine That Luft gemacht .... aber den Frieden seines Herzens hatte er sich dadurch nicht erkauft. Seine Stellung, Linda gegenüber, war dadurch nicht gebessert, die drückenden Fesseln nicht zerissen, die Vorwürfe seines Gewissens nicht beschwichtigt worden.

Aber sonderbarer Weise erstreckte sich dieselbe Unbehaglichkeit, die Manuel niederdrückte, dieselbe innere Zerfallenheit und Zerklüftung, derselbe Schmerz über die verlorene Ruhe des Herzens, dieselbe namenlose Sehnsucht nach innerem Frieden auch über Manuels ganze Umgebung und fast Alle, die mit ihm in nächster Berührung standen.

Anselmo war diesem Zustande erlegen und kämpfte mit dem Tode; Linda verzehrte sich in ihm — eine welkende Rose, die das schöne müde Haupt neigt; — und wie war nun gar die Königin ein Raub desselben, seit Salvaterras Eindringen in ihr Geheimniß. Den König aber versetzte der unglückliche Krieg mit Frankreich, und der Jammer, der im Gefolge dieses Krieges über Spanien gekommen war, in dieselbe Stimmung.

Nirgends, nirgends mehr war Frieden, Ruhe, Glückseligkeit! verschwunden waren sie aus den Herzen .... und aus dem Vaterlande, das sich, krampfhaft zuckend, unter den Wunden krümmte, die der Krieg ihm schlug.

Und wer faßt denn das Wort „Krieg" in seiner ganzen schweren Bedeutung, mit dem Wahnsinn der in ihm liegt und dem unbeschreiblichen Jammer und dem unseligen Elende, das er in seinem Gefolge nach sich zieht?!

Howard Malcom, wer hat deine Stimme nicht gehört? Blick hin auf's Meer. Da gleitet ein mit Mordwerkzeugen wohlversehenes großes Schiff ruhig auf der Oberfläche hin. Plötzlich ertönt von Wache zu Wache der Ruf: „Ein Schiff!" Alle Personen vernehmen den Ruf und richten ihre Blicke auf die undeutliche Fernlinie. Endlich wird es für ein Kriegsschiff erkannt und Alle strengen sich an, die Flagge zu erkennen. Auf diesem kleinen Wahrzeichen beruht der wichtige Ausgang; denn sonst ist keine persönliche Feindschaft, kein Argwohn zwischen den beiderseitigen Mannschaften, ja! sie kennen ja nicht einmal einander. Da unterscheidet man die Flagge als eine Feindliche. Und welche Scene eröffnet sich nun sofort? das Deck wird

frei gemacht und mit Sand bestreut, die Schießscharten werden geöffnet, die Kanonen vorgeschoben, Lunten angezündet und Alles fertig gemacht zu der blutigen Arbeit. Und mehr! indeß man auf den Augenblick zum Angriff wartet, werden die schlimmsten Leidenschaften der Leute in Bewegung gesetzt und zum wüthenden Kampfe befeuert. Stolz, Haß, Rache, Ehrgeiz werden gestachelt. Da beginnt die Schlacht! Jeder Schuß verbreitet Tod und Verderben. Blutströme rinnen auf den Decken. Das Takelwerk ist zerrissen, der Schiffsrumpf von Kugeln durchlöchert. Der Dampf, die Verwirrung, die Befehle der Offiziere, das Aechzen der Verwundeten, das Krachen der Balken, die Todesseufzer der Sterbenden bieten eine Scene dar, bei der die höllischen Mächte ihre Schadenfreude befriedigt fühlen könnten. Endlich gibt eine Partie den Kampf auf und die Schlacht ist beendet. Das eroberte Schiff sinkt, mit ihm sinken die Verwundeten, noch ehe sie gerettet werden konnten. Was liegt im Kriege an Menschenleben?

Der Sieger — selbst fast nur noch ein Wrak — wirft die Getödteten über Bord, wäscht seine Decke ab und fährt seinem Hafen zu mit den Verstümmelten, den zu Krüppeln Geschossenen und den Sterbenden.

Welcher Anblick auf diesem Schiffe! Wie viele leere Stellen, die noch vor Kurzem von Fröhlichen besetzt waren! Welche Nachrichten bringt es nach Hause, die über Hunderte von Familien Wehklagen und Jammer ohne Ende bringen. Und doch war bei dem Allem keine persönliche Feindschaft oder Bosheit, kein Unrecht oder Beleidigung der Einzelnen. Alles war nur Folge.... des Krieges!

Und was ist dies alles anders, als eine einzige Scene aus der gräßlichen und großen Tragödie, die leider, ach nur zu oft! über die Bretter der Weltbühne schreitet.

Auch das schöne, herrliche Spanien verblutete sich jetzt an einem solchen Kampfe, der unheilvoll in allen seinen Folgen, wenig Vortheile auf der einen und der anderen Seite versprach.

Ach! wie schnitt auch diese schwerste aller Lasten in das Herz Manuels. War er sich gleich bewußt, das Schwert nur zur Vertheidigung, für die Ehre und Selbstständigkeit des theuern Vaterlandes gezogen zu haben — Thränen des tiefsten Schmerzes traten in seine Augen, Verzweiflung erfaßte ihn, wenn er die Städte und Dörfer überzählte, die bereits in Flammen aufgegangen, die in Trümmern und Asche lagen — wenn er die Zahlen der Gefallenen mit geheimem Grauen in den Berichten überflog — wenn der schauerliche Weheruf des allgemeinen Elendes an sein Ohr schlug.

Selbst der König ward durch den Jammer aus seiner Apathie aufgeschreckt, und Marie Louise wünschte nicht weniger wie ihr Gatte und Manuel einen ehrenvollen Frieden. Da freilich mußte bei dem Herzoge von Alcudia alles Andere in den Hintergrund treten, und was die an Marantea genommene Rache nicht vermochte, führte jetzt ein edleres Gefühl — führte Manuels glühende Vaterlandsliebe herbei. Wie ein Verzweifelnder stürzte er sich in den Strom der Geschäfte, und indem er sich ihnen in der That Tag und Nacht mit unermüdlichem Eifer hingab, betäubten sie für Momente seinen Schmerz

und ließen ihn das peinliche seiner eigenen Lage weniger fühlen.

So wurden denn jene, in der Geschichte so merkwürdigen Friedensunterhandlungen mit dem französischen Gesandten, Bürger François Barthelemy, welcher seit 1791 Gesandter in der Schweiz war, eröffnet.

Don Manuel de Godoy entwickelte dabei eine wahrhaft erstaunenswerthe Thätigkeit, und war denn bald auch so glücklich, durch seinen Gesandten und Unterhändler, den Marquis D. Domingo d'Yriarte, den berühmten Basler Frieden zu schließen. Ihm folgte Toskana und die übrigen Mächte, während der Gesandte Preußens, Baron von Hardenberg, schon früher unterzeichnet hatte.

Diesem Separatfrieden zufolge — der eigentlich nur ein vorläufiger Vertrag war, der bei einem allgemeinen Frieden zu Grunde gelegt werden sollte — wurde Deutschland eine Demarcationslinie gezogen, während es die Contingente der Reichsarmee zurückzuberufen hatte. Westphalen jenseits des Rheins und die Festung Rheinfels mit der Grafschaft Katzenellenbogen blieben im Besitze Frankreichs. An Spanien dagegen gab die Republik alle gemachten Eroberungen zurück, wofür Frankreich nichts weiter, als den spanischen Antheil an St. Domingo — ein äußerst zweifelhafter Besitz von nur untergeordneter Bedeutung — erhielt.

So war denn das große Werk gelungen: Don Manuel de Godoy hatte Spanien durch den Friedensabschluß zu Basel aus namenlosem Jammer und Elend gerettet. König und Königin begrüßten den Abschluß des Friedens mit Freuden, Donna Maria Theresia von

Bourbon drückte hocherröthend und mit zitternder Hand einen Lorbeerkranz auf Manuels Haupt, und ganz Spanien jubelte in fast unbegrenzter Begeisterung seinem Retter entgegen.

Manuel fühlte, daß er nach Außen hin den Gipfel menschlichen Glücks erreicht habe. Er war in der That fast unumschränkter Beherrscher von Spanien, das ihn — rechnet man die kleine Partei der gesprengten, aber noch immer unter sich zusammenhängenden Camarilla ab — sammt dem Könige und der Königin als Wohlthäter und Retter verehrte. Wirklich kannte auch Carl IV. Dankbarkeit keine Grenzen, und Godoy war es nicht unbekannt, daß seine Majestät darauf dachten, ihn noch in den nächsten Tagen für die dem Königreiche und dem Throne neuerdings geleisteten Dienste mit Würden, Titeln und Geschenken an ausgedehnten und reichen Besitzungen zu überhäufen. Mit einem Worte: Don Manuel de Godoy stand nicht mehr an oder auf den Stufen des Thrones — nein! — er war in der That König von Spanien und konnte lächelnd Krone und Namen Carl dem Vierten als eiteln Schein überlassen.

Aber zu seiner Ehre sei es gesagt, mehr als diese Aeußerlichkeiten, deren verhüllten schmerzlichen Stachel er ja tief genug fühlte, beglückte, hob und trug ihn für den Augenblick der Gedanke, dem armen, aus tausend Wunden blutenden Vaterlande den so schmerzlich ersehnten Frieden gegeben zu haben.

Dies Bewußtsein verband sich denn auch freudig mit dem seiner Macht; wenn er nur nicht im Ueberblick derselben auf einen einzigen aber sehr schwarzen Schatten ge-

stoßen wäre, der sich mitten unter dem Jubel ernst und finster wie ein riesiges Gespenst erhob, und jedesmal in dem Augenblicke, in dem sich sein besseres Selbst zu freiem, selbstständigen Handeln ermannte, ihm eiserne Ketten über den Nacken geworfen hätte. Dieser Schatten aber war Salvaterra, der Beichtvater der Königin; zwar jetzt auch von Marie Louise tödtlich gehaßt, aber auch eben so gefürchtet.

War indessen, dies fühlte und erkannte Manuel auf das Schärfste, irgend ein Zeitpunkt geeignet, diese Bande zu zerreißen, so war es der Gegenwärtige, wo das Herz des Königs, voll unbegrenzter Dankbarkeit für ihn gestimmt, sich ihm fast mit leidenschaftlicher Freundschaft geöffnet hatte.

Godoy konnte daher auch nicht einen Augenblick schwanken. Rasch die günstigen Momente erfassend, war er entschlossen, nun zu halten, was er Linda auf dem Kirchhofe zu Nuestra Sennora versprochen, und was er sich, seiner Stellung, seiner Ehre, ja dem Vaterlande schuldig war, d. h. den König über Salvaterra aufzuklären, und ehe dieser ihm vorkommen konnte, dessen Entfernung zu verlangen. War dies einmal geschehen, hoffte er ohne Schwierigkeit die Einwilligung seines Monarchen zu seiner Verbindung mit Donna Linda de Illescas zu erlangen.

Aber auch in dem finsteren, starren, wenn auch still, doch unermüdlich für seine Zwecke arbeitenden Geiste Salvaterras war ein großer Entschluß gereift. Salvaterra hatte einst Manuel de Godoy so zu sagen aus dem Staube erhoben und dem Throne nahe gerückt, weil

er auf den ersten Blick in der Posada „la Corte" die großen Fähigkeiten des jungen Mannes erkannt. Hierin hatte sich denn auch der schlaue Priester nicht geirrt, und ebensowenig in der sicheren Voraussetzung, daß ihm der liebenswürdige, aber eitle, ehrgeizige, sinnliche und nicht gerade charakterstarke Jüngling, ohne Welt- und Lebenserfahrung als treffliches Werkzeug zur Ausführung seiner Pläne dienen werde. Nur auf Eines hatte der Beichtvater der Königin nicht gerechnet, nämlich auf das ganz unerhörte, jeder menschlichen Berechnung fern liegende Glück seines Günstlinges, der ihm, ehe er es sich versehen hatte, an Macht und Einfluß weit über den Kopf gewachsen war. Der Abschluß des Basler Friedens hatte nun aber in der That diesem Glücke die Krone aufgedrückt und Salvaterra hätte nicht Derjenige sein müssen, der er war, wenn er nicht sogleich erkannt, daß nun der gefährliche Augenblick gekommen sei, in welchem der Längstwiderstrebende Alles aufbieten werde, sich von seinem verhaßten Einflusse zu befreien. Freilich blieb Salvaterra immer noch Herr jenes gefährlichen Geheimnisses; dies aber war ursprünglich bestimmt gewesen, den Willen Manuels zu beugen, da wo er den Zwecken des königlichen Beichtvaters entgegentrete. Konnte aber jetzt nicht der „Freund" des Königs unerwartet und ehe noch, — wenn es nöthig, — der Schlag geschehen, die ganze Stellung Salvaterras untergraben?

Auch Salvaterra fühlte also, daß die Stunde des letzten entscheidenden Handelns gekommen sei; — er sah klar, hier gelte es Tod oder Leben, Sein oder Nichtsein, Salvaterra oder Manuel de

Godoy Rückführung der alten oder Sieg der neuen Zeit; denn es blieb ja doch unter Alcudia nach dem Frieden von Basel nur eine Allianz mit der französischen Republik möglich. Und Salvaterra war entschlossen. Schon war die Stunde zu einem großen Empfange bei dem Könige angesagt und herbeigekommen, — schon wußte man, daß der Herzog von Alcudia bei dieser Gelegenheit zum Fürsten von Bassano und Grafen von Evoramente ernannt und mit jenem Fürstenthume uud mit jener Grafschaft belehnt werden sollte, als sich Salvaterra, der Mann mit den eisernen Zügen erhob, den letzten Versuch zu machen. Es galt ein gefährliches Spiel und ihm war nur noch ein Trumpf geblieben .... aber dieser Trumpf konnte der Königin und Manuel das Leben kosten — konnte Spaniens Schicksal für Jahrhunderte entscheiden.

Und wieder kreisten die Eumeniden unsichtbar über sterblichen Häuptern. Aber ihre Schlangenhaare schüttelnd und ihre Fackeln schwingend, sangen sie diesmal wie triumphirend von dem Fluche, den der Mensch sich selbst aus eigner Schuld erzeugt.

Für Madrid war ein Festtag — ein Tag des Jubels — ein Tag der Lust angebrochen. Spaniens Hauptstadt feierte den Friedensabschluß mit Frankreich. Wie prangten im reichsten Schmucke seine 525 Straßen, seine 81 öffentliche Plätze, seine 77 Kirchen und 75 Klöster; obgleich es

nicht zu verkennen blieb, daß gerade ein Theil der Geistlichkeit nur wenig mit dem Basler Friedensschluß und noch weniger mit dem Herzoge von Alcudia zufrieden war. Prachtvoll nahmen sich vor allen Dingen die Straßen von Alcala, San Bernardo, Fuenearrae, Toledo, Atocha, die Calle mayor, die Red de San Luis, die Plaza mayor, de Cebada und die Puerta del Sol mit ihren zahllosen Teppichen, Fahnen, Kränzen und Gewinden, Heiligenbildern und Altären aus. Und wie wogte es nun in buntem Gemische durch alle diese Straßen und Plätze, während die 149 Glocken der Residenz ihre ernsten Klänge in einem feierlichen Chorus erschallen ließen. Die Hauptmasse des Volkes aber bewegte sich in der Gegend des königlichen Palastes und namentlich unter den Fenstern desjenigen Flügels auf und ab, den der Herzog von Alcudia bewohnte. Hier aber ertönte ein „Hoch!“ — ein „Es lebe der Herzog von Alcudia!“ — nach dem andern. Es waren dieselben Menschen, die hier nicht lange zuvor „Nieder mit Godoy,“ „Nieder mit Alcudia!“ geschrieen hatten.

Aber auch die inneren Hallen des königlichen Schlosses waren festlich ausgeschmückt. Die Treppe des großen Aufgangs glich einem Tropenwalde von Palmen, exotischen Gewächsen und Blumen, unter welchen die kostbaren Statuen aus carrarischem Marmor in ihrer Götterfülle und Götterschönheit wahrhaft bezaubernd hervortraten. Ueber dem Eingange in die inneren Gemächer aber prangte eine hohe, weibliche Gestalt, die Palme des Friedens den Eintretenden segnend entgegenstreckend. Die von hier aus endlich bis zu dem Hauptsaale führenden vierundzwanzig

Zimmer und Säle hatten sich gleichfalls mit den herrlichsten Blumen geschmückt, deren freundlichen Eindruck kaum die erdrückende Pracht des Thronsaales verwischen konnte.

Und nun die Masse der in Gold und Seide, in Edelsteine und Sammt, in Uniformen, Galla-Costümen und Spitzenroben prangenden, rauschenden, funkelnden Granden und Edlen männlichen und weiblichen Geschlechtes. Herzöge und Herzoginnen, Fürsten und Fürstinnen, Marquise und Marquisinnen, Grafen, Bischöfe, Aebte, Prälaten, Gesandte fremder Mächte, Offiziere aller Corps — Alles durchwogt und durchkreuzt von königlichen Dienern, die fast in ihren goldgestickten Staatslivréen zusammenbrachen. Den alles übertreffenden Glanz hob dabei aber noch jener Ernst, jene Würde, jene wahrhaft königliche Grandezza, die dem Spanier so eigen ist, und gerade bei solchen Versammlungen mehr wie irgendwo imponirt. Dabei rief die Hofetiquette die strengste Absonderung nach der Rangordnung hervor, so daß im Thronsaale nur die Granden des ersten und zweiten, in den anstoßenden Sälen die Granden dritten Grades, und von da an, je nach den sich entfernenden Gemächern, die abstufenden Rangordnungen sich aufhalten durften.

Da plötzlich lief ein Geflüster, eine Bewegung durch alle Zimmer und Säle; die königlichen Garden, deren Posten in steigender Anzahl an jeder Flügelthüre standen, stießen ihre Hellebarden auf den Boden, daß es weithin dröhnte, in allen Zimmern gruppirte sich die Menge zu beiden Seiten des Durchgangs — und ein „Er ist's!“ ging von Munde zu Munde. Da strahlte manches schöne Auge und manches ernste blickte noch finsterer, und man-

ches stolze Antlitz ward noch stolzer; aber überall neigte und beugte man sich tief, als ob der König selbst die lange Reihe durchschritte; und in der That, es war auch — wenn nicht der König, doch der Beherrscher Spaniens — es war der Held des Tages, Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia.

Und war es ein Wunder, daß so manches schöne Auge strahlte? Glich Manuel in diesem Augenblicke nicht einem Gott an Schönheit, edlem Anstand, Würde und königlicher Hoheit. Nur blässer war er geworden, und an die Stelle jugendlicher Heiterkeit, poetischer Schwärmerei, die ihn früher schmückten, hatte sich ein ernster, fast konnte man sagen schmerzlicher Zug festgesetzt.

Jetzt schritt Manuel rasch durch die lange Reihe der Gemächer, während er im Vorübergehen die Huldigungen, die ihm wurden, mit gewinnender Freundlichkeit erwiderte. Im Thronsaale aber, in dem man sich mit mehr Freiheit glückwünschend zu ihm drängte, stand er mit eben so viel Liebenswürdigkeit Rede.

Plötzlich gab sich eine neue Bewegung kund. Die lange, hagere Figur Salvaterra's trat in den Thronsaal. Seine Stellung als Beichtvater der Königin, also in der unmittelbaren Nähe der Majestät, gab ihm das Recht dazu. Im Geheimen befähigte ihn ein anderes, und in der That verbeugten sich Alle, an welchen er vorüberging, mit einer Art Ehrfurcht und Grauen, die für jeden Eingeweihten leicht zu erklären war. Manuel aber überrieselte unwillkürlich ein leiser Schauer, als Salvaterra gerade auf ihn zutrat und auf ein Wort im Vertrauen bat. Kam es ihm doch vor, als ob des Beichtvaters un=

heimlich flackernde Augen heute noch stechendere Blicke aussendeten, als sonst; — als ob sein knöchernes, ernstes Gesicht, seine markirten, eisernen Züge ein tödtlich treffendes Urtheil verkündeten.

Godoy konnte indessen nicht ausweichen, und folgte daher in eine Fensternische.

„Hoheit!“ — sagte hier der Priester — „ich hatte gehofft, Euch noch in Euren Gemächern zu finden. Es war zu spät. Ich muß also hier, an einem weniger passenden Platze, nachholen, was ich dort zu sagen beabsichtigte.

„Sprecht rasch, Hochwürdigster“ — versetze Manuel — „wenn es so dringend nöthig ist. Seine Majestät werden sogleich eintreten. Kann es aber verschoben werden ....“

„Nein!“ — fiel hier Salvaterra ein. — „Indessen wollen wir kurz sein. Männer, wie wir, verstehen sich leicht. Zuvor eine Frage: Wer ist es, dem Manuel de Godoy verdankt, daß er heute als die Sonne Spaniens gefeiert wird?“

Manuels Mienen wurden finster. „Laßt das, Salvaterra“, — sagte er mit Bitterkeit, — „ich weiß, wohin es zielt. Ich danke der Hand nicht, die im eigenen Interesse den Faden meines Geschickes an die Stufen des Thrones knüpfte und aus ihm mit satanischer Schlauheit ein Gewebe von Intriguen schuf, in dem ich mich fangen sollte, um finsteren Plänen zum Werkzeug zu dienen. Ihr könnt Euch alle und jede Mühe sparen, denn es gilt doch nur der alten Forderungen.“

„Der gilt es freilich“! — versetzte dumpf der Beicht=

vater — „wie denn ihrer Erfüllung mein Dichten und Trachten, mein Denken und Handeln, mein ganzes Sein, bis zu meinem letzten Athemzuge gewidmet ist. Aber ich habe bei dem Herzog von Alcudia ein Recht der Dankbarkeit anzusprechen, wie verächtlich er auch die Hand zurückstößt, die ihn bis zu dieser Höhe gehoben — und im Namen dieser Dankbarkeit verlange ich eben die Erfüllung dieser Forderungen."

„Dankbarkeit? nein, heiliger Mann" — sagte, fast mit verletzendem Hohne, Manuel — „Ihr spieltet mit dem Heile meiner Seele, mit dem Glücke meines Lebens va banque, um, dem Lande gegenüber, einen Schurken aus mir zu ziehen. Nur schade, daß sich Salvaterra's schlauer Kopf hier verrechnet hat. Mit einem Wort: ich will endlich einmal frei sein von diesen Anmuthungen, und da Ihr, wie ich, fühlt, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen ist, so laßt sie eintreten. Ihr oder ich, ist jetzt das Losungswort. Zwei drohende Komete nahen wir uns mit schwindelnder Schnelle, mit zertrümmernder Gewalt. Wollen wir Thoren sein und das Aeußerste wagen? Ueberblickt Eure Lage; die Macht ist jetzt auf meiner Seite. Schweigt und zieht Euch vom Hofe zurück und ich verschaffe Euch den Kardinalshut."

Ein stolzes, verächtliches Lächeln zuckte über Salvaterra's eisigkalte, todte Züge, wie ein Irrlicht über Gräber fährt. Dann sagte er mit einer Hoheit, als trüge er die dreifache Krone:

„Don Manuel de Godoy! . . . . Salvaterra bedarf keines Kardinalhutes aus Eurer Hand. Aber

vielleicht kann Salvaterra dem edlen Herzog von Alcudia noch auf dem Blutgerüste die Beichte abnehmen."

„Oder selbst auf dasselbe steigen" — versetzte Manuel zornglühend — „wenn man die Frevelthaten und Gesetzwidrigkeiten gewisser geheimen Gerichte vor das Licht der Welt zieht. Der Orden der Jesuiten ist im Königreiche Spanien aufgehoben, und Ihr kennt die Befrachtung jener Schiffe, die Aranda dem heiligen Vater als Präsent sandte!"

Eine allgemeine Bewegung im Thronsaale, die sich mit Blitzesschnelle allen übrigen Sälen und Gemächern mittheilte, beurkundete, daß der Hof sich nahe. Nichts konnte in diesem Augenblicke Manuel willkommener sein. Er wandte sich rasch, seinen Platz einzunehmen, als ihn die knochige Hand Salvaterra's wie mit dämonischer Gewalt zurückhielt.

„Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen" — sagte der Beichtvater der Königin, und seine Stimme war so fest wie jemals — „Geht Ihr auf meine Forderungen ein?"

„Nein!" — versetzte entschieden der Herzog.

„Ich beschwöre Euch im Namen des Allmächtigen, im Namen unserer heiligen Mutterkirche" — fuhr Jener fort.

„Nein!" — wiederholte Manuel — „Nimmermehr!"

„Godoy?!" — rief jetzt Salvaterra — „Bei Eurer und der Königin Zukunft — — bedenkt, was es gilt!"

„Nein!" — wiederholte noch einmal der Herzog und

wandte sich mit Gewalt los, denn die Flügelthüren des Haupteinganges öffneten sich und beide Majestäten, nebst dem ganzen Hofe, gefolgt von dem großen Cortége, traten ein.

Da entblößten sich alle Häupter. Der König aber, nachdem er die Stufen des Thrones bestiegen, lüftete den Hut und sagte das übliche: „Willkommen meine Vettern! Bedecken Sie sich!" — Und sofort machten die Granden von diesem Rechte Gebrauch. Als dies geschehen, ließen beide Majestäten und der Hof sich nieder, während vorschriftsmäßig den Granden ersten Ranges und ihren Gemahlinnen Kissen auf die schon erhöhten Polstersitze gelegt wurden, worauf auch diese, so wie die Granden der zweiten und dritten Klasse sich setzten. Alle Uebrigen verharrten nach den Gesetzen der Hofetiquette stehend und mit entblößtem Haupte.

Tiefe Stille folgte, dann hub Carl IV., — heute sichtbar von Freude mehr als gewöhnlich belebt und durch das sehnlichst gewünschte glückliche Ereigniß aus seiner Lethargie aufgerüttelt, — mit bewegter Stimme an:

„Dank sei der heil'gen Maria und Sanct Jago, daß Wir heute ein Fest des Friedens zu feiern vermögen! Schon hatte der unselige Krieg, den Wir gegen Unseren Willen zu unternehmen gezwungen waren, dem vielgeliebten Vaterlande mit Erschöpfung und Zerüttung gedroht, — schon fing der Handel an zu stocken, die Industrie zu verfallen an, — schon — schon . . . ."

Der König stockte, eine Wolke des Unmuths drohte auf der Stirne aufzuziehen, als ihm seine heutige gute Laune über die Klippe half, an der das Schiff seiner

staatsmännischen Beredsamkeit gescheitert war. Ein mattes Lächeln flog daher über seine schlaffen Züge indem er sagte:.

„Doch was bedarf es der Worte. Wir freuen Uns von Herzen des Friedensschlusses zu Basel, und da Wir diesen der Anhänglichkeit, der Treue und dem Eifer Unseres ersten Ministers Don Manuel de Godoy, Herzogs von Alcudia, der festesten Stütze Unseres Thrones zu verdanken haben, so finden Wir uns heute bewogen, denselben zum Fürsten von Bassano und Grafen von Evoramente zu erheben, unter Belehnung mit jenem Fürstenthume und jener Grafschaft."

In diesem Augenblicke erhob sich der König dem Herzoge von Alcudia zum Herankommen und Niederknieen winkend. Wer aber beschreibt das Staunen des Königs und der ganzen Versammlung, als sich diesem Salvaterra vordrängte und mit den Worten dem Köuige zu Füßen warf:

„Im Namen des dreieinigen Gottes! im Namen der heiligen Mutter Kirche! im Namen des Königreichs! beschwöre ich Eure Majestät um einen Augenblick Gehör!"

Es war ein ernster Moment. Einen solch' unerhörten Verstoß, gegen alles Herkommen, alle Ordnung und Etiquette, konnte nur Unerhörtes entschuldigen. Und in der That waren alle Anwesenden und der König selbst so überrascht, daß, nach einem fast allgemeinen leisen Ausrufe des Staunens, eine Minute tiefen Schweigens folgte. Marie Louise und Manuel aber, waren bleich wie der Tod. Sie allein wußten, was dies zu bedeuten habe und die Posaunen des jüngsten Gerichtes hätten nicht furcht=

barer, nicht vernichtender als Salvaterras Worte an ihr Ohr schlagen können. Die Königin wollte sprechen; aber die Stimme versagte ihr den Dienst; auch Godoy vermochte im Augenblicke keine Worte zu finden, so hatte ihn die Kühnheit des Feindes überrascht. Denn erwartete er auch das Aeußerste von Salvaterra, so erwartete er es doch nicht hier und in dieser Stunde.

Was den König betrifft, so würde er wohl jeden Anderen als Salvaterra diese Kühnheit im Thurme von Segovia haben büßen lassen. Gegen den Beichtvater der Königin aber, einen so hohen Diener der heiligen Mutter Kirche, einen Mann im Priesterkleide, wagte seine katholische Majestät doch nicht so ohne Weiteres zu verfahren. Aber wie Carl IV. alles Unerwartete stets peinlich berührte, so verstimmte ihn auch dieser Zwischenfall auf das entschiedenste, und doch konnte er sich ihm kaum entziehen.

„Was soll es!" — sagte der König daher finster.

„Nur wenige Worte mit Eurer Majestät allein!" — versetzte Salvaterra.

„Ist jetzt nicht möglich!" — erwiderte der König.

„Auch nicht, wenn es die Ehre der spanischen Krone gilt?" — und flüsternd sich gegen den König neigend, setzte Salvaterra hinzu:

„Majestät sind verrathen! — verrathen im Heiligthume des eigenen Herzens, — verrathen . . ."

„Er ist wahnsinnig!" — sagten fast zu gleicher Zeit Marie Louise und Manuel. Aber im gleichen Augenblicke hatte die Königin auch ihre ganze Geistesgegenwart wieder gefunden.

„Hinweg mit ihm!" — herrschte sie mit einer so lau=

ten Stimme und so gebieterischen Mienen, daß Alles erbebte — „Graf Oropeza, Ihr haftet mit Eurem Kopfe für diesen Wahnsinnigen.“

Aber Salvaterra war nicht der Mann, der sich imponiren ließ. Hoch aufgerichtet stand er jetzt, fest, kalt, unerschüttert wie ein Fels im Meere, indem er sagte: „Wer wagt es, Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen?“ Der König aber gab ein Zeichen, worauf sich die Granden so weit zurückzogen, daß sie nichts zu hören vermochten. Als dies geschehen, wandte er sich zu Salvaterra und befahl ihm zu sprechen.

„Gut denn!“ — sagte dieser — „So mag denn Eure Majestät erfahren, daß sie eine Schlange am Busen nährt. Don Manuel de Godoy steht in unerlaubtem Verhältnisse mit ihrer Majestät der Königin. Ich selbst habe Ihre Majestät in Godoys Zimmer getroffen.“

Man kann sich denken, wie diese Worte wirkten. Der König stand sprachlos vor Schreck und Zorn. Bald glaubte er falsch gehört zu haben, bald schien ihm Salvaterra wirklich wahnsinnig, — bald zweifelte er, daß er wache. Die Gedanken vergingen ihm im Sinne des Wortes. Manuel glich dem Tod. Da blitzte in Marie Louisen ein kühner Entschluß auf. Mit königlicher Hoheit erhob sie sich und rief: „In den Staub, Elender! der es wagt, die Krone Spaniens mit seinem Geifer zu beflecken, weil der Herzog von Alcudia seinen König und sein Vaterland zu treu liebt, als, dem Willen Salvaterras nach, Spanien wieder den Jesuiten und der Inquisition preis zu geben. In den Staub, Elender! Don Manuel in einem Liebesverhältniß mit Uns, Donna Maria

Louise, Königin von Spanien und beider Indien. Armsel'ger Thor, hat Dir der Neid auf Godoys Verdienste so ganz die Augen verblendet? So wisse denn — und auch Ihr, mein königlicher Herr, möcht es jetzt erfahren, obgleich Euch diese freudige Ueberraschung noch aufbehalten bleiben sollte — wisset: Ja, Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia, seiner Majestät treuester Diener, des Thrones Stütze, Carl IV. Freund .... liebt, — ja er liebt ... und wird wieder geliebt! Sprecht nicht, Don Manuel, Wir wissen, was Ihr sagen wollt. Jetzt wäre weitere Bescheidenheit am unrechten Orte."

Und mit diesen Worten ergriff die Königin die Hand der unfern von ihr stehenden Donna Maria Theresia von Bourbon und führte das staunende überglückliche Mädchen zu Manuel, der nicht wußte, wie ihm geschah.

„Kniet nieder" — sagte die Königin sodann — „und empfangt, als Braut und Bräutigam, den Segen seiner Majestät. Herzog, Ihr werdet durch diese Ehre ein Glied Unseres königlichen Hauses und des königlichen Hauses von Portugal. Groß ist die Ehre, lohnt sie mit Treue. Dem Scharfblick Eurer Majestät aber" — fuhr die Königin fort — Don Manuel ein Zeichen des Schweigens gebend — „kann die Liebe dieser Glücklichen nicht entgangen sein. Geruhen Eure Majestät sich nur an das Festspiel zu erinnern, in welchem Ihre königliche Hoheit Donna Maria Theresia die Andromeda, Don Manuel den Perseus darstellten, — und dann des hübschen Bildes, das Donna Maria darnach entwarf. O Wir wußten es schon damals!" — rief die Königin das ent-

zückte Mädchen mit der ganzen Fülle ihrer Liebenswürdigkeit an sich drückend. — „Wir wußten es schon damals, daß Liebe hier den Pinsel geführt!“

„Und daß ich Eure Majestät in Godoys Zimmer traf?“ — frug hier mit kaltem Hohne Salvaterra. — „Wird das mein königliches Beichtkind etwa auch läugnen?“

„Nein!“ — versetzte Marie Louise kalt — „denn es geschah um diese Verbindung zu schließen.“

„Und die Unterredung?“ — frug Salvaterra.

Aber Carl IV. hatte genug. Der schwache Mann war froh, aus einer so peinlichen Lage auf eine für ihn so angenehme Weise gezogen worden zu sein; denn ein Bündniß seines Lieblings mit Donna Maria Theresia war ganz in seinem Sinne, zumal nun sein Manuel ein Glied seines Hauses wurde. Als daher Salvaterra auf's Neue seine Klage vertreten wollte, rief er voll Unmuth:

„Es ist genug des Giftes! — Ihr seid entlassen, und damit seine Heiligkeit auf schnellstem Wege Nachricht von dem glücklichen Familienereignisse erhält, das Wir nun heute zugleich mit Unserem Friedensfeste feiern, so werdet Ihr Euch binnen vierundzwanzig Stunden auf den Weg nach Rom begeben.“

Und zu den Granden und der ganzen Versammlung gewandt, stellte der König Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia, Fürst von Bassano, Grafen von Evoramente als den Verlobten mit Ihrer königlichen Hoheit Donna Maria Theresia von Bourbon dar.

Maria Theresia aber lag vor Freude und Seligkeit lachend und weinend an Don Manuels Brust.

XXIV.

Gar manches hübsche Mährchen hat wohl schon erzählt, daß es in früheren, längst versunkenen Jahrhunderten überirdische Wesen — gütige Feen — gegeben habe, die sich wohl manchmal einen Sterblichen als Liebling auserkoren und dann das ganze Füllhorn ihrer Segnungen über ihn ausgegossen. Wie spielend wird dann der Glückliche von guten Genien von Stufe zu Stufe dem Tempel der Ehre, des Ruhmes, des Reichthums und der Macht zugeführt, bis er an der Seite einer reizenden Königstochter den Thron irgend einer glücklichen Insel besteigt.

O wie wunderbar hat doch das Schicksal in der Wahrheit und Wirklichkeit ein solches Mährchen in Manuels Leben nachgebildet! Oder war auch er der Liebling einer unsichtbaren Fee?

Die kühnsten, die schwindelndsten Wünsche eines Sterblichen können ja zu der Erdenhoheit nicht reichen, zu der hier Godoy, fast wie im Traume, emporgestiegen war. Aber was ist Menschenhoheit, was Erdenreiz ohne innere Glückseligkeit?

„Menschenhoheit, Erdenreiz
Zeichnet dieses Aschenkreuz!“

sagt der Dichter, und wahrlich! in Manuels Herzen war gerade jetzt, — ja gerade durch sein unbändiges äußeres Glück, das sein inneres zertrat, die Flamme der letzten freudigen Hoffnung zusammengebrochen und hatte nichts zurückgelassen, als ein Häuflein Trümmer und Asche. Manuels Glück war sein Fluch. Auf den Stufen des Thrones bricht er, einsam, unter der Last seiner Schmerzen zusammen.

Oeffentlich vor der Grandezza, vor dem Adel der Halbinsel, ja Angesichts Spaniens und ganz Europas von der Königin als Bräutigam der Prinzessin von Bourbon erklärt, ohne auch nur ein Wort entgegnen zu können, — von seiner Braut liebend umschlungen, ohne sie je geliebt, ja nur beachtet zu haben, — von Spaniens König als Glied seiner Familie anerkannt und gesegnet, ohne diese unerhörte Ehre zurückstoßen zu können ...... blieb Don Manuel de Godoy in der That nichts übrig, als sich schweigend aber mit verblutendem Herzen in sein Geschick zu fügen. Und Linda?! — Die Gedanken an sie brachten ihn fast zur Verzweiflung. Er wußte, dieser letzte Schlag mußte tödtlich wirken, und, bei Gott! er hatte jetzt keinen heißeren Wunsch, als auch zu sterben und mit Brittaniens großem Sänger rufen zu können:

„Mir winkt im Tod kein schönerer Genuß,
Als, Holde, zu vergeh'n in Deinem Kuß!"

Und was er voll Entsetzen geahnt, drohte nur zu rasch sich erfüllen zu wollen. Noch ehe er gewagt, noch ehe er vermocht, die unselige Wendung, die sein Geschick genom=

men, selbst an Linda zu berichten, war die Nachricht von Don Manuels öffentlicher Vermählung mit der Prinzessin von Bourbon zu Lindas Ohren gedrungen. Donna Illescas aber mußte natürlicherweise hier einen schmählichen Verrath von Seiten Manuels sehen, der ihr noch jüngst die innigste Liebe geschworen und sich nun in die Arme einer Anderen, von der sie nie aus seinem Munde auch nur ein Wort gehört, gestürzt hatte. Wirklich erfuhr Manuel auch schon nach einigen Tagen durch Margaretha, daß diese neue Täuschung Linda das Herz gebrochen habe, und das arme Kind mit Sehnsucht seiner Auflösung entgegensehe.

Kein Wort der Bitterkeit, keine Klage, kein Vorwurf für Manuel komme dabei über ihre Lippen — schrieb Margaretha — schweigend ruhe sie, schon jetzt wie ein verklärter Engel, und nur manchmal schaue ihr unaussprechlich schönes dunkles Auge zum Himmel, als wolle es sagen: Habe ich denn das verdient, — ich — die ich ihn so rein, so heiß, so treu geliebt?

Manuel war außer sich. Er schrieb Linda sogleich den ganzen Hergang der Sache. Er beschwor sie bei Gott und allem was ihr heilig war, ihn für keinen Treulosen, wohl aber für einen Unglücklichen zu halten, der dem Schicksal erliege. Aber indem er dies schrieb, fühlte er, daß sein Schreiben Linda kaum befriedigen und überzeugen könne, weil er ja natürlich weglassen mußte, was ihm den Mund zugehalten!

O Fluch des ersten Fehltrittes, wie wälzest du dich hier durch ein ganzes Menschenleben und ziehest mit teuflischem Hohnlachen selbst eine edle

Seele immer wieder in deinen Höllenqualen zurück, sobald sie deine Fesseln zerbrechen, und sich zu edlerem Sein aufschwingen will!

Dennoch verzweifelte Manuel an Lindas Vergeben nicht. Nur unter dieser Bedingung sei es ihm ja möglich zu leben, möglich sein unseliges Schicksal zu erfüllen, dem er, um der Rettung einer hohen Person, um der Sicherheit des Vaterlandes willen, mit brechendem Herzen gehorchen müsse. Eine „rothe Rose", ihm vor der Trauung heimlich überbracht, sollte das Zeichen der Vergebung sein.

Was ist es, das Madrid heute abermals in solche Aufregung versetzt? — Warum dies Feierkleid? dies Gesumme der Glocken? dies Donnern der Geschütze?

Warum? — Spanien begeht ein Freudenfest! Madrid feiert die Vermählung Don Manuel de Godoy's, Herzogs von Alcudia, Fürsten von Bassano, Grafen von Evoramente, des ersten Ministers seiner Majestät, Generalissimus der Armee, Major der Leibgarde, Grand von Spanien, Ritter des goldenen Vließes und anderer Orden und Glied der königlichen Häuser von Spanien und Portugal mit Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Donna Maria Theresia von Bourbon!

Und welch' ein Glanz, und welche Pracht entfaltete sich hier. Und welch' ein Jubel im Volke, dem ja der Held des Tages das köstlichste Geschenk gemacht, den gol=

denen Frieden zurückgegeben hatte. Und Friede war ja auch in so viele Herzen wieder eingekehrt. Friede und Seligkeit thronte im Herzen Donna Maria Theresias. Friede und Beruhigung lebte wieder in der Brust der Königin, die Gott in freudigem Gebet dankte, daß er sie durch schwere Prüfung auf den Weg des Besseren geführt und deren Liebe zu Manuel sich jetzt in reine, heilige Freundschaft verklärte. Friede strahlte selbst aus dem Auge des Königs, das heute das unverhoffte Glück, seinen Manuel auch durch Blutesbande an sich gefesselt zu sehen, ungewöhnlich belebte.

Und wie brausten die Töne der Orgel so feierlich durch die Hallen der Cathedrale; — Engelschöre schienen herabgestiegen die heilige Feier zu erhöhen; — alle Augen flammten, alle Herzen erhoben sich zu Gott — nur eines .... eines .... eines wollte vor Schmerz und Verzweiflung brechen.

Da erschallten die Trompeten. Ein feierlicher Zug nahte sich Don Manuel, — ringsum wehten die Fahnen des Vaterlandes, — zweihundert weiß gekleidete Mädchen, die Zierde Spaniens, streuten Blumen, der König aber trat, gefolgt von Don Louis Godoy, — der zu Ehren des heutigen Tages zum Generalstatthalter von Catalonien ernannt worden war, — vor und überreichte Manuel an den Stufen des Altars das Decret, das diesen zum „Friedensfürsten“ ernannte. Und die Kanonen donnerten, und die Glocken läuteten, und ein unermeßlicher Jubel brach unter dem Volke aus, und wälzte sich von Straße zu Straße durch die volksbelebte Stadt.

Und Manuel? — Sein Herz schrie auf nach Linda, daß es zu zerspringen drohte. Wie er aber die Augen hob, siehe da stand ein Mönch an seiner Seite, todtenblaß, eingefallen, entstellt, als sei er dem Grab entstiegen. Es war Anselmo. Manuel zuckte convulsivisch zusammen, Anselmo aber reichte ihm ... eine „weiße Rose", indem er mit der letzten Kraft seines erlöschenden Lebens flüsterte: „Sie ist aus Linda's Todtenkranz." Dann brach er zusammen und war nicht mehr.

Auch ihr Herz hatte Frieden — das Glück Manuels war auf ewig zertreten.

Druckfehler.

Seite	23	Zeile	6	muß	stehen	Beide in statt Beid ein.
„	67	„	28	„	„	dero statt dereo.
„	69	„	2	„	„	Grandezza statt Gradezza.
„	77	„	14	„	„	Individuum statt Individium.
„	105	„	20	„	„	Der statt Dir.
„	120	„	11	„	„	augenscheinlich st. angenscheinlich.
„	140	„	11	„	„	unbefangenerer statt unbefangene.
„	153	„	2	„	„	in statt ihn.
„	199	„	17	„	„	Uhrwerk statt Urwerk.
„	290	„	24	„	„	drückt statt drückte.

Mannheim. Druckerei des k. Bürgerhospitals.

Unterhaltungen

im

Bade.

Aus den Papieren

einer

hochgestellten Dame.

Erster Theil.

Mannheim.
In Commission bei Tobias Löffler.

1853.

Unterhaltungen im Bade aus d. Papieren e. hochgestellten Dame

Bd.: 2

Mannheim 1853